







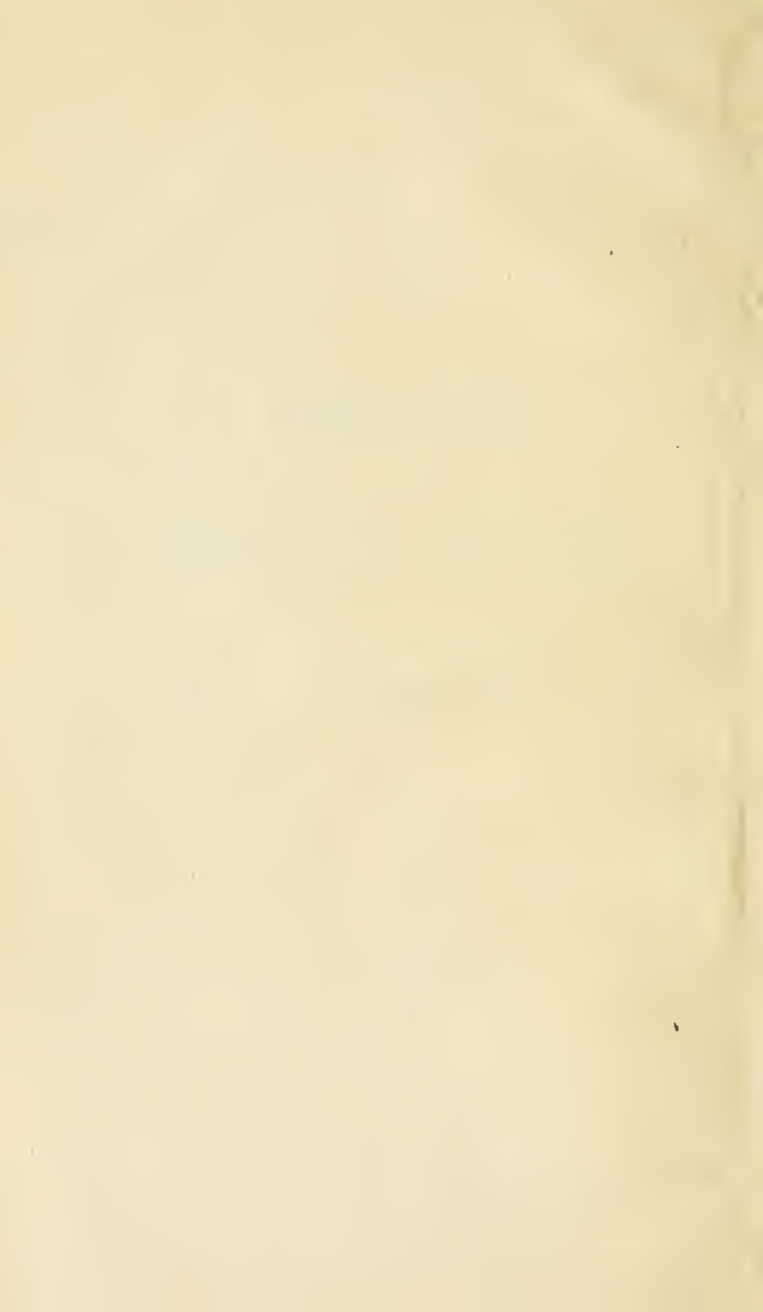


Kleine Schriften

zur

Geschichte und Cultur.

Zweiter Band.



Kleine Schriften

zur

Geschichte und Cultur.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Zweiter Band.

Mit einer Tafel.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1888.

An

Ludwig Friedländer

in Königsberg

zu freundlicher Erinnerung.





Inhalt.



Eine Weltchronik in Bildern.

1883.



I.

Im fünfzehnten Jahrhundert, während die classische Frührenaissance entstand, blühte ein mailänder Maler von Talent und Ruf, dessen Werke heute fast verschollen sind. Er hieß Leonardo da Besozzo, so zubenannt von seinem Geburtsort, welcher zwischen Galarate und Laveno gelegen ist. Er hat Wandmalereien in Neapel ausgeführt, und als Miniaturmaler eine Weltchronik in Bildern dargestellt.

Dies höchst merkwürdige Kunstwerk kam im Jahre 1883 aus der Bibliothek des Carlo Morbio von Mailand nach München, und durch diesen Zufall zu meiner Kenntniß. Die Nachlassenschaft jenes verdienten Mannes, eine große Sammlung von Medaillen, Originalurkunden, Handschriften und seltenen Drucken, wurde nämlich von den Erben an eine Gesellschaft von Liebhabern in München verkauft.

Niemand kennt den Ursprung der gemalten Weltchronik Besozzo's. Morbio hatte vor Jahren in einer Schrift: „Frankreich und Italien oder die französischen Handschriften in unseren Bibliotheken", die Wichtigkeit

dieses Kunstwerks hervorgehoben.[1] Allein er verschwieg die Herkunft seines Schatzes, und nur aus einer Note jener Schrift erfuhr ich, daß er ihn im Jahre 1862 an sich gebracht hatte.

Er rühmte mit einiger Ueberschwenglichkeit den künstlerischen Wert der Miniaturen, mit denen alle Blätter des Codex geschmückt sind. Nicht ohne Grund nannte er diesen eine große geschichtliche und artistische Gallerie, welche schon wegen ihres ehrwürdigen Alters bewundernswert und ganz einzig sei. Das Werk ist nämlich eine allgemeine Chronik der Welt, doch ohne Text, durchaus in Figuren bestehend, die auf Pergament gemalt sind. Sie stellen die Hauptpersonen der Menschheit dar von Adam bis zum Papste Bonifacius VIII. und zum Mongolenchan Tamerlan. Entweder gehörte dazu ein abgesonderter Text, oder der Besteller der Weltchronik war geistreich genug, von vornherein auf Worte zu verzichten, und dies ist sehr wahrscheinlich.

Auf dem Stirnblatt der Chronik steht von moderner Hand geschrieben: Leonardus de Bissutio Imagines Pictae Virorum Illustrium usque ad Bonifacium VIII, A. D. 1395. Dies Datum ist willkürlich; aber daß die Miniaturen von Besozzo angefertigt seien, wird am Ende des letzten Blattes durch eine Note bestätigt, deren Schrift nicht modern ist.

Der Band in Quarto besteht außer dem Titelblatt aus 19 Pergamentblättern, also aus 38 Seiten, von

---

[1] Francia e Italia, ossia i manoscritti francesi nelle nostre biblioteche, Mailand 1873.

denen eine jede in drei horizontale Streifen abgeteilt ist. Jeder derselben hat zwei oder auch mehr auf ultramarin-blauem Grunde gemalte Figuren, einzelne oder in Gruppen. Sie sind größer, als dies sonst in gemalten Büchern des Mittelalters gebräuchlich zu sein pflegt.

Bisweilen finden sich architektonische Darstellungen, wie des Turms von Babel, der Städte Troja und Karthago und endlich Rom's. Die Figuren sind mit ihren Namen versehen, und diese mit weißer Farbe in Majuskeln geschrieben, während die ihnen zukommenden Jahre und die nach dem System Beda's und späterer Chronisten gezählten Weltalter unter den Blattstreifen in Cursiv mit schwarzer Tinte geschrieben sind. Der Schriftcharakter ist genau der im Ausgange des 14. Jahrhunderts und noch später gebräuchliche. Alle diese Legenden sind lateinisch. Sonst gibt es in der ganzen Chronik keinen andern geschriebenen Text, einige chronologische Noten ausgenommen, welche die Epochen von Concilien, die Gründung von Mönchsorden und hervorragende, nicht abgebildete Personen bezeichnen.

Die Chronik ist in sechs Zeitalter (aetates) eingeteilt. Fünf umfassen die vorchristliche Welt, und diese hat dem Künstler eine erstaunliche Fülle von malerischen Gegenständen dargeboten. Sie sind entlehnt aus der Bibel, der classischen Mythologie und der Geschichte. Die Zusammenstellung der Figuren ist in der Regel durch die Zeit bedingt, oder sie sind auch durch moralische Bezüge in Parallele gebracht.

Das erste Zeitalter zeigt in drei Bildern die Eltern des Menschengeschlechts, Adam und Eva, Chain und Abel;

ferner Henoch und Methusalem; Jubal und Tubalcain. Alle diese Erstlinge der Menschheit, mit entsprechenden Emblemen versehen, sind barfuß und halbnackt dargestellt.

Das zweite Zeitalter ist durch Noah, mit Weinrebe und Oelzweig in den Händen, und seine Arche, sodann durch die Stammväter der Generationen Sem, Ham und Japhet versinnbildlicht. Es schließt mit dem Abbilde der Turris Babel in vier Stockwerken auf hoher Basis. Zu ihren Seiten stehen Nimbrotus, geharnischt, in kurzem Mantel, mit krummem Säbel, und der König der Assyrer mit Krone und im Panzer.

Sehr reich ist das dritte Zeitalter ausgefallen. Es gibt darin manche geistreiche Combinationen. So steht neben dem Erzvater Abraham, welcher Isaak opfern will, der persische Zoroastrus, ein Jüngling mit langem Gewande, auf dessen Saum zu lesen ist primus magus. Er tritt mit nackten Füßen in einen alchimistischen Kreis und hält ein Buch, über dem ein schwarzer Teufel schwebt. Dem Erzvater Jakob — er salbt einen Altar — ist der Wolthäter der Menschheit Prometheus zugesellt, eine schöne Gestalt mit griechischem Bart, ein rot und weiß gestreiftes Baret auf dem Haupt, in rotem Mantel und gelber Tunika. Auf der Rechten trägt er eine kleine Bildsäule aus weißem Ton. Moses, aus dem Felsen Wasser schlagend, ist mit einem namenlosen Könige, wahrscheinlich dem Pharao, und sonderbarer Weise mit Demophon zusammengestellt. Man sieht sodann Herakles, den Antäus erwürgend, eine kraftvolle Gruppe, und daneben die auf dem Jupiter-Stier entführte Europa. Vielleicht ist diese Miniatur der erste malerische Versuch dieser Scene, der in der Frührenaissance

gemacht wurde. Sie hat dann viele Künstler beschäftigt, bis sie in Paolo Veronese den genialsten Darsteller fand.

Seltsam ist die Verbindung Deucalion's mit Josua. Jener, ein Greis in rotem Gewande, wirft Steine aus, die zu Menschen werden; dieser, ein junger Krieger mit Schild und Speer, blickt die Sonne an, eine goldene Stralenkugel, die am Himmel stehen geblieben ist. Der Drachentödter Cadmus steht neben Proserpina, die auf einer Wiese Blumen pflückt. Zu beiden Seiten Troja's, einer phantastischen Stadt mit Mauern, Türmen und Kuppeln der Renaissancezeit, Midas und Gedeon, dieser ein Greis im Purpurgewande, jener mit Scepter und Krone, ganz golden, bis auf die Stiefeln, welche der Künstler aus Zerstreutheit schwarz gelassen hat,

Besonders schön ist die Gruppe Orpheus, Herkules und Theseus. Der heilige Sänger, ein phädonartiger Jüngling in grüner Tunika, auf goldener Lyra spielend; vierfüßige Thiere horchen ihm zu, und Vögel umflattern ihn. Er steht aufrecht zwischen zwei Haufen behauener Steine, welche die Harmonie der Töne zusammenfügen wird. Der rasende Herkules, gleichfalls jünglinghaft, ist mit dem Nessushemde bekleidet, dessen Flammen ihn ergreifen. Neben ihm steht der junge Theseus in Krone und Waffenrüstung, als Herzog Athens gedacht. Er trägt in der Rechten eine runde Scheibe mit vielen concentrischen Kreisen, deren Mittelpunkt die kleine Figur entweder eines Centauren oder des Minotaurus bildet.

Durchaus geistreich ist die Verbindung der zwei tragischen Schicksalsgenossen Jeptha und Agamemnon. Jepte Filiam Imolavit ex Voto: ein geharnischter Krieger,

welcher der auf einem Altar knieenden Jungfrau das Messer in den Hals stößt. Beim Agamemnon fehlt Iphigenia, weil ihre Opferung nicht vollzogen wurde. Der König der Achäer, eine greise Gestalt mit dem Scepter, sitzt schwermutsvoll allein auf einer Bank. Die beigeschriebene Note sagt: fuit tempore Jepte.

Das folgende Bild stellt Menelaos dar, einen gekrönten Greis mit Scepter und Schild. Auch er sitzt trauernd auf einer Bank. Die Ursache seines Grams hat er neben sich; denn da sitzt Priamus, an seiner Seite die schöne, melancholisch blickende Helena mit goldenem Diadem, in meerblauem Gewande. Sie hält mit beiden Händen die Linke des Priamus, während sie selbst an Schulter und Oberarm vom jungen Paris erfaßt wird.

Es fehlt kaum eine Gestalt aus dem homerischen Sagenkreise. Da ist neben Hektor mit dem springenden Löwen auf seinem Schilde auch Jason, der die Hand auf den goldenen Widder legt; da Achill, Diomedes, und der in einem roten Mantel prachtvoll drapirte Odysseus, den Dioskurenhelm auf dem Haupt. Da sind Troilus, die Amazone Penthesilea, Eneas und Antenor, der das Abbild der von ihm gegründeten Stadt Padua auf der Hand trägt. Ihm ist Simson zugesellt, halb nackt, in roter Tunika, mit rotem Bart, furchtbar blickend, den Eselskinnbacken in der Hand; hinter ihm erschlagene Philister.

Der Sohn Achill's, Pyrrhus im silbernen Panzer steht da, die Hände auf eine rot und weiße Keule gestützt, neben ihm hält Ascanius das Abbild der Stadt Alba auf seiner Hand. Zu seiner Seite aber steht Samuel, ein Greis in rotem Talar, in der Hand einen

Schriftstreifen mit ecce unxit te dominus super hereditatem suam in principem. Eine Note sagt: fuit predicto tempore.

Das dritte Zeitalter schließt mit Eurystheus, dem ersten Könige Lacedämon's, dem Könige Codrus von Athen, dessen Brust von einem Speer durchbohrt ist, und mit Aletes primus rex Corinthi (fuit tempore Samuelis).

David eröffnet das vierte Zeitalter, ein junger König mit fliegendem Purpurmantel, die Linke auf den Schild gestützt, in der Rechten das Schwert; am Boden liegt Goliath mit abgehauenem Kopf. Daneben der am Baumast schwebende Absalom, die Lanze in der Brust.

Ein ganzes Bild nimmt die Königin Dido ein. Sie steht aufrecht übergebeugt, in das Schwert sich stürzend. Neben ihr die Hafenstadt Karthago, ummauert und getürmt.

Es folgt Salomo, ein jugendlicher Mann im Purpur, in der Linken ein rotes Buch, in der Rechten das Gebäude des Tempels mit kleinen Kuppeln. Zu seiner Seite die Königin von Saba, gekrönt und mit Scepter, in grünem Mantel. Daneben Capis, die Stadt Capua tragend.

Seltsam ist die Gruppirung im folgenden Bilde: Silvius, ein junger König mit Scepter, neben dem greisen Propheten Elias, welcher auf einer von zwei roten Rossen gezogenen Biga gen Himmel fährt; endlich Homer, mit Lorbeer bekränzt, im blauen Mantel und gelben Gewand, mit braunem Bart, nicht blind, sondern sehend, ein Buch in der Hand.

Zusammengestellt sind weiter der Prophet Elisa, hinter

welchem ein Bär ein Kind erwürgt, der Gesetzgeber Lykurg, ein Buch in der Hand, und der König Azarias. Propheten halten in der Regel einen Papierstreifen mit einem ihnen entnommenen Spruch, Weise und Dichter halten ein Buch.

Es würde zu viel sein, wollte ich den Inhalt jedes Miniaturbildes genau angeben.[1] Man findet im vierten und fünften Zeitalter die wichtigsten Repräsentanten der Geschichte und Cultur in oft höchst charaktervoller Darstellungsweise. So liegt der weichliche Sardanapal schlummernd auf Kissen. Galenus, wie ein Cardinal gekleidet, bartlos und mit einer Glatze, hält ein Gefäß und ein Buch in den Händen. Milon trägt einen Stier auf den Schultern. Der greise Nebukadnezar mit gekröntem Turban hält auf der Linken ein goldenes Götzenbild. Lucrezia, eine schöne Figur im Lilagewande, stößt sich den Dolch in das Herz; Kleopatra trägt die Natter in der Hand; Judith, ein schönes Mädchen mit Turban, hält in der Linken das blutige Haupt des Holofernes, in der Rechten das Schwert. In dem köstlichen Bilde Sandro Botticelli's in den Uffizien trägt Judith den Oelzweig und das Schwert, und ihre alte Dienerin das Haupt des Holofernes im Korbe auf dem Kopf. Brutus erhebt das römische Banner mit S. P. Q. R.; Pythagoras hält einen Zirkel und eine weiße Tafel mit Figuren und Ziffern. Aeschylus mit weißem Bart sitzt sterbend da, die Hände

[1] Nach meinen schriftlichen Aufzeichnungen und eigener Ansicht des Codex hat Dr. Heinrich Brockhaus die Miniaturen der Reihe nach angegeben in seiner Abhandlung „Leonardo da Bissucio", welche der Festschrift zum Jubiläum Anton Springer's einverleibt ist, 1885. Dort sind auch drei Bilder reproducirt.

ausgestreckt; über ihm schwebt ein großer Adler, der eine Schildkröte auf das Haupt des Dichters hat fallen lassen, welches blutet. Euripides, bartlos mit nackter Brust, den Unterkörper mit einem bunten Tuch bedeckt; zwei Hunde lecken seine Wunden. Diogenes, nackt in grünem Mantel; sein Trinkgefäß ist aus seiner Hand gefallen; neben ihm steht ein schwarzes Thier. Zu Füßen des Apulejus, der ein Buch hält, steht ein kleiner gesattelter Esel, seinen Roman andeutend. Neben Claudius Cäcus erblickt man sein Werk, die Aqua Claudia. Der König Porus von Indien ist als gekrönter Mohr dargestellt, aber der große Alexander, seltsamer Weise, als Greis mit weißem Bart, ganz in Gold gerüstet, mit goldenem Schild, worauf ein springender Löwe abgebildet ist. Auf dem Schilde Hanni=bal's, der einen turbanähnlichen Hut trägt, sieht man einen Skorpion. Julius Cäsar in goldener Rüstung, mit schwar=zem Adler auf dem goldenen Schild, trägt einen gold=farbenen Bart. Dagegen ist Augustus als bartloser Jüng=ling dargestellt, im Purpur, mit der Krone, Scepter und Globus haltend. Virgil ist mit Lorbeern gekränzt, ein bartloser Mann in grünen und violenfarbigen Gewändern, ein blaues Buch in der Hand. Horaz ist blond und bär=tig, ohne Lorbeerkranz, in rotem Gewande, ein grünes Buch in der Hand. Zu seiner Seite steht geschrieben: finita est quinta etas. Demnach war sich der Künstler, oder sein Berater, nicht der mittelalterlichen Legende be=wußt, die aus Virgil den Propheten des Christentums gemacht hat. Wir vermissen im Bilderbuch auch die schöne Vision Octavian's vom Christuskinde, welches ihm von der Sibylle gezeigt wird.

Mit der traditionellen Darstellung der Nativitas Jesu Christi (das Kind in der Krippe, Ochs und Esel über diese wegsehend, Maria anbetend, und rechts der sitzende Joseph), einem Bilde voll reizender Naivetät, beginnt der Cyklus des sechsten Zeitalters. Darin sind abgebildet römische Kaiser, Dichter, Weise, Redner Rom's und auch Griechenlands: Livius, Seneca, Juvenal und Persius, Quintilian, Plutarch, beide Plinius, Apollonius u. s. w. Ferner die Apostel und Kirchenväter, auch Simon Magus mit einem Buche, worin ein kleiner Teufel zu sehen ist; Origenes und Tertullian, Ulpianus, Lactantius, Eusebius, Ambrosius, Hieronymus, Augustinus, Orosius, Beda und andere.

Die Reihe der römischen Imperatoren ist sehr lückenhaft, und sie selber sind in conventioneller Weise mit gezackter Krone, Scepter und Globus und im Purpur vorgestellt. Der letzte in der Weltchronik abgebildete Kaiser Altrom's ist Gratianus. Dann figuriren nur noch die Byzantiner Justinian und Phokas.

Die germanisch-romanische Welt wird nur spärlich durch einige Figuren aus der Geschichte und den ritterlichen Sagenkreisen vertreten. So steht neben dem Brittenkönig Uterpandragon der Franke Chlodwig, und auf Totila folgt Arturus. Neben Carolus Magnus mit gezogenem Schwert sind nur schriftlich angeführt einige seiner Paladine (milites), wie Roland (auch Turpin ist genannt), Oliver, Angelerius, Arnaldus de Bellanda, Sanso, Gavin u. a. Abgebildet sind Hugo von Capet, Wilhelm von der Normandie, Gottfried von Bouillon. In der letzten Abteilung figuriren der Kaiser Friedrich I., Saladin, Carl

von Anjou, der Papst Nicolaus III., Bonifacius VIII., der Prinz von Wales, und endlich Tamerlanus, als Ritter in stälerner Rüstung. Zur Seite des Prinzen von Wales steht die Note: fuit A. MCCCLXXXV: neben Tamerlan: completa est sexta etas. Unter diesen Worten:

De Mlo (Mediolano)
Leonardus de Bissutio pinxit.

Das letzte bezeichnete Datum ist also das Jahr 1395, und die letzte Figur die des Tamerlan, welcher im Jahre 1405 starb.

Aus dieser Uebersicht ergibt sich, daß der Künstler neben der biblischen Geschichte mit entschiedener Vorliebe das Altertum behandelt hat, welches ihm auch die reichsten und idealsten Stoffe darbot. Die großartige Idee seines Werks ist überhaupt so durchaus cultur-philosophisch und weltlich, daß sie erkennen läßt, Besozzo habe dasselbe eher auf Bestellung eines gebildeten Fürsten, sei es am Hofe der Visconti in Mailand, sei es zu Neapel am Hofe der letzten Anjou oder Alfonso's, als im Auftrage eines geistlichen Herrn ausgeführt. Ein gelehrter Humanist ist ihm dabei behilflich gewesen; er hat ihm die Chronologie des Werks und die Bildermotive angegeben. Denn die Totalität der Chronik setzt eine solche Kenntniß nicht nur des Weltganges, sondern eines großen Teils des Mythen- und Gedankenschatzes der Menschheit voraus, wie sie nur ein Humanist der Frührenaissance besitzen konnte. Wenn es sich erweisen ließe, daß das Werk Besozzo's erst zur Zeit Alfonso's von Aragon und in Neapel selbst entstanden ist, so hätte Laurentius Valla

der Ratgeber des Künstlers sein können, denn er befand sich dort seit 1435 im Dienste jenes Königs, welchen er sogar auf seinen Seezügen begleitete.

Die Miniaturen zeigen, daß ihr intellectueller Schöpfer Kenntniß von vielen Autoren selbst der griechischen Literatur besaß. Er hat fast alle namhaften Philosophen dargestellt, von Thales bis zu Philo und Apollonius herab. Er kennt aber sonst nur Homer, Aeschylus und Euripides, Aesop, Pindar und Apulejus. Sophokles fehlt bei ihm, wie Aristophanes, Hesiod, Anakreon, Sappho, Theokrit. Plutarch ist ihm bekannt. Von älteren griechischen Geschichtschreibern scheint er keinen zu kennen. Es fehlen Herodot, Thucydides und Xenophon, Polybius, Diodor, der Geograph Strabo und andere. Würden sie gefehlt haben, wenn das Bilderbuch nach der Zeit entstanden wäre, wo Nicolaus V. die Handschriften dieser Autoren copiren und ins Lateinische übersetzen ließ? Unter den Lateinern fehlen freilich auch Silius Italicus und Lucrez, und selbst Tacitus, was freilich nur ein Zufall sein mag.

Die lateinischen Humanisten blickten mit Geringschätzung auf die barbarischen Zeiten des Mittelalters herab, und sie verachteten selbst die italienische Vulgärsprache. Vielleicht geschah es aus diesem Grunde, daß in der Bilderchronik Dante, Petrarca und Boccaccio keine Stelle fanden, und diese größesten Dichter Italiens hatten zu Besozzo's Zeit noch nicht die Bedeutung erlangt, welche sie heute haben. Flüchtig ist der Künstler über das ihm nicht sympathische, an großen Charakteren im Verhältniß zum Altertum arme Mittelalter hinweggegangen. Die Kämpfe und Helden der Republiken Italiens, auch die

Dogen Venedigs sind für ihn nicht da. Von den germanisch-römischen Kaisern hat er nur Carl den Großen und Friedrich I., und von den Päpsten nur vier dargestellt, Leo I., Gregor den Großen, Nicolaus III. und Bonifacius VIII. Ein fünfter, Zacharias, ist in einer Note zu Carl nur genannt. Warum gerade Nicolaus Orsini und Bonifacius Gaetani ausgewählt worden sind, während so gewaltige Päpste, wie Gregor VII. und Innocenz III. fehlen, entzieht sich unserm Urteil.

Es ist auffallend, daß Bonifacius dem VIII. kein Nachfolger mehr hinzugefügt ist. Sollte dies geschehen sein, weil nach dem Tode desselben im Jahre 1303 große Verwirrungen über die Kirche hereinbrachen, erst das avignonische Exil, dann das Schisma, welches erst im Jahre 1417 durch die auf dem Costnitzer Concil vollzogene Wahl des Römers Martin V. ein Ende nahm? Man dürfte glauben, daß eine so bedeutende Persönlichkeit wie dieser Papst, der einer geschichtlichen Epoche den Abschluß gab, in der Bilderchronik nicht gut übergangen werden konnte, wenn dieselbe nach 1417 ausgeführt worden ist. Dies Argument ist wichtig, allein nicht sicher, weil Besozzo die Weltchronik auch später malen konnte, indem er sie an einem vorgeschriebenen Zeitpunkt abschloß. Tamerlan, dessen furchtbare Verheerungszüge auch Europa in Schrecken gesetzt hatten, ist die letzte Figur in der Bilderchronik. Wenn nun diese erst nach der das ganze Abendland erschütternden Eroberung Constantinopels durch Mohammed II. verfaßt wäre, so würde unzweifelhaft dessen Gestalt nicht in ihr gefehlt, und der Künstler würde ihr das Stadtbild Constantinopels beigefügt haben. Man

darf daher mit Sicherheit behaupten, daß die Weltchronik vor 1453 entstanden ist.

Ihre letzten Daten, der lateinische Schriftcharakter, vielleicht auch der Kunststil der Miniaturen weisen ihr etwa das erste Drittel des 15. Jahrhunderts an. Besozzo war damals in Neapel beschäftigt. Dort führte er Malereien aus, welche allein neben der Bilderchronik noch als Werke seines Pinsels bekannt sind, nämlich die Fresken in der Capelle der Caraccioli del Sole zu S. Giovanni a Carbonara. Sie liegt hinter dem Chor der Kirche; den Zugang zu ihr bildet ein Bogen in dem großartigen Denkmal des Königs Ladislaus. Diese Capelle soll der berühmte Günstling Johanna's II., der Großseneschall Sergianni, im Jahre 1427 gestiftet haben; in einem ihm sechs Jahre später errichteten Mausoleum liegt er selbst bestattet. Dort sagt eine Inschrift: Leonardus de Bisuccio de Mediolano hanc capellam et hoc sepulcrum pinxit. Morbio hat der Inschrift willkürlich das Datum 1427 gegeben, und deshalb den Irrtum Rio's verbessert, welcher jene Fresken in's Jahr 1433 gesetzt hat. Allein der deutsche Kunstforscher, welcher diese stark verblichenen Malereien zuletzt untersucht hat, bezeugt, daß die Inschrift kein Datum hat.[1]

Besozzo malte auf dem Sarkophag Sergianni's zwei gewappnete Ritter, und er schmückte auch das Mausoleum des im Jahre 1414 gestorbenen Ladislaus mit Gold, wie

[1] Dr. Heinrich Brockhaus in der angeführten Schrift. Auch Cavalcaselle (Storia della pittura italiana, I, 565) gibt nur die Inschrift ohne das Datum.

das eine Inschrift unter der Figur des heil. Augustinus kund gibt. Die Malereien in der Capelle konnte Besozzo schon vor dem 1432 erfolgten tragischen Tode Sergianni's begonnen haben. Sie stellen das Leben der Jungfrau Maria dar. Passavant, Kugler und Burckhardt haben sie gerühmt, und Rio hat sie für das vielleicht schönste Werk der mailänder Schule in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts erklärt. Nach seiner Ansicht besitzt ihr Stil noch etwas vom Geiste Giotto's, doch mehr noch nähere er sich der Weise des Fiesole.[1]

Es würde nun in Bezug auf die Bilderchronik bedeutend sein, den Stil jener Fresken mit dem der Miniaturen genau zu vergleichen, um daraus einen möglichen Schluß über die Abfassungszeit der Weltchronik zu ziehen, deren Ursprung und Bestimmung ein Geheimniß geblieben sind. Ihre Bilder zeigen, gleich den Legenden der Chronik, dieselbe Hand, vielleicht mit Ausnahme der roheren Miniaturen der ersten Seite. Freilich ist die künstlerische Behandlung nicht immer gleich. Einige sind vorzüglich ausgeführt, so schön und anmutsvoll, daß sie an die giotteske Schule erinnern können; die meisten aber sind schablonenhaft.

Der Phantasie des Künstlers war ein so weites Feld freigegeben, daß es selbst mehr als einen tüchtigen Meister auf harte Probe würde gestellt haben. Gerade deshalb ist Besozzo oft unter seiner Aufgabe geblieben, und nur

---

[1] A. F. Rio, Leonardo da Vinci e la sua scuola, Milano 1856, S. 15. Passavant, Beiträge zur Geschichte der alten Malerschulen in der Lombardei (Kunstblatt 1838, Nr. 66). Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte, S. 650. Burckhardt, Cicerone, II, 521.

zu häufig mußte er seine Typen wiederholen. Viele Figuren, biblische, classische, mittelalterliche, sind eigene Erfindung; zu andern konnte er Medaillen benutzen, und besonders scheint er sich nach spätrömischen Münzen gerichtet zu haben. Antike, geschnittene Steine wurden in der Frührenaissance, zur Zeit des Cyriacus, Poggio und Traversari gesammelt, aber sie waren selten. Doch mag der Künstler einige, wie für die Europa, benutzt haben. Auffallend sind seine Fehler in der Darstellung mancher Kaisergestalten. Von Augustus abwärts sind sie fast immer in jugendlichem Alter aufgefaßt; sie tragen Krone, Scepter und Globus. Hadrian, Antoninus Pius und Marc Aurel erscheinen als schöne bartlose Jünglinge, während Julius Cäsar einen Bart bekommen hat. Besozzo muß demnach keine Büsten dieser Kaiser gekannt, oder sich nicht nach ihnen gerichtet haben. Auch die Büsten Homer's und Seneca's hat er nicht gekannt.

Im übrigen ist die Weltchronik schon durch ihren universalen Gedanken ein höchst kostbares Werk der Frührenaissance. Vom fehlenden Text abgesehen, kann man sie für das künstlerische Seitenstück der Chronik Ser Cambio's in Lucca erklären, welche mit ungefähr 400 Bildern geziert ist. Das Buch Besozzo's bietet eine so anziehende Mannigfaltigkeit von Figuren und stilvollen Gewandungen dar, daß es der Aufmerksamkeit des Künstlers wie des Culturforschers würdig ist. Die Miniaturen drücken vollkommen die Vorstellungen aus, die man sich in der ersten Renaissance über Gegenstände der alten Mythologie und der Weltgeschichte gebildet hatte. Es würde auch lohnend sein, den artistischen Vorbildern und

Quellen nachzuspüren, die der mailänder Miniaturmaler für seine Weltchronik benutzt hat. Ihre Veröffentlichung durch Lichtdruck ist sehr wünschenswert.

II.

Was mich in diesem Werk besonders beschäftigte, war der bisher unbekannt gebliebene bildliche Stadtplan Rom's. Er zeichnet sich zwar nicht durch Vorzüglichkeit des Prospects aus, noch durch topographische Genauigkeit, allein manche Eigentümlichkeiten geben ihm so viel Wert, daß er in der Reihe der Ikonographieen der Stadt Rom eine Stelle einzunehmen verdient.

Diese Reihe ist noch sehr lückenhaft, auch überschreitet sie nicht das 13. Jahrhundert, welchem der für uns älteste Prospect des mittelalterlichen Rom angehört, nämlich jener in der Vaticanischen Handschrift 1960. Aus dem folgenden Jahrhundert besitzen wir das Abbild in der Goldbulle Ludwig's des Baiern, und dieses ist eher ein Symbol als ein Panorama Rom's.

De Rossi hat zuerst, im Jahre 1879, solche topographische Urkunden gesammelt, mit einem Commentar versehen, und so die Fundamente eines neuen Zweiges der Wissenschaft von der römischen Stadtkunde gelegt.[1] Er forderte damals die sich dafür interessirenden Gelehrten auf, noch unbekannte Pläne der Stadt in Bibliotheken aufzusuchen. Diesem Aufruf zu entsprechen, haben dann

[1] Piante Icnografiche e prospettiche di Roma, anteriori al secolo XVI, Rom 1879, nebst Atlas dazu.

zuerst der Kunstforscher Eugen Müntz in Paris und Enrico Stevenson in Rom das Glück gehabt.

Der Erste veröffentlichte im Jahre 1880 ein Panorama Rom's, welches Benozzo Gozzoli um 1465 in einem Frescogemälde der Kirche S. Agostino zu S. Giminiano ausgeführt hat, eine sehr künstlerische Vedute, aber nur auf den Teil der Stadt beschränkt, der zwischen dem Forum Trajanum und dem Vatican begriffen liegt.[1] Bald darauf gab Stevenson einen wichtigern Stadtplan heraus, welchen Taddeo di Bartolo um 1414 in der innern Capelle des Gemeindepalastes von Siena gemalt hatte.[2]

Hierauf fand ich den Stadtplan in der Bilderchronik des Besozzo. Ich veröffentlichte ihn im Jahre 1883 in den Schriften der Akademie der Lincei. Er ist der dritte Zusatz zum Atlas de Rossi's. Wir kennen demnach die Verfasser dieser drei bildlichen Darstellungen Rom's, und außerdem einen andern, Alessandro Strozzi, der im Jahre 1474 einen römischen Plan entworfen hat. De Rossi fand ihn in Florenz und bildete ihn ab auf der vierten Tafel seines Atlas, um ein Drittel vergrößert.

Der Plan Besozzo's nimmt den ersten Streifen des sechsten Blattes ein, und zwar in einer sehr bedeutenden

[1] Im J. 1885 fand Müntz noch einen Stadtplan vom Ende des 14. Jahrhunderts, im Livre d'heures des Herzogs von Berry. Beide von ihm entdeckten Ikonographien edirte er in seiner Schrift Des Antiquités de la ville de Rome au XIVe, XVe et XVIe siècles, Paris 1886.

[2] Di una pianta di Roma dipinta da Taddeo di Bartolo, Rom 1881.

chronologischen Reihe. Denn ihm gehen voraus und folgen symbolische Figuren, welche die geheimnißvollen Geschicke der ewigen Stadt andeuten sollen.

Voran stehen die Propheten Amos, Hosea, Johannes, Abdias und Jonas, und dann folgt auf das römische Stadtgemälde die Sibylla Eritrea, eine wahrhaft großartige Frauengestalt, welche in der Rechten einen grünen Zweig, in der Linken einen Papierstreifen trägt; auf diesem aber steht das bekannte sibyllinische Motto geschrieben: „Iudicii signum tellus sudore madescet."

Sodann die Figur des Numa Pompilius mit einem Papier, welches sagt: „Hic dedit leges Romanis"; hierauf der Prophet Jesaias mit diesem Motto: „Ecce virgo capiet et pariet filium." Die Sibilla Erofila und der Prophet Jeremias. Endlich, und diese Zusammenstellung ist äußerst bizarr, nochmals der König Midas mit Eselsohren am Kopf. Er hält in den Händen, wie es scheint, einen Klumpen Goldes.

Diese possenhafte Figur ausgenommen ist die Zusammenstellung der Propheten und Sibyllen mit dem Stadtgemälde der ewigen Roma geistreich zu nennen. Sie erinnert leise an den Ideengang des Taddeo di Bartolo, nur daß dieser seinen Stadtplan mit den vier heidnischen Göttergestalten des Zeus, Mars, Apollo und der Minerva umgeben hat, während Besozzo den seinigen mit christlichen Symbolen umgab.

Herr Lumbroso, mein geehrter College in der römischen Akademie der Wissenschaften, schlug mir eine sinnreiche Erklärung für die Aufnahme des goldenen Midas unter jene Symbole vor, indem er meinte, daß der

Künstler dabei an die Aurea Roma gedacht habe. Ich würde dies annehmen, wenn Midas, anstatt in so burlesker Weise aufzutreten, als mythischer Gründer Troja's dargestellt wäre, wie er uns bereits unter den Heroen in derselben Weltchronik begegnet ist, ohne die Eselsohren am Kopf. Hier aber ist er, so glaube ich, eine geradezu geniale Satire auf die auri sacra fames der Weltstadt Rom, von der schon Jugurtha gesagt hatte, daß alles in ihr für Gold feil sei, und der Hunger nach Gold auch des päpstlichen Rom war stets ein Gegenstand für die Satiriker.

Das Panorama Besozzo's ist 9 Centimeter hoch und 17 Centimeter breit. Die beigefügte Photographie wurde nach einem genauen Facsimile gemacht, welches der münchener Maler Dr. Julius Naue für mich zu zeichnen die Güte hatte.

Das Original ist eine colorirte Federzeichnung. Der Maler setzte diese auf einen blauen Grund, um sie den übrigen Miniaturen gleichartig zu behandeln. Ueber dem Plan zur Linken steht das Wort ROMA durchaus wie auf dem Plane in Siena und auf dem in Hartmann Schedel's Buch „De Temporibus mundi", welches zu Nürnberg im Jahre 1493 gedruckt worden ist.[1] Rechts ist das römische Stadtbanner gemalt, und dieses weht auf der Spitze der Pyramide des Cajus Cestius.

Unter dem Plan, in der linken Ecke, sieht man die Wölfin mit den Zwillingen Romulus und Remulus, wie die Inschrift sie nennt. Tiefer unten stehen abgetrennt

---

[1] Tafel I des Atlas von de Rossi.

die Worte: „Roma condituri fuerunt Anno III^m^ II^c^ XXXIII." Man muß sie mit den Namen Romulus und Remulus verbinden, und Romam statt Roma lesen, da der Abkürzungsstrich ausgefallen ist.

Auf den ersten Blick erscheint der Plan wie eine verhältnißmäßig moderne Zeichnung, und das ist die Wirkung nicht nur des Colorits, sondern auch einer neuen Art die Stadt darzustellen, welche nicht mehr derjenigen gleicht, die in den eigentlichen Stadtplänen des Mittelalters gebräuchlich war.

Das Ganze zeigt, daß unser Stadtgemälde zu der Reihe der Prospecte des 15. Jahrhunderts gehört, denn sowol in der Orientirung von Norden nach Süden, als in der topographischen Gliederung befolgt dasselbe das traditionelle System jener Panoramen, welche de Rossi aus den Handschriften des Dittamondo von Fazio degli Uberti und der Kosmographie des Ptolemäus entnommen hat. Alle diese Pläne gehören derselben Familie und einem gemeinschaftlichen Vorbilde an.

Auch der von Besozzo scheint davon eine verkürzte Wiederholung zu sein; außerdem ist er vom Copisten zu dem Zwecke eingerichtet worden, die Chronik mit einem wirklichen Prospect Rom's zu zieren, nachdem er dieselbe bereits mit den phantastischen Abbildern Troja's und Carthago's versehen hatte. Trotzdem ist der Unterschied von den andern Prospecten kein geringer. Während der Umfang dieser sogar noch einen suburbanen Bezirk bis zu Ponte Molle und Capo di Bove, bis nach S. Agnese und S. Pancrazio in sich begreift, beschränkt sich der Besozzo's auf die eigentliche Stadt. Die linke Seite,

welche die am wenigsten genau ausgeführte ist, hat eine unbestimmte Grenze, weil durch die unverhältnißmäßig große Figur der Wölfin dem Zeichner der Raum genommen wurde.

Zur Rechten beschreiben die Mauern dieselben Linien, wie in den Panoramen des Fazio und Ptolemäus. In allen uns bekannten Stadtplänen bildet der Lauf des Tiber mit seinen Brücken einen wesentlichen topographischen Charakterzug, aber das ist in dem unsrigen nicht der Fall. Der Tiberstrom ist gerade hier sehr mangelhaft gezeichnet; er scheint von der Porta Settimiana herabzufließen, welche er nicht überschreitet, indem er den vaticanischen Borgo von der Stadt scheidet, ohne daß eine Brücke angedeutet ist. Während ferner bei Fazio und im Plane zu Siena die Stadtmauern von der Porta Flaminia zur Pinciana und darüber hinaus zu den folgenden Toren fortgezogen sind, bleibt unser Plan offen, da ihm nur der Tiber als Begrenzung dient.

Weil in dem Zeitalter, welchem er angehört, nämlich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die Mauerlinie zwischen der Engelsbrücke und der Porta Flaminia noch nicht durchaus zerstört war, muß die Fortlassung ihrer Ueberreste durch künstlerische Gründe geboten worden sein. Im Plan zeigt ein einziger Turm diese Mauer an. Man wird bemerken, daß die aurelianischen Tore fortgelassen sind, ein Haupttor zur Linken ausgenommen, in welchem ich die Flaminia zu erkennen glaube, wenn auch aus ihrer Stelle verschoben.

Die Monumente, welche den geschichtlichen Charakter Rom's ausdrücken, sind im Stadtplan größtenteils wieder=

gegeben, und zwar ohne ihre legendären, der Anschauungsweise der Mirabilien entlehnten Formen, nur daß ihnen bisweilen nicht die wirkliche, sondern die traditionell eingebildete Gestalt gegeben ist, wie sie in den mittelalterlichen Prospecten allgemein üblich war. So ist das Mausoleum des Augustus in die Umgebung der Colonna Antonina gesetzt, in einer Form, die nicht dem Zustande entsprach, zu dem dies Monument bereits herabgekommen war. Dasselbe gilt vom Grabmal Hadrian's, und das beweist, daß sich Besozzo eines typischen Vorbildes bediente, welches älter war als seine eigene Zeit.

Die topographische Verteilung der Monumente ist durchaus jene der andern Prospecte, weil die Richtung bestimmt wird durch den Umkreis der Mauern und, infolge der Orientirung, durch eine Mittellinie, die durch das Pantheon, das Capitol und das Colossenm bezeichnet ist.

Der Cölius wird ganz von dem gewaltigen Aquädnct eingenommen, über welchem sich einige Basiliken erheben, ohne Zweifel S. Johann im Lateran und S. Croce in Jerusalem. Von Thermen glaube ich jene des Diocletian, des Titus und Constantin zu erkennen.

Die großartigen Türme der Milizen und der Conti sind leicht erkennbar, und es fehlen auch nicht die beiden großen Kaiserſäulen.

Der Palast des Senats auf dem Capitol stellt sich als ein Bau von zwei Stockwerken dar, jedoch ohne die Freitreppe und das Eingangsportal. Ein einziger Turm dieses Gemeindehauses ist sichtbar; den andern, welcher vor und nach den Restaurationen Bonifacius' IX. vor-

handen war, hat der Zeichner aus Unachtsamkeit über=gangen.

Zur Linken des Senatspalasts ist mit Sorgsamkeit die Kirche Araceli dargestellt; überhaupt nimmt dieselbe in unserm Plan eine hervorragende Stelle ein. Sie zeigt die große Treppe vor ihr, während diese in dem Plane aus Siena fehlt, weshalb die Zeichnung des Taddeo nach einem Original gemacht worden sein muß, welches älter war als das Jahr 1348; denn in diesem wurde die Anlage jener Treppe begonnen. Daraus folgt zugleich, daß der von Besozzo benutzte Stadtplan jünger war als das genannte Jahr.

Hinter dem Capitol erhebt sich ein Turm mit einem andern ähnlichen Bau neben sich. Die Lage dieser Monumente würde dem Forum und Palatin entsprechen. Uebrigens ist das römische Forum nicht erkennbar, nur daß die beiden Bogen unterhalb des Colosseum die Basilika Constantin's bezeichnen. Sodann erkennt man den Bogen des Titus und vielleicht auch jenen des Constantin, und neben dem Colosseum steht eine Kirche, die S. Gregor auf dem Cölius sein mag.

Vom Palatin ist keine Spur zu sehen, so wenig wie vom Aventin; doch können einige zur Rechten des Senatspalasts vereinigte Bauwerke entweder das Palatium majus oder die große Burg der Saveller auf dem Aventin vorstellen.

Die Tiberinsel ist, so scheint es, durch ein einzelnes Gebäude bezeichnet, welches die Kirche S. Bartolommeo sein kann.

Trastevere ist ganz vernachlässigt, während das Ab=

bild des vaticanischen Borgo sammt seiner Mauerlinie auf der Seite der Engelsburg mit einer gewissen Fülle dargestellt ist. Doch erkennt man leicht die Porta Castelli. Die Leonische Mauer sieht man sich zum Tiber neigen, und auch in dieser zeigt sich ein Tor, vielleicht die Pertusa.

Man wird die Auslassung des Obelisken beim S. Peter bemerken; dagegen tritt die Pyramide, die vom Volk Meta Romuli genannt wurde, sehr stark hervor. Dieses antike Grabmal wurde erst im Jahre 1499 abgetragen, unter dem Pontificat Alexander's VI.

Es ist nicht meine Absicht, die im Plane Besozzo's gezeichneten Monumente der Reihe nach zu erklären. Einige unter ihnen bleiben unsicher, aber die meisten sind leicht zu bestimmen, obwol sie keine Inschriften neben sich haben.

Was den Stadtplan im Allgemeinen betrifft, so zeigt seine ganze Gestalt, wie sehr er vom Charakter der andern Panoramen Rom's abweicht, welche, wenn sie auch aus dem 15. Jahrhundert herstammen, doch die Pläne des voraufgegangenen wiederholen. Die Perspectiven im Fazio und Ptolemäus, die Sienische, der Stadtplan aus dem Livre d'heures, wie der älteste des 13. Jahrhunderts stellen Rom nicht als volle Stadt dar, sondern sie zeichnen nur die hauptsächlichsten Gebäude, antike wie christliche, und zwar in solcher Anordnung, daß dieselben isolirt und von jedem Zusammenhange mit den bürgerlichen Häusern losgetrennt dastehen. Obwol nun auch unser Plan die herkömmliche Verteilung festhält, so ist sein eigentlicher Zweck doch nicht jener rein antiquarische der andern Panoramen, sondern vielmehr will er die ganze Wirklichkeit Roms zur Anschauung bringen.

Wenn dem Künstler das nicht ganz gelingt und bei so geringem Raum und oberflächlicher Behandlung nicht gelingen konnte, so läßt er doch eine nicht mehr mittelalterliche, sondern neue Anschauungsweise erkennen, die man in Stadtplänen vor dem des Schedel und dem Panorama des Benozzo Gozzoli nicht entdeckt. Da das Gemälde dieses Künstlers dem Jahre 1465 angehört, so erkenne ich in ihm eine der ersten Veduten Rom's im modernen Sinn, die auf uns gekommen sind. In der Renaissance des 15. Jahrhunderts mußten, bei dem Zusammenströmen so vieler Künstler in Rom, manche topographische Pläne in der einen und andern Anschauungsform gemacht werden, indem man die Stadt entweder, wie es sich Rafael vorgenommen hatte, zum antiquarischen Zweck, oder als malerische Vedute darstellte.

Auch unser Stadtplan verläßt das eigentliche topographische System des Mittelalters. Man beachte, in welcher Weise auf ihm das Pantheon abgebildet ist. Dieser Prachtbau ist nicht isolirt, sondern der Wirklichkeit gemäß von vielen Häusern eingeschlossen. Während auf andern Plänen die mächtige Säulenhalle niemals hinter Gebäuden versteckt, sondern als das herrlichste antike Monument Rom's frei dargestellt wird, ist sie hier so völlig bedeckt, wie sie es bis zum December 1442 blieb. Denn erst damals ließ Eugen IV. den Porticus von den Buden befreien.[1] Das Vorbild für den Plan Besozzo's ist daher älter als das Jahr 1442.

Gegen den Tiber hin breitet sich das Marsfeld als

[1] Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, VII, 615.

eine dichte Gruppe bürgerlicher Wohnungen aus. In der Richtung nach Araceli ist selbst die Via Lata, der heutige Corso, sichtbar.

Die Stadtgemälde des 14. Jahrhunderts bezeichnen mit großer Sorgfalt die christlichen Basiliken, und auch der Plan des Fazio gibt sie in großer Anzahl wieder, obwol er ganz besonders das heidnische Rom im Auge hat. In dem unsrigen sind die Kirchen nicht vernachlässigt, allein sie treten nicht bedeutend hervor, weil der Zeichner ihnen meist die Glockentürme genommen hat, um für seinen Plan mehr Raum zu gewinnen. Dasselbe System ist bereits in dem Stadtbilde der Goldbulle Ludwig's des Baiern zur Anwendung gekommen. Uebrigens erkennt man auf unserm Plane die Kirchen sehr leicht unter der Gestalt größerer Bauwerke, die hier und da hervortreten.

Besozzo, welcher lange in Neapel lebte, mußte Rom aus eigener Anschauung kennen; aber für sein Panorama hat er sich eines Vorbildes bedient, das auch andern Plänen des 15. Jahrhunderts gemeinsam war. Dieser Typus konnte nicht derselbe sein, welcher dem nürnbergischen und mantuanischen Prospect zu Grunde liegt und nach der Ansicht de Rossi's dem großen Architecten Leon Battista Alberti oder doch seiner Schule angehört.

Denn der Prospect Besozzo's ist älter als die Studien und Arbeiten Alberti's, der nicht früher als im Jahre 1452 dem Papst Nicolaus V. sein berühmtes Werk „De re aedificatoria" überreichte. Vielmehr mußte sich Besozzo eines topographischen Originals bedienen, welches vielleicht schon im Zeitalter des Signorili festgestellt worden war. Mit diesem aber verband er, so gut es an=

ging, das neue prospectivische System, wonach er das wirkliche Rom darzustellen hatte, soweit es der Raum gestattete, der ihm im Verhältniß zu den andern Miniaturen der Weltchronik zugewiesen war.

Als ich den Prospect Besozzo's zum ersten mal betrachtete, war ich erstaunt, ihn mit dem römischen Stadtbanner (S. P. Q. R.) geziert zu sehen, und zwar auf dem Gipfel der Pyramide des Cestius. In keinem Stadtplan, welcher dem 15. Jahrhundert angehört und uns bekannt ist, habe ich das Wappen Rom's gefunden. Nur der große Plan, welcher der Mantuanische heißt, weil er vor einigen Jahren in dieser Stadt entdeckt wurde und sich daselbst befindet, ist mit dem Abbild der Wölfin und auch mit dem Banner und dem römischen Adler geschmückt, aber er wurde nicht vor 1534 ausgeführt.

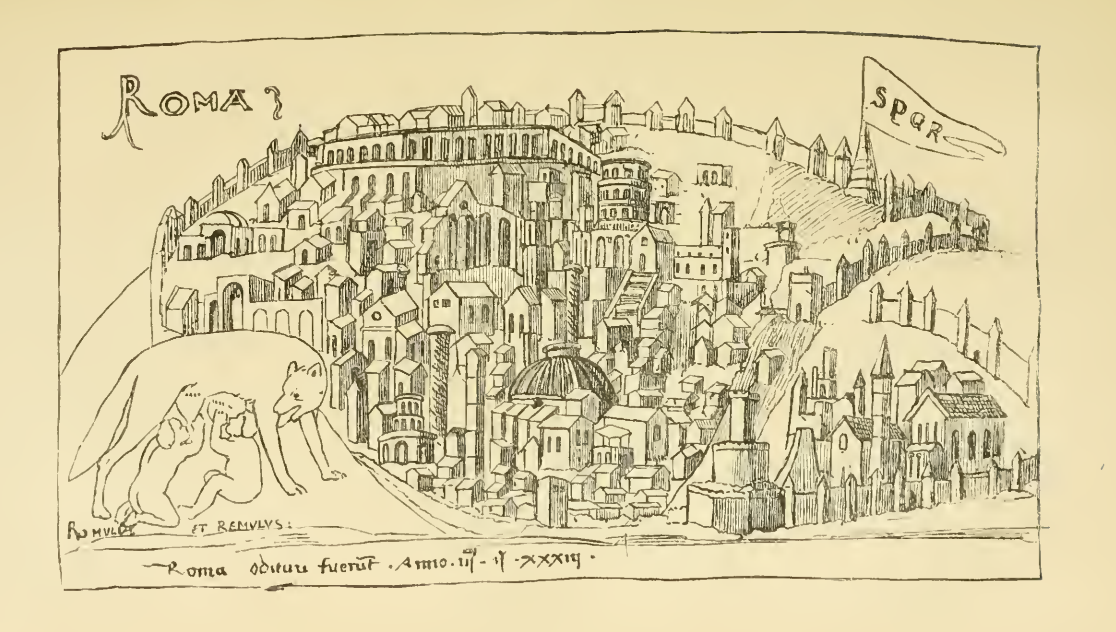
Ich fragte mich, aus welchem Grunde im Plane Besozzo's das Stadtbanner über der Pyramide des Cestius und nicht auf dem Gipfel eines wichtigen öffentlichen Bauwerks abgebildet ist. Geschah es deshalb, weil der enge Raum dem Zeichner keine andere Stelle frei ließ? So gut diese Erklärung zu sein scheint, ist sie doch nicht ausreichend; denn auch die Spitze der Basilika S. Johann im Lateran konnte dem Maler eine Stelle darbieten, welche für das Banner ausreichte, und auch bedeutender war.

Nun aber gibt es doch einen geschichtlichen Augenblick, in welchem jene antike Pyramide in Wirklichkeit die Ehre haben konnte, sich mit dem Banner der Stadt Rom zu schmücken. Das Pisaner Concil hatte am 17. Juni 1409 den Papst Alexander V. erwählt, während sich noch immer

die beiden Gegenpäpste behaupteten. Der König Ladislaus hielt noch Gregor XII. aufrecht, nachdem er Rom von seinen Truppen hatte besetzen lassen. Um diesen Papst zu bekämpfen und die Stadt von den Neapolitanern zu befreien, wurde ein verbündetes Heer abgeschickt, welches der Cardinal Baldassar Cossa und Ludwig von Anjou, der Prätendent der Krone Neapels, befehligten. Ihr Unternehmen mißlang. Im October 1409 von Rom zurückgeworfen, übergaben jene Capitäne die Belagerung der Stadt den Condottieren Malatesta und Paolo Orsini. Die Neapolitaner hatten unterdeß, um Rom zu verteidigen, die Stadttore befestigt, und besonders jenes von S. Paul mit sammt der nahen Pyramide, welche damals Meta di S. Paolo genannt wurde, zu einem starken Castell umgeschaffen. Es war das erste mal, daß jenes antike Grabmal zu Zwecken der Verteidigung dienen mußte. Der Chronist Antonius Petri bemerkte dazu mit Verwunderung: „Wir sahen die Meta S. Paul's mit Brustwehren ausrüsten, was niemals zuvor irgend gesehen oder gehört worden ist."

Das Tor S. Paul ergab sich endlich, am 8. Januar 1410, dem Orsini und den Römern seines Anhanges. Und das war der Augenblick, wo das römische Stadtbanner zum ersten mal auf der Spitze der Pyramide aufgepflanzt werden konnte. War vielleicht der Zeichner unsers Plans Augenzeuge dieser neuen und unerhörten Thatsache? Hat er etwa damals oder noch später die Fahne des römischen Volks auf der Meta S. Paul's wehen gesehen, und so in seinem Panorama einen Vorgang aus der Geschichte Rom's abgebildet?

Ich wage nicht, das zu behaupten. Ich wollte nur auf ein wirkliches geschichtliches Ereigniß hindeuten. Wenn dieses auch nicht dazu dienen kann, den Zeitpunkt festzustellen, in welchem der Plan Besozzo's entstanden ist, so bietet es doch immer eine mögliche Beziehung zu demselben dar.


ROMA
SPQR
ET REMVLVS:



Die beiden Crivelli,

bairische Gesandte in Rom im 17. Jahrhundert.

1880.



I.

Eine ansehnliche Reihe von Bänden im münchener Staatsarchiv ist mit der Rubrik „Crivelli. Corrispondenza di Roma" bezeichnet. Was die darin zusammengefaßten, fast durchaus italienischen Schriftstücke der Geschichtsforschung an Material versprechen, deutet schon im allgemeinen ihre Epoche an. Sie reichen vom Jahre 1607 bis 1659. Von der Zeit der Entstehung der protestantischen Union und der katholischen Liga in Deutschland abwärts begleiten sie den ganzen Verlauf des Dreißigjährigen Krieges, und sie gehen sogar noch darüber hinaus bis zum Pyrenäischen Frieden fort. Sie berühren innerhalb dieses großen Zeitraums die wichtigsten Ereignisse Deutschlands in ihrem Zusammenhange mit Rom, so weit dieselben der officiellen Stellung nach, welche die Correspondenten einnahmen, und dem Bedürfniß des bairischen Cabinets entsprechend, hier zur Sprache gekommen sind. Von vorn herein bemerke ich, daß sie, so viel ich die literarische Bearbeitung der Geschichte jener Epoche übersehen kann, nur selten benutzt oder angeführt worden sind, wie dies in der Geschichte Maximilian's I.

und seiner Zeit von Peter Philipp Wolf und seinem Fortsetzer Breyer geschehen ist. Daß die Correspondenzen seither für die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges verwertet worden sind, ist mir nicht bekannt geworden.

Als ich im Sommer 1879 diese Sammlung zum Zweck einer Schrift über eine merkwürdige römische Episode jenes Krieges untersuchte, begann ich mich für die Persönlichkeit der Residenten Baierns in Rom zu interessiren, mit deren Namen jene Schriftstücke bezeichnet sind. Es imponirte mir das halbe Säculum — und welche Ereignisse umschließt nicht diese Hälfte des 17. Jahrhunderts — während dessen die fortlaufenden Briefe einen und denselben Namen tragen. Nun ersah ich aber auch, daß es Vater und Sohn Crivelli gewesen sind, welche nachweislich 52 Jahre hindurch, der Sohn dem Vater als Erbe im Amte folgend, den Posten des Agenten Baierns am päpstlichen Hof bekleidet haben. In der Geschichte der gesammten Diplomatie ist das sicherlich ein seltener, vielleicht sogar ein niemals wiederholter Fall gewesen. So langjährige, unermüdliche Diener eines und desselben Fürstenhauses, ja beinahe eines und desselben Herrn, nämlich Maximilian's I., welcher selbst 54 Jahre lang regiert hat, verdienen eine Erneuerung ihres im Staub der Archive begrabenen Gedächtnisses.

Beide Crivelli, Giambattista und sein Sohn Francesco, finden sich hie und da in den genannten Correspondenzen als Römer bezeichnet. Ihre Familie gehörte indeß ursprünglich einem alten, angesehenen Adelsgeschlecht

in Mailand an. Schon im 12. Jahrhundert bestieg einer ihres Hauses den Heiligen Stul, Uberto als Papst Urban III. genannt (1185—1187). Die Crivelli thaten sich in ihrer Vaterstadt hervor, in mancherlei Richtungen. Leodrisio, der Zeitgenosse des Filelfo, glänzte am Hofe des ersten Sforza als Humanist, Dichter, Uebersetzer und Geschichtschreiber. Er beschrieb die Thaten des Herzogs Francesco und seines Vaters Sforza di Cotignola: sein Werk haben Muratori und Sassi edirt. Zu seiner Zeit blühte als ausgezeichneter Maler Carlo Crivelli. Manche schöne Gemälde von ihm besitzt die Brera in Mailand und die Akademie Venedigs. Daß dieser Künstler derselben mailänder Familie angehört, ist wahrscheinlich, obwol er zur venetianischen Schule gezählt wird, und seinen Sitz in Ascoli nahm.

Nach Rom kam ein Zweig dieses Geschlechts von Mailand herüber mit dem Cardinal Alessandro, nach der Mitte des 16. Jahrhunderts. Dieser angesehene Mann wird als ein Abkomme vom Stamme Urban's III. bezeichnet, zugehörig der Linie der Grafen von Lomello. Er war erst Senator in Mailand; unter Carl V. nahm er Kriegsdienste und befehligte ein Truppencorps, in welches sich, wie man wissen wollte, nicht weniger als 400 seiner Familiengenossen hatten einreihen lassen. Sodann war er nach dem Tode seiner Gemalin in die geistliche Laufbahn getreten; Pius IV., selbst ein Mailänder, vom Haus Medici, hatte ihn im Jahre 1561 zum Bischof von Gerenza und Curiati in Calabrien ernannt. Später wurde er Nuntius in Spanien, und als solcher Cardinal. Er ging nochmals nach Madrid als

Cardinallegat. Von dort zurückgekehrt, stiftete er in Rom ein Collegium zur Erziehung junger Leute des Hauses Crivelli — es wird nicht gesagt, ob es ihm auch dort glückte, ebenso viel Familienmitglieder bei den Büchern zusammenzubringen, als er einst unter der Kriegsfahne Carl's V. vereinigt hatte. Am 22. December 1574 ist Alessandro gestorben. Sein Grabmal befindet sich in seiner ehemaligen Titelkirche S. Maria in Araceli.

Es sind also Söhne und Verwandte dieses Cardinals gewesen, welche in Rom wohnhaft blieben und hier ein neues Geschlecht bildeten. Ihm gehörten auch die beiden bairischen Residenten an, von denen ich reden will.

Auf welche Weise Giambattista mit dem herzoglichen Hause Baiern in Verbindung kam, um dann in dessen diplomatischen Dienst zu treten, ist mir unbekannt. Ich will annehmen, daß der junge Herzog Maximilian die persönliche Bekanntschaft dieses Crivelli machte, als er im Jahre 1593 Rom besuchte. Dies ist um so wahrscheinlicher, als die Beziehung der in Rom angesehenen Familie Crivelli zum Hof in München, wie wir gleich sehen werden, schon vom Cardinal Alessandro sich herschrieb. Es waren aber nicht nur jene beiden späteren Residenten Baierns, sondern auch andere Mitglieder ihres Hauses, ihre Vettern, welche im Anfange des 17. Jahrhunderts mit dem genannten Hofe in Verkehr standen, ihm dienten, oder zu dienen suchten.

Gleich im ersten Bande der Correspondenzen findet sich ein aus Rom am 8. Mai 1610 von einem Marchese

Alessandro Crivelli verfaßtes italienisches Schreiben, welches an eine fürstliche Person des Hauses Baiern gerichtet ist. Ich teile es hier mit, weil es uns in diese Verbindungen einführt:

Durchlauchtigster Herr und mein zu verehrender Patron:

ich komme mit diesem mich als untertänigsten Diener Seiner Durchlauchtigsten Hoheit darzubieten: denn die Bereitwilligkeit, diesem hochberühmten Hause zu dienen, habe ich von allen meinen Vorfahren geerbt, ganz besonders vom Cardinal Crivelli, meinem Großvater glorreichen Andenkens, und vom Marchese Crivelli, meinem Vater. Dies zu beweisen, bedarf es nicht weiterer Worte, denn das werden der Herr Julius Crivelli, welcher bei Sr. Hoheit residirt, und der Römer, Herr Giambattista, bestätigen. Da diese beiden bereits im Dienst desselben Hauses stehen, so bleibt nur noch übrig, daß Se. Hoheit auch meinem großen Verlangen, ihm zu dienen, Gehör gebe, und mir recht oft Befehle zukommen lasse. Ich versichere Sr. Hoheit, daß ich, obwol für den Dienst eines so großen Herrn eine viel zu geringe Person, dennoch an Zuneigung zu ihr keinem meiner Vorfahren nachstehe. Ich biete ihr mein Leben und mein Vermögen, was immer es sei, zu Dienst, bitte dringend, diese meine Liebeserbietung zu Gnaden anzunehmen, wie ich das sehnlichst wünsche, und mich bei jeder Gelegenheit unter Seiner Protection zu halten; denn solche verheißt mir die weltbekannte Liebenswürdigkeit und Güte Sr. Durchlauchtigsten Hoheit. Ich küsse derselben mit aller Reve-

renz die Hand und bitte Gott ihren Staat zu mehren und ihr für die Dauer ein wahrhaftes Glück zu schenken.

Rom, am 8. Mai 1610.

Ihrer Durchlauchtigsten Hoheit
unterthänigster Diener
Marchese Alessandro Crivelli.[1]

In welcher Weise und ob überhaupt das Verlangen des Marchese Alessandro nach bairischen Diensten befriedigt worden ist, weiß ich nicht zu berichten. Da er nicht weiter sichtbar wird, so will ich annehmen, daß er seine Zwecke nicht erreicht hat. Manche Italiener suchten damals, wie schon lange vorher — man erinnere sich an die Laufbahn des Aeneas Silvius Piccolomini in der kaiserlichen Kanzlei zu Wien — ihr Glück an den Höfen Deutschlands. Italiener nahmen seit Carl V. Dienste im deutschen Heer; es ist bekannt genug, wie viele ihrer während des Dreißigjährigen Krieges unter den Fahnen der Liga, Wallenstein's und des Kaisers gedient haben. Die lebhafte Verbindung der katholischen Höfe Deutschlands mit der römischen Curie konnte dort manchen Italienern als Schreibern und Secretären Beschäftigung bieten. Die Correspondenz mit Rom wurde zwar im höchsten officiellen Stil lateinisch geführt, aber im allgemeinen in italienischer Sprache. Das Italienische war in jener Zeit eine an allen katholischen deutschen Höfen

[1] Der Herzog wird in diesem Briefe nicht mit Namen genannt. Es ist aber doch wol Maximilian selbst, an den sich der Bittende wendete.

cultivirte Sprache des Verkehrs. Daß Maximilian von Baiern ihrer mächtig war, ist eine ganz selbstverständliche Sache. Er schickte auch bairische Landeskinder nach Rom, sich dort in den Studien überhaupt, und besonders im Italienischen auszubilden. Dann konnte er sie in seinem Cabinet verwenden. So empfahl er einmal seinem Residenten in Rom den Sohn seines Zahlmeisters, Johann Kristopher Kamerloher, der dort italienisch lernen sollte; ein anderes mal einen Johann Ludwig Gailkirchner. Solche Baiern, welche die römischen Verhältnisse nebst der Landessprache kennen gelernt hatten, gebrauchte er auch in diplomatischen Missionen. So findet sich, im Frühling 1621, als sein Abgesandter in Rom Peter Mandel aus Neuhausen, beauftragt, neben Crivelli die Unterstützung der katholischen Liga beim Papst zu betreiben. Es gibt eine Reihe Depeschen in dieser Angelegenheit, welche beide zusammen, Mandel und Crivelli, unterzeichnet haben.

Nach Baiern selbst kamen manche Italiener, ihr Glück zu suchen. Sie studirten bisweilen auf der Universität Ingolstadt, wo noch immer Ausländer sich einfanden, wo ehedem der Marschall Bassompierre studirt hatte, wo Maximilian selbst und der Kaiser Ferdinand II. ihre Studien gemacht hatten. Sie nahmen dort den Doctorgrad. Einige traten als Secretäre in den Dienst des münchener Cabinets.

Rat (consigliere) des Herzogs und Kurfürsten Maximilian war während langer Zeit der Doctor Aurelio Gigli. Welcher Herkunft dieser Italiener gewesen ist, weiß ich nicht — es gab ein Geschlecht Gigli in Siena,

und in Rom, wo im 17. Jahrhundert Giacinto Gigli als Verfasser eines Diarium sich auszeichnete. Unsere Correspondenzen sind erfüllt mit Depeschen beider Crivelli an den Rat Aurelio, und mit dessen oft übermäßig breiten, ja geschwätzigen Berichten an jene Residenten im geläufigsten Italienisch des Seicento, oder mit seinen Rescripten aus dem Cabinet im Auftrage Maximilian's.

Ein Bruder dieses Aurelio Gigli, Vittorio mit Namen, diente, nachweislich im Jahre 1623, dem General Tilly als italienischer Secretär.

Andere Italiener lebten zu München als Lehrer in Sprachen und Wissenschaften; ein Astorre Leoncelli hatte den jungen Herzog Maximilian im Französischen und Italienischen unterrichtet, ein Carlo Detti ihn Mathematik und Kriegswissenschaften gelehrt.

Im Dienste desselben Herzogs befand sich der Baron Giulio Cesare Crivelli, ein Vetter (cugino) des Residenten in Rom. Er war am bairischen Hofe eine angesehene und beliebte Persönlichkeit. In unsern Correspondenzen erscheint er in höfischer Stellung zuerst im August 1607, womit nicht gesagt ist, daß er dieselbe erst damals begonnen hat. Er wird titulirt: Camerarius, Cubicularius, Consiliator, auch Legatus und Ambasciatore des Herzogs Maximilian, und dieser hat ihn mehrmals mit diplomatischen Aufträgen an die Höfe Italiens und ganz besonders an den Papst geschickt.

Die Correspondenzen enthalten viele italienische Briefe dieses Crivelli; daß er auch der deutschen Sprache mächtig geworden war, lehrt ein von ihm am 27. Juni 1620 an Maximilian in gutem Deutsch geschriebener Brief.

Giulio Cesare war damals nebst dem augsburger Domdechant Zacharias Furtenbach als außerordentlicher Gesandter nach Rom geschickt worden, um von Paul V. Subsidien für die katholische Liga zu erlangen. Er setzte es dort beim Cardinal Borghese durch, daß der bekannte Fra Domenico di Gesù Maria die Erlaubniß erhielt, nach München zu reisen: es ist derselbe Fanatiker, welcher in der Schlacht am Weißen Berge ein wunderwirkendes Marienbild in den bairischen Schlachtreihen einhergetragen hat — ein Capistrano des böhmischen Kriegs.

In München scheint Giulio Cesare lange Zeit im Dienste des Herzogs gelebt zu haben: mehrere male wird er in Tölz sichtbar. Seine Lebensschicksale sind mir unbekannt. Kenner des Landes Baiern und seiner Familiengeschichte werden darüber Auskunft geben können, ob sich hier ein Geschlecht des Namens Crivelli noch nach dem 17. Jahrhundert erhalten hat.

Es würde auch von Interesse sein, die Frage zu erörtern, ob und in welcher Weise im 16. und 17. Jahrhundert Italiener im Dienste deutscher Diplomatie und deutscher Kanzeleien verwendet worden sind. Für Baiern lassen sich im 17. Jahrhundert nachweisen außer den Crivelli's und Aurelio Gigli, Minutius de Minutiis (Minucci) aus Serravalle.[1] Im diplomatischen Dienste des Erzherzogs Carl und dann als Rat und Secretär des Herzogs Wolfgang Wilhelm von Neuburg findet sich

---

[1] Stieve, Briefe und Acten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, Bd. IV, Die Politik Baierns 1591—1607, I, 126.

seit 1622 der Toscaner Giovan Francesco Buonamici, ein Freund des Galilei.[1] Er war erst im Gefolge des Nuntius Caraffa nach Deutschland gekommen; überhaupt mochten auf diesem Wege, d. h. aus den Nuntiaturkanzeleien, manche Italiener in den Dienst deutscher Kanzeleien getreten sein.[2]

---

[1] Cesare Guasti, Le relazioni di Galileo con alcuni Pratesi, Archiv. Stor. Ital., III. Serie. T. XVII. 1873.

[2] Man müßte deren Acten untersuchen, um über die oben bezeichnete Frage Aufschluß zu erhalten. Auf meine Bitte hat Herr von Arneth im wiener Staatsarchiv darüber Untersuchungen anstellen lassen; aus einer gütigen Mitteilung von dort her entnehme ich, daß die Hofstaatslisten am vollständigsten erhalten sind für die Zeit Ferdinand's I.; aus dem 17. Jahrhundert ist diese Quelle „fast versiegt", erst im 18. wird sie wieder ergiebiger. Die älteste dieser Listen von c. 1491 führt unter der Rubrik „Canzler und doctores" 15 Namen auf, darunter Petrus Bonohomo. Aus dem Ende der Regierungszeit Maximilian's I. erscheinen 23 Namen von Secretären und Kanzeleischreibern, alle deutsch bis auf Dr. Jacob Cicollin und Georg Gadins. Gemäß der Hofstaatsordnung von 1527 gab es in der wiener Hofkanzelei neben andern Abteilungen auch eine für die burgundischen und französischen Sachen, je eine für die spanischen Angelegenheiten, die lateinischen Händel 2c. Die Namen der Vicekanzler sind in dieser Epoche (saec. 16) mit einer einzigen Ausnahme deutsch. Für Italien ist keine besondere Abteilung in der Hofkanzelei sichtbar; die italienischen Angelegenheiten wurden wahrscheinlich in der „lateinischen" Abteilung besorgt. Während in der Regel die burgundische (französische) Kanzelei mit Franzosen, die spanische mit Spaniern besetzt waren, finden sich in der lateinischen nur deutschnamige Secretäre; unter den Copisten aber einzelne mit romanischen Namen. — In derselben Zeit, als der bairische Hof sich der

Giambattista Crivelli erscheint in Rom als bairischer Agent zum ersten mal am 13. Januar 1607, wo er an den Herzog Maximilian wegen der Angelegenheiten Salzburgs schrieb. Es findet sich später ein Schreiben desselben Mannes an Maximilian vom 1. April 1623, worin er sagt, daß er demselben bereits 28 Jahre gedient habe: also ist er etwa um das Jahr 1595 in seinen Dienst getreten, wo der junge Herzog nach seiner Vermälung mit Elisabeth von Lothringen die Mitregentschaft neben seinem Vater Wilhelm antrat.

Es findet sich in Rom noch im Jahre 1593 als bairischer Bevollmächtigter Ulrich Speer, von dessen Correspondenzen Wolf in seiner Geschichte Maximilian's I. Gebrauch gemacht hat. Auch ist in den Jahren 1590 bis 1593 Minuccius a Minucci in der gleichen Eigenschaft eines Orators in Rom gewesen. Doch habe ich Grund anzunehmen, daß weder Speer noch Minucci Residenten Baierns am päpstlichen Hofe gewesen sind, daß es überhaupt solche damals noch nicht gegeben hat, daß vielmehr die bairischen Angelegenheiten in Rom durch zeitweilige Agenten besorgt wurden. Wenn meine Ansicht richtig ist, so hat Giambattista Crivelli die Reihe der ständigen Gesandten Baierns in Rom begonnen, und das macht ihn zu einer besondern Respectsperson für Diplomaten dieses Landes am päpstlichen Hofe.[1]

---

römischen Crivelli als seiner Residenten beim Papst bediente, war auch ein Römer, der Prinz Paolo Savelli, kaiserlicher Botschafter in Rom.

[1] Es wäre für die Geschichte der deutschen Diplomatie

Zuerst war er nur Agent, dann erhielt er Titel und Stellung des Residenten. Zum ersten mal findet er sich als solcher bezeichnet in einem Rescript des Rats Aurelio Gigli vom 16. Juni 1610, worin die Zuschrift lautet: Al molto Ill^{re} Signore il Sig. Giovanni Battista Crivelli Residente del Serenissimo di Baviera in Roma. Das Prädicat Illustre kam einem wirklichen Residenten zu. Die Formeln, deren sich Maximilian selbst in seinen Schreiben an Crivelli, wie später in denen an dessen Sohn zu bedienen pflegte, waren immer der Ausdruck achtungsvoller Höflichkeit, wie sie die officielle Stellung eines Gesandten bedingte. Die Anrede in den Briefen lautete Illustre Signore, und am Schluß etwa Dio la prosperi und alli piaceri di V. S^{a}.

Giambattista befand sich in Rom in guten Verhältnissen. Er besaß ein Haus am Pasquino, also auf dem Local, wo heute der Palast Braschi steht. Dies war die Mitgift seiner Gemalin. Die Miete des Hauses warf jährlich 400 Scudi ab, eine für die damalige Zeit so ansehnliche Summe, daß man von ihr auf eine verhältnißmäßige Räumlichkeit schließen kann. Am 3. April 1621 gab Maximilian seinem Residenten eine jährliche Zulage von 100 Scudi. Wie groß der Gehalt Crivelli's überhaupt gewesen ist, weiß ich nicht, werde aber später die Besoldung seines Nachfolgers nachweisen. Die Zu-

---

von Wert, wenn man erforschen könnte, in welcher Zeit der bairische Hof begonnen hat, Agenten in Rom zu halten, und wenn man die Liste solcher, wie der ständigen Residenten dort überhaupt zusammenstellte.

lage erhielt er durch Fürbitte jenes Fra Domenico, mit welchem Maximilian fortdauernd in lebhaftem Verkehr stand, auch als der Mönch nach Beendigung seiner Wunderthaten in Böhmen nach Rom zurückgekehrt war.

Domenico war dort wie ein zweiter heiliger Resident des glaubenseifrigen Herzogs — durch seine Intercession hat er wol manches bei der Curie durchgesetzt, was sein weltlicher Resident vielleicht nicht erreichen konnte. Er schickte einmal, im Mai 1628, einen seiner Höflinge, Wilhelm Ilsung, mit Pferden und einem Reisewagen zum Geschenk für den Cardinal Ludovisi, und mit einer kostbaren Cassette, Silberzeug enthaltend, für den Cardinal Cremona, und da schrieb er dem Residenten, daß er Ilsung zugleich an ihn und Fra Domenico weise.

Manches Andenken wird der Wunderthäter aus dem böhmischen Kreuzzuge mit sich genommen haben; manches Ketzergut wird ihm Maximilian aus der reichen Beute Prags verehrt haben; von dort hatte ja der Herzog (nach der Angabe Dudik's in seinen Forschungen in Schweden für Mährens Geschichte, S. 4) 1500 mit Schätzen jeder Art beladene Wagen nach München mit sich geführt. Viele Hände streckten sich auch in der Folge nach Spolien der Ketzer aus, und daß auch Fra Domenico dabei nicht fehlte, will ich sofort zeigen. Am 30. August 1622, wo die Unterpfalz fast gänzlich erobert, aber das unglückliche Heidelberg noch nicht eingenommen und geplündert war, schrieb Maximilian aus München an Giambattista Crivelli nach Rom; er drückte ihm erst seine Freude darüber aus, daß der Padre Domenico gesund sei und ihm seine Liebe bewahre, dann fuhr er fort: „Was die

Spolien betrifft, welche Seine Väterlichkeit aus solchen begehrt, die in diesen letzten Siegen in der Unterpfalz den Ketzern abgenommen worden sind, so habe ich an den Grafen Tilly, meinen Generallieutenant, Befehl erteilt, daß er zusehe, etwas zusammenzubringen (che veda di mettere insieme qualche cosa) und mir es zuschicke, und wenn das, wie ich hoffe, erfolgt, so werde ich dafür sorgen, daß es auch nach Rom geschickt werde." Es befand sich unter der Beute, die bald darauf in Heidelberg gemacht wurde, auch die Palatinische Bibliothek, und sie wurde von Maximilian dem Papst nach Rom geschickt. Auch über diese beklagenswerte Beraubung Deutschlands an seinem kostbaren wissenschaftlichen Material enthalten die Correspondenzen einige Briefe, welche die Geschichte dieses unseres nationalen Verlustes vervollständigen können.

Es hat aber auch Giambattista Crivelli seine Hände nach der Beute Heidelbergs ausgestreckt. Hier ist ein italienisch geschriebener Brief Tilly's an ihn, aus Regensburg den 11. Februar 1623:

„Vom Doctor Aurelio Gigli und von Vittorio seinem Bruder, meinem Secretär, ist mir Ihr Wunsch mitgeteilt worden, irgend ein kleines Gemälde (qualche quadretto di pittura), oder eine andere Galanterie aus dem Schloß zu Heidelberg zum Andenken zu erhalten. Nun aber befand sich in dem besagten Schloß weder ein Gemälde noch sonst etwas, womit ich als mit einem Präsent bei Ihnen Ehre einlegen konnte. Da ich Ihnen durch die That meine Ergebenheit zu beweisen wünsche, so habe ich dem oben genannten Doctor Gigli 100 Kaiserthaler ein=

händigen lassen, und deren mögen Sie sich nach Ihrem Wolgefallen bedienen, wie Sie das noch genauer von demselben Doctor vernehmen werden. Ich bitte Sie dieselben freundlich anzunehmen, und nicht auf die Geringfügigkeit des Geschenks zu sehen, sondern vielmehr auf meinen geneigten Willen Ihnen gefällig und erkenntlich zu sein, denn ich bin mir meiner Verpflichtung gegen Sie bewußt wegen der Zuneigung, die Sie mir bei verschiedenen Gelegenheiten bewiesen haben, besonders da Sie gleichsam das erste Werkzeug und der sorgsamste Fürsprecher der Geschenke und geistlichen Gnaden gewesen sind, die mir Seine Heiligkeit Unser Herr hat zukommen lassen, welchem Sie gütigst mich des Oefteren empfehlen wollen, ihm die große Freude bezeugend, die ich über die genannten Gnadengeschenke empfunden habe. Und so erbiete ich mich Ihnen mit Bereitwilligkeit und Gott behüte Sie.“[1]

Nach den heutigen Begriffen von Standesehre, oder von Ehre überhaupt, würde ein Geschenk, wie es Tilly dem bairischen Gesandten zu machen wagte, als eine Beschimpfung angesehen werden — damals aber wurde das nicht so empfunden. Das Austeilen von Geschenken selbst an vornehme Personen durch Fürsten, oder von städtischen Magistraten war etwas ganz gewöhnliches — man schenkte nicht nur Kleiderstoffe und goldene Ketten, sondern auch baares Geld. Die Denkwürdigkeiten des

[1] Mollt' Ill^{re} Sig^{re} mio orrevo^{me} — Di V. S. molto ill^{re} affet^{mo} per servirla Gio. Conte de Tilly. Die Namensunterschrift ist eigenhändig.

Ritters von Schweinichen geben einen Begriff von dieser Gewohnheit, und die Sitten jener Zeit, die er geschildert hat, hatten sich im 17. Jahrhundert nicht geändert. Ich wollte das bemerken, um den wackern Baron Giambattista nicht in einem andern Licht erscheinen zu lassen, als ihm sein eigenes Zeitalter gibt.

Sein Verhältniß zum Herzog von Baiern war ein durchaus vertrauliches. Lange treue Dienste machten ihn seinem Herrn persönlich wert. Maximilian hat die ganze Familie Crivelli's fortdauernd durch sein Wolwollen ausgezeichnet. Er nahm sie unter seine Protection und sorgte für ihr Fortkommen. Ein Sohn Giambattista's, Francesco, kam im Juni 1609 nach München, wo er am Hof mit besonderer Freundlichkeit aufgenommen wurde: dies zeigen Briefe sowol Maximilian's, als der Herzogin Elisabeth an den Vater des jungen Mannes in Rom. Die letztere schrieb ihm am 22. Juni 1609, daß sein Sohn ihr die Empfehlungsbriefe überbracht und sie ihn empfangen habe auf Grund der Liebe, die das ganze herzogliche Haus für ihn, den Vater, empfinde. Auf einen Brief seines Sohnes aus Tölz, wo dieser seinen Verwandten den Baron Giulio Cesare besucht hatte, schrieb ihm der Vater erfreut zurück, daß er durch die Nachricht von den Ehren, Geschenken und Gunstbezeugungen, die er von den bairischen Fürsten empfangen habe, ganz verwirrt sei: all dies sei die Wirkung des großen gütigen Wolwollens, welches ein solcher Fürst und liebenswürdiger Herr ihnen, seinen geringsten Dienern, schenke.

Der junge Crivelli stellte sich in Augsburg auch den Fugger vor. Er bemühte sich, durch solche einflußreiche

Verbindungen sein Glück zu machen. Doch schon im September kehrte er nach Rom zurück. Da sein Vater ihm ein spanisches Ritterkreuz zu verschaffen suchte, womit eine Commende verbunden war, so schickte ihm der Herzog bereitwillig Empfehlungsbriefe an die Königin von Spanien und an Don Francisco de Castro.

Im Jahre 1610 kam ein zweiter Sohn des Residenten nach München. „Da mein Sohn Gianangelo", so schrieb dieser an den Herzog am 10. April, „dorthin reist, um in Ingolstadt die Rechte zu studiren, und das auf Rat des Herrn Giulio Cesare Crivelli, meines Verwandten, so empfehle ich denselben, wie mich selbst, der Gnade und Protection Ew. durchlauchtigsten Hoheit, wie Ihnen das ausführlich von dem genannten Herrn Giulio Cesare und meinem eigenen Sohne vorgestellt werden wird."

Nun erschien auch noch ein dritter Sohn Giambattista's am bairischen Hof, Giampietro mit Namen, ein Jesuit. Seine Oberen schickten ihn nach Gratz, dort seine Studien zu vollenden; und auf dieser Reise stellte er sich dem herzoglichen Hause in München vor. Später erhielt er durch die Empfehlung Maximilian's einen Canonicat in S. Maria in Trastevere. Unterdeß hatte der junge Gianangelo seine Studien in Ingolstadt beendigt, dort den Doctorgrad erhalten, und war nach Rom zurückgekehrt. Seine Empfehlungen hatten ihm eine Stellung als Governator im kleinen Fürstentum Sonnino verschafft. Da nun sein Vater Giambattista alt wurde, wünschte er noch bei seinem Leben den diplomatischen Posten, welchen er als bairischer Resident in Rom innehatte, seiner

Familie zuzusichern, und jenem Sohne zu hinterlassen. Eine solche gleichsam erbliche Uebertragung eines Amts nannte man la sopravivenza. Am 18. April 1618 wandten sich alle drei Crivelli, der Vater und die Söhne Francesco und Gianangelo, mit Bittgesuchen an den Herzog Maximilian. Francesco versicherte ihn, daß sein Bruder Gianangelo für solches Amt viel geeigneter sei als er selbst, und er bat ihn dringend, sie alle durch die Gewährung dieser Gnade glücklich zu machen.

Am 9. Mai 1618 ließ Maximilian durch ein Schreiben dem alten Crivelli kund thun, daß er seinem Sohn die Sopravivenza gewähre.

In Folge dieses officiellen Verhältnisses ist dann der Doctor Gianangelo nach München gegangen und in die Dienste des Herzogs getreten. Er begleitete denselben in irgend einer civilen Stellung im böhmischen Feldzuge, und dort starb er auf der Rückkehr von Prag. Wir erfahren das aus folgendem Schreiben seines Vaters an den Herzog vom 19. December 1620:

„Heute erhielt ich den lieben Brief unsers ehrwürdigen teuern Vaters Fra Domenico di Gesù Maria, welcher mir mit seiner gewohnten sanften und liebevollen Art den bittern Trank zu trinken gibt, mir meldend, daß mein Sohn Gianangelo auf der Rückkehr von Prag nach München dahingeschieden ist. Er konnte sein Leben nicht besser verwenden als im Dienst Ew. Durchlauchtigen Hoheit. Ich bin stolz darauf, daß er unter solchen Umständen, und nachdem er so große Freude erfahren und so große und herrliche Thaten Eurer Hoheit gesehen, seine Tage beschlossen hat."

Dem Dienst des Herzogs von Baiern hatte also der Resident Crivelli seinen hoffnungsvollsten Sohn zum Opfer gebracht: und das mußte ihn selbst und sein Haus für Maximilian noch werter machen. Er blieb sein Resident in Rom, auch als Paul V. im Jahre 1621 gestorben war. Maximilian erhöhte ihm damals seinen Gehalt, wie wir schon erfahren haben. Er empfahl ihn und seine Familie an den neuen Papst Gregor XV., und an dessen bald allmächtigen Nepoten Ludovico Ludovisi. Er that dasselbe, als Urban VIII. im Jahre 1623 den Heiligen Stul bestieg — auch da blieb Crivelli auf seinem Posten, und noch besonders ließ ihn der Herzog dem neuen Papst durch den Cardinal Zollern dringend empfehlen.

Der alte Crivelli erlitt in demselben Jahre 1623 den Verlust seines andern Sohnes Giampietro; von allen seinen Kindern, sechs Söhnen und drei Töchtern, waren ihm nur übriggeblieben Francesco und eine Tochter. Er bewarb sich jetzt für diesen letzten Sohn um die Sopravivenza. Francesco, welcher nachher 32 lange Jahre der Bevollmächtigte Baierns in Rom gewesen ist, hatte bisher sein Fortkommen in verschiedenen Stellungen gesucht. Im Jahre 1618 war er im Dienst des Cardinals Giambattista Deto, eines Florentiners, gewesen. Es wirft ein etwas unheimliches Licht auf solche Verhältnisse, wenn man liest, was Francesco darüber am 21. Juli 1618 an Aurelio Gigli nach München berichtet hat: seit zwei Monaten habe er sich aus dem Dienst des Cardinals zurückgezogen, und sei jetzt wie ein Fisch im Wasser; der Herr Cardinal sei in Wahrheit ein schöner junger Mann; wie eine Sirene habe er ihn mit Liebkosungen an sich

gezogen und mit Gesang eingeschläfert: er habe bei ihm seinen Ruf zugesetzt; nun müsse er aus Rom für einige Zeit fort. Er erbitte deshalb von Maximilian Empfehlungsbriefe an den Herzog von Parma, von welchem er ein Amt in dessen Staaten in den Abruzzen zu erhalten hoffe, etwa als Governator in Lionessa, oder Cività di Peña, oder Citta Ducale. Auch sein Vater ersuchte den Herzog darum, da doch sein Sohn sich vor Jahren ihm in München persönlich vorgestellt habe.

Maximilian schickte die begehrten Empfehlungsschreiben, und schon im November 1618 dankte ihm dafür der alte Crivelli mit der Meldung, daß sein Sohn das Amt des Richters (Giustiziere) in Cività di Peña erhalten habe.

Drei Jahre später schrieb Francesco dem Herzog aus Bologna, wo er eine von ihm nicht näher bezeichnete Stellung gefunden hatte, und in diesem Brief nannte er sich Cavaliere.

Im Jahre 1623 bat Giambattista den Herzog Maximilian, seinem letzten Sohne die Sopravivenza zu erteilen. Sein Gesuch datirt vom 1. April; er meldete darin den Tod Giampietro's, und erinnerte den Herzog daran, daß er selbst ihm nun schon 28 Jahre lang diene.

Es findet sich das Rescript Maximilian's nicht vor: wahrscheinlich hat er seinem getreuen Diener alsbald die Bitte gewährt.

Der alte Crivelli bekleidete seither sein Amt mit Ehren und großem Ansehen noch vier Jahre lang. Dann starb er im Juli 1627. Die officielle Meldung seines Todes hat sich nicht erhalten, aber hier sind zwei Briefe, die ihm als Nachruf dienen.

Am 16. September 1627 schrieb Maximilian aus München an Francesco Crivelli:

„Die Nachricht, die Sie mir von dem Tode des Herrn Giambattista Ihres Vaters (Gott habe ihn selig) gegeben haben, ist von mir empfangen worden mit den Gefühlen, welche seinen vorzüglichen Eigenschaften und der Liebe entsprechen, die er mir mit fortdauerndem Eifer und gleicher Treue in Bezug auf alle meine Angelegenheiten bewiesen hat. Deshalb betraure ich mit Ihnen solchen gemeinsamen Verlust, und indem ich das Wolwollen, welches ich für den Genannten immer gehegt habe, auf Sie selbst übertrage, nehme ich gern die Erbietung Ihrer Person von Ihnen entgegen, und werde nicht verfehlen, dessen zu seiner Zeit eingedenk zu sein. Unterdeß mögen Sie, bis auf meine weitere bestimmte Entscheidung, mit Sorgfalt und Eifer die Erledigung der dort noch schwebenden Geschäfte besorgen, wie es im Besondern die Angelegenheit des Padre Bzovius ist, wegen welcher noch zuletzt einige Schriftstücke abgeschickt worden sind, und auch anderes, womit ich Sie nach Bedarf von Zeit zu Zeit beauftragen werde: denn so werden Sie mir einen willkommenen Dienst erweisen. Schließlich erbiete ich mich Ihnen mit allem guten Willen, und Gott behüte Sie." [1]

Am 6. November 1627 schrieb Tilly an denselben Francesco aus Lauenburg, wo er sein Hauptquartier hatte: „Der Tod des Herrn Giambattista, Ihres Vaters, ist von mir mit besonderer Empfindung vernommen worden

---

[1] Ill^{re} Sigre. — Da Monaco li 16. di Settembre 1627. Per compiacerla Il Duca di Baviera Elettore.

wegen der Liebe, die ich zu diesem Herrn empfand, und wegen seiner trefflichen Eigenschaften; und diese machen mich glauben, daß das Ende dem guten Leben desselben entsprochen hat. Er wird zum Himmel aufgestiegen sein, um dort den Lohn seiner guten Thaten zu genießen. Ich trauere mit Ihnen um den Verlust, und ich bin sicher, daß Sie, nachdem Sie dem Gefühl seinen Teil gegeben haben, sich voll Weisheit dem Willen Gottes fügen werden, der uns entzieht, was sein ist. Sie bleiben der Erbe der Güter des Vaters, und werden zugleich auch der Erbe der Liebe sein, die ich für diesen Herrn empfunden habe: sie wird zusammen mit derjenigen, welche ich noch im Besondern für Ihre Person hege, ein Capital bilden groß genug, um Sie zu befähigen, über mich bei allen Ihren Bedürfnissen zu verfügen, und so erbiete ich mich Ihnen in besonderer Zuneigung, küsse Ihnen die Hand und erflehe von Gott Trost für Sie."[1]

Was die diplomatischen Dienste betrifft, welche Giambattista Crivelli fast ein Menschenalter hindurch dem Herzog von Baiern geleistet hat, so geben die gesammelten Correspondenzen davon Zeugniß, aber kein vollständiges. Nicht alle Berichte von Rom her, noch alle Rescripte dorthin sind erhalten. Die Sammlung ist lückenhaft. Manche Jahre sind sehr dürftig vertreten. So habe ich aus dem Jahre 1625 nur einen einzigen, von 1626 nur drei Depeschen Crivelli's vorgefunden; vom Jahre 1627 gibt es deren nicht eine.

---

[1] Molto Illustre sig. mio oss° — Da Lauenburg 6. Novbre. 1627 D. V. S. M. Ill^{re} Aff^{m} servitor Gio: Conte de Tilly.

Die Sammlung enthält übrigens keineswegs nur einseitig die Berichte des Gesandten: vieles andere, was durch dessen Hände gegangen und von ihm befördert worden war, ist dort abschriftlich oder in Minuten zu einer Kategorie vereinigt worden. Da sich, wie wir gesehen haben, auch Briefe durchaus privater Natur in ihr vorfinden, so ist wol die gesammte Kanzelei der Crivelli, nach deren Tode, nach München gebracht worden. Die genannten Correspondenzen vereinigen Depeschen des Residenten, Befehle des Herzogs, Rescripte des herzoglichen Rats, Berichte desselben an Crivelli, um diesen über den Gang der Dinge in Deutschland zu unterrichten, Briefe des Herzogs und Kurfürsten an den Papst und die Cardinäle, wie umgekehrt; Briefe des alten Herzogs Wilhelm und anderer Mitglieder des herzoglichen Hauses. Den Schriftstücken aus der Epoche des zweiten Crivelli (im Bande A. 1630—31) ist sogar eine Reihe der an Maximilian gerichteten Brevia Apostolica vom Jahre 1619 bis 1631 abschriftlich beigefügt worden, also der Päpste Paul V., Gregor XV. und Urban VIII.

Es finden sich ferner mehrere Briefe Tilly's und seines Neffen an Crivelli. Wir sahen, welches freundschaftliche Verhältniß Tilly zu Giambattista unterhalten hat. Von seinen Unternehmungen machte er bisweilen dem Residenten Meldung. Als er den großen Sieg bei Stadtloo über Christian von Braunschweig erfochten hatte, beauftragte er Crivelli in einem Brief von dort am 9. August 1623, das dem Papst kund zu geben, und ihm zu berichten, daß von den Feinden 6000 Mann gefallen, 4000 gefangen seien. Auch Empfehlungsbriefe Maximilian's für

nach Rom reisende Deutsche finden sich vor; so einmal solche an den Papst Paul V. und den Cardinal Borghese vom 24. April 1616, wo der Herzog zwei Verwandte Wallenstein's, die böhmischen Barone Rudolf und Maximilian, dringend empfiehlt. Es liegt das Breve jenes Papstes vom 26. Juni an Maximilian bei, worin er dem Herzog zu wissen gibt, daß er ihm zu Liebe die beiden Brüder Wallenstein gern empfangen habe.

Auch als Agenten für Ankäufe von Kunstgegenständen hat sich Maximilian des Crivelli bedient. Die Correspondenzen enthalten darüber hie und da Nachrichten, welche dem Kunsthistoriker in Bezug auf die Entstehung der münchener Sammlungen von einigem Wert sein können. So trug Maximilian seinem Residenten in Rom am 2. Januar 1613 auf, für ihn Gemälde von Michel Angelo, Rafael und ihren Zeitgenossen anzukaufen, und Crivelli schickte ihm eine Liste, worin er Bilder von Ghirlandajo, Perugino, Sebastiano dal Piombo, Masaccio, Andrea del Sarto und andern Meistern als in Betracht kommend aufführte. Ein anderes mal, am 12. September 1613, schreibt ihm Maximilian, daß er die Zusendung der Statue des Bacchus erwarte, ehe die kalte Jahreszeit eintrete.

Bei dieser Gelegenheit ist auch für die Geschichte der Musik am herzoglichen Hof zu München die Bemerkung wertvoll, daß Maximilian in demselben Jahre 1613 einen Nachkommen des berühmten Orlando di Lasso, welcher als Kapellmeister des Herzogs Wilhelm am 14. Juni 1594 in München gestorben war, in Rom studiren ließ. Dies war Ferdinando di Lasso. Der große Tonsetzer hatte

zwei talentvolle Söhne, Ferdinand und Rudolf, beide in der münchener Kapelle angestellt; da der erste im Jahre 1609, Rudolf aber 1625 starb, so kann der in den Correspondenzen genannte Ferdinando nur Orlando's Enkel sein, welcher im Jahre 1636 gestorben ist. Maximilian hatte ihn nach Rom geschickt, um unter dem Maestro Suriano sich auszubilden. Der Herzog forderte ihn nach München ab, verlängerte aber seinen Aufenthalt in Rom um drei Monate. Dies geht aus folgendem Schreiben an Crivelli vom 24. Juli 1613 hervor: „Aus Ihrem Brief vom 6. habe ich vernommen, welche Fortschritte dort Ferdinando Lasso in der Musik macht, und daß er jetzt im Stande ist zurückzukommen und Dienste zu leisten, sobald er noch drei Monate sich in Rom wird aufgehalten haben, um Allegro-Compositionen in modernem Stil zu machen, nachdem er bisher sich mit ernsten beschäftigt hat. Ich sage Ihnen deshalb, daß ich zufrieden bin, ihn noch die genannten drei Monate dort zu lassen, damit er sich so viel als möglich zu vervollkommnen suche nicht allein im Componiren, sondern auch in der Ausübung, und Concerte zu zwei, drei und mehr Chören zusammensetze. Dann mag er hierher zurückkehren."

Es liegt ein Brief desselben jungen Lasso an Conrad Büchler vor, den Kammerdiener des Herzogs, vom 23. August 1613, worin er um Reisegeld bittet.

Im Ganzen bedarf es kaum der Bemerkung, daß man von unsern Correspondenzen keine Aufschlüsse über die wichtigsten politischen Ereignisse, ihre Ursachen und geheimen Triebfedern erwarten darf. Der Resident war innerhalb seiner amtlichen Sphäre in sie nicht eingeweiht,

vielmehr in allen Angelegenheiten der großen Politik nur der beim Papst beglaubigte Vermittler und Depeschenträger. Er führte bei diesem außerordentliche Boten seines Herrn ein. So war der Baron Wilhelm Fugger im April 1623 nach Rom geschickt worden, den Papst um die Bestätigung der zu Regensburg auf Maximilian übertragenen Kur zu bitten, und Crivelli hatte diesen Abgesandten in sein eigenes Haus aufgenommen.

Dafür dankte ihm Maximilian in einem Brief aus München am 26. April. Zuvor hatte ihm der neue Kurfürst aus Regensburg am 25. Februar geschrieben, daß er an diesem Tage öffentlich mit der Kur investirt worden sei. Er gebe davon dem Papst und dem Cardinal Ludovisi Nachricht: diese Briefe solle Crivelli ihnen mit Complimenten überreichen und den Dank ausdrücken, welchen er, Maximilian, dem Heiligen Stul für alles dasjenige schulde, was derselbe in dieser Angelegenheit gethan habe. Sodann solle er die beiliegenden Briefe an einige Cardinäle abgeben, und andere noch nicht mit Adressen versehene Schreiben an solche Cardinäle adressiren, von denen er glaube, daß sie in dieser Sache wolgesinnt seien. Vom 1. März 1623 findet sich auch ein Brief Aurelio Gigli's aus Regensburg an Crivelli vor, worin er die Feierlichkeit der Uebertragung der Kur ausführlich beschrieben hat.

Dieser eine Fall mag für viele andere von ähnlicher Bedeutung zum Beweise dienen, daß aus den Correspondenzen keine wirklich diplomatischen Aufschlüsse zu gewinnen sind. Es ist selten, daß sie in dieser Hinsicht so viel Licht verbreiten, wie einmal jene Audienz Crivelli's

beim Papst in Bezug auf die römische Königswahl Ferdinand's III., von der ich in meiner Schrift „Urban VIII. im Widerspruch zu Spanien und dem Kaiser" Mitteilung gemacht habe. Es findet sich auch der undatirte Entwurf eines Schreibens Maximilian's an Crivelli vor, auf Veranlassung des Todes des Kaisers Matthias; der Herzog befiehlt seinem Residenten, Gerüchten, die entstehen könnten, daß er nach der Kaiserkrone strebe, entgegen zu treten, denn er wünsche nichts, als die Wahl des Königs Ferdinand.

Bisweilen haben die Correspondenzen ein locales und zugleich chronologisches Interesse; so gibt es drei Briefe Maximilian's aus dem böhmischen Kriege; aus Linz vom 21. August 1620, aus Greilenstein vom 10. September, aus Budweis vom 24. September; aus dem Lager vor Pilsen vom 24. October 1620. Aus Prag findet sich keiner vor, nach der Rückkehr von dort einer aus München, vom 16. December 1620. Alle diese Briefe sind ohne politischen Inhalt, nur jener aus Linz datirte ist merkwürdig, weil Maximilian darin Crivelli befiehlt, dem Papst vorzustellen, daß die über ihn, den Herzog, ausgesprengten Gerüchte falsch seien, wonach er zu den Kriegskosten nicht den dritten Teil dessen beigetragen haben sollte, was der Bischof von Augsburg geleistet habe. Vielmehr sei sein Beitrag größer, als dessen ganzes Bistum wert sei; er allein habe die Munition geliefert, und überhaupt einen ungeheuern Kostenaufwand bestritten. Er kenne die Person, welche dergleichen Gerüchte aussprenge; es sei dies Remboldo, ein Auditor der Rota.

Es gab andere, zumal viele kirchliche Beziehungen

Baierns zur römischen Curie, wobei der Resident seine amtliche Stellung voll zur Geltung zu bringen hatte. Nur beiläufig erinnere ich auch an den bekannten Proceß, welchen Maximilian gegen Bzovius, den Fortsetzer der Annalen des Baronius, auf Grund seiner Verunglimpfung des Kaisers Ludwig des Baiern bei der römischen Curie betrieben hat. Die Correspondenzen enthalten über diese Angelegenheit eine große Reihe von Rescripten; sie ziehen sich vom Jahre 1623 bis 1628 hin, und wurden besonders lebhaft geführt, als der Sohn Giambattista's die Stelle des Residenten erhalten hatte.

II.

Francesco Crivelli wurde der Nachfolger seines Vaters, zuerst als diplomatischer Agent; in dieser Eigenschaft hat ihn der bairische Kurfürst durch ein Schreiben vom 11. November 1627 beglaubigt. Die stürmische Zeit, welche bald darauf Maximilian selbst in die gefährlichsten Conflicte und Katastrophen verwickelte, gab der Stellung Francesco's in Rom eine viel größere Wichtigkeit, als sie diejenige seines Vaters gehabt hatte. Ich meine die maßlosen Uebergriffe des Kaisers nach der Besiegung der Protestanten und ihres Führers, des Dänenkönigs; die Umsturzpläne Wallenstein's im Reich; den feindlichen Gegensatz des Papstes Urban VIII. zum Hause Habsburg; seine Verbindung mit Frankreich, in welche der mit dem Kaiser gespannte Kurfürst von Baiern hineingezogen wurde; endlich die Invasion Gustav Adolf's mit allen ihren die Verhältnisse Deutschlands und der andern Mächte umwälzenden Folgen.

In dieser Epoche hat Francesco Crivelli seine Geschäfte bei der Curie mit solchem Eifer geführt, daß der Kurfürst ihn als einen seiner treuesten Diener geehrt und bis zu seinem Tode mit Wolwollen ausgezeichnet hat. Als Bevollmächtigter desjenigen deutschen Fürsten, welcher das Haupt der katholischen Liga war und durch sein politisches Talent fast die Bedeutung einer europäischen Macht erlangt hatte, war Crivelli ein sehr angesehener Mann in Rom. Aus Schmeichelei für Maximilian machte Urban VIII. diesen seinen Agenten zu seinem Kämmerer, und der Kurfürst dankte dem Papst dafür durch ein Schreiben vom 8. Februar 1629.

Aber erst im Jahre 1632 erfolgte die Ernennung Francesco's zum wirklichen Residenten Baierns am päpstlichen Hof, wie es sein Vater gewesen war. Diese Erhebung verdankte er der Fürsprache seines besondern Gönners, des Staatssecretärs Barberini. Am 16. Juni schrieb Maximilian vom Lager vor Regensburg an diesen Cardinal, ihm kund zu geben, daß er seiner Empfehlung willfahre. Mehr als vier Jahre lang hatte also der Kurfürst mit dieser Ernennung gezögert, wol eher aus Vorsicht und Klugheit, als wegen seiner immerhin übeln finanziellen Lage aus Sparsamkeit. Der Resident trat jetzt in den Rang wirklicher Gesandten, und mußte fortan seinen Herrn mit entsprechendem Anstande vertreten.

Am 10. Juli 1632 schrieb er an Aurelio Gigli: er dankte für die ihm zugekommene Ernennung; jetzt müsse er ihr gemäß auftreten und einen Palast halten. Er brauche sechs Bediente (staffieri), denn so viel habe der Minister eines selbständigen Fürsten nötig; der Gesandte

des Herzogs von Modena halte deren noch mehr. Jährlich werde er 200 Scudi für Livreen ausgeben müssen. Er beanspruche, daß man fortan in Briefen der Titulatur Vossignoria das Illustre hinzufüge, seines Ranges wegen, wenn er an ihn gerichtete Briefe vorzuzeigen habe. Er schrieb nochmals an demselben Tage dringend um Unterstützung, da er als Resident eines so großen Kurfürsten nicht über die Achsel angesehen werden wolle. Er führte als Beispiel den Residenten des Erzherzogs Albert von Flandern an, welcher seines größern Aufwandes wegen mit mehr Ehrerbietung behandelt werde.

Es folgten hintereinander Briefe desselben Inhalts, dringende Forderungen um Zuschuß; er werde nicht so oft darum sollicitiren, wie es sein verstorbener Vater gethan habe — aber er brauche Geld, um seinen Aufzug (ingresso) als Resident zu halten.

In München fand man solche Ansprüche zu hoch; der Fürst von Zollern, welcher das dortige Cabinet leitete, wies sie ab, und Crivelli beklagte sich beim kurfürstlichen Rat Aurelio Gigli, daß jener ihm den gebürenden Titel Illustrissimo nicht gegeben habe, den ihm doch mehrere Cardinäle in Briefen nicht versagt hätten. Man halte sechs Bediente für Luxus: es gebe aber keinen Cardinal, der weniger als acht habe; der Gesandte Savoiens halte deren sogar zehn. Als sein Vater Giambattista zum Residenten ernannt wurde, habe man ihm die Livree bezahlt, und noch dazu eine mit Sammt ausgeschlagene Kutsche; auch habe er dann und wann vom Hof Zuschüsse erhalten. Der Fürst von Zollern besitze keine Kenntniß vom Wesen des römischen Hofs, wenn er die Kleinigkeit

von ein paar hundert Scudi dem Residenten des Kurfürsten verweigere und dadurch das Ansehen seines Gebieters mindere. Mein Herr und Gönner, so schrieb Crivelli an Gigli, die Zeiten sind vorüber, wo Bertha spann (padron mio, non è più il tempo che Berta filava).

Nach vielen eindringlichen Vorstellungen erfolgte endlich ein Rescript Maximilian's, wodurch seinem Residenten der bisherige Gehalt verdoppelt wurde: er erhielt jährlich 600 Scudi, was 900 Gulden gleichkam; und außerdem 100 Scudi für Livreen.

Ich kann leider nicht mitteilen, in welcher Form und mit wie viel Pomp der wackere Gesandte seine solenne Auffahrt zum Vatican gehalten hat. Seinen Rang hat er immer mit Festigkeit zu behaupten gewußt, und das war nicht leicht in jener Zeit der peinlichsten Etikette und des beständigen Streites um Ranganſprüche unter Diplomaten, Höflingen und Großen. Der römische Hof bot gerade unter Urban VIII. ein weltbekanntes Beispiel davon dar, in jenem durch lange Jahre nicht nur dort, sondern an vielen Höfen Europa's fortgesetzten Streit um den Rang, welchen des Papstes Neffe Don Taddeo Barberini als Stadtpräfect beanspruchte. Auch unser Crivelli kam in einen Conflict solcher Art mit dem Cardinal Gasparo Borgia, dem ordentlichen Botschafter des Königs von Spanien in Rom, welcher wegen seines bekannten im Consistorium gegen den Papst erhobenen Protestes mit diesem im heftigsten Zerwürfniß lebte, und schon aus politischen Ursachen den Vertreter des Kurfürsten von Baiern, den entschiedenen Günstling der Barberini, ge-

ringschätzig behandelte. Der Brief, welchen Crivelli in dieser Angelegenheit am 24. Februar 1635 an den Rat Gigli geschrieben hat, ist zugleich ein höfisches Sittengemälde, und darum der Mitteilung wert:

„Damit Sie bei guter Gelegenheit den Durchlauchtigsten Kurfürsten unsern gemeinsamen Herrn von dem unterrichten können, was zwischen dem Botschafter des Königs von Spanien und mir vorgefallen ist, will ich Ihnen alles getreulichst melden. Als ich im Namen Sr. Durchl. Hoheit das erstemal Se. Eminenz zu begrüßen ging, kam er mir nicht so weit entgegen als schicklich war, sondern er behandelte mich als einfachen Cavalier. Im Gespräch nannte er niemals den Durchlauchtigen Kurfürsten als solchen, sondern er sprach immer nur schlechtweg vom Herzog. Zum Beispiel: wie geht's dem Herzog — der Herzog hat das und das gethan — ohne je vom Titel Hoheit Gebrauch zu machen. Beim Hinausbegleiten behandelte er mich so geringschätzig, daß ich sagen kann, er betrachtete mich ausschließlich als eine Privatperson. Ebenso und noch schlimmer verfuhr er mit mir bei meinem zweiten Besuch, welchen ich ihm unter der mir vom Jesuitenpater-Assistenten Portugals gegebenen Versicherung machte, daß der Botschafter ihm erklärt habe, mich meinem Range gemäß zu behandeln. Er hat mir niemals den Besuch erwiedert, wie die andern Botschafter des Kaisers und der Könige so zu thun gewohnt sind; und doch habe ich trotz solcher Behandlung versucht, ihn mit allerlei Beweisgründen, auch mit dem Beispiel der andern spanischen Bevollmächtigten, zu Vernunft zu bringen, doch das hat nichts gefruchtet.

„Als ich Sr. Eminenz in der Stadt begegnete und nicht anhielt, hat er mir durch eine dritte Person sagen lassen, er halte es für schicklich, daß ich bei seiner Begegnung anhalte. Da habe ich dem Boten geantwortet, das Anhalten sei kein Act der Pflicht, sondern nur der Artigkeit, und ich sei nicht in der Lage, solche dem Botschafter zu erweisen, der mich mißhandelt habe. Da ich vor meiner Ernennung zum Residenten nicht gewohnt gewesen sei, vor den Botschaftern Spaniens, Frankreichs und des Kaisers stehen zu bleiben, so dürfe ich solche Complimente jetzt um so mehr unterlassen, als ich meine gegenwärtige Stellung einnehme. Der Bote fand sich von meinen Gründen nicht nur befriedigt, sondern er wunderte sich auch über solches Verfahren mit mir, ja er erbot sich mir jede gebührende Genugthuung zu verschaffen, obwol das zu nichts geführt hat.

„Nun aber hat mir der Botschafter durch einen Andern wissen lassen, er werde mich, wenn ich in Zukunft nicht vor ihm stehen bleibe, dazu mit Gewalt nötigen. Darauf habe ich geantwortet, das sei nicht die Art mit meines Gleichen umzugehen; ich erkenne in Rom niemand über mir als den Papst und den Cardinal Barberini; der Botschafter sei Minister seines Königs, wie ich der meines Fürsten; nur die Titel Botschafter und Resident seien verschieden, ich sei dessen sicher, daß er wol überlegen werde, was er zu thun habe, wonicht, so werde ich ihm gebührlich zu dienen wissen. Wir andern nennen das freilich spanische Bravaden, und wissen schon was man davon zu halten hat.

„Seither sind wir einander nicht mehr begegnet, außer

in der vorigen Woche am Dienstag auf dem Corso, wo ich meinen Platz genommen hatte, das Rennen um das Palium Urbino's mit anzusehen. Obwol ich dort mit meinem Wagen hielt, so haben doch im Vorüberfahren die Botschafter des Kaisers, Frankreichs, Savoiens und die Cardinäle alle still gehalten um mich zu begrüßen; als aber der von Spanien vorbeikam, hat er nicht allein nicht still gehalten, sondern nicht einmal meinen Gruß erwiedert. Freilich war er unbedeckten Hauptes wegen der Grüße, die er von Andern empfing; doch der Cardinal Barberini erhob sich so bald er an mir vorüberfuhr.

„Zuvor bin ich immer mit Geschicklichkeit jeder Gelegenheit zum Verdruß aus dem Wege gegangen. Ich will nicht wiederholen, wie eifrig ich mich bemüht habe, die Sache mit dem Botschafter auf ehrenhafte Weise beizulegen, denn davon habe ich Sie bereits in Kenntniß gesetzt. Als ich dem Cardinal Della Cueva die Prätensionen des Botschafters, der mir auf so schöne Art gebieten will, auseinander setzte, entgegnete er mir, das seien Excesse, die ihm unglaublich schienen. Aber der Herr Cardinal Barberini und der Jesuitengeneral sind von der Wahrheit meiner Aussagen überzeugt; sie mögen urteilen, wer von uns Unrecht hat. Um diese Spanier zufrieden zu stellen, bliebe nichts anderes übrig, als die Adoration. Hier wird alles und jedes genau abgewogen, und besonders von ihnen selbst; je nach der Person richtet sich die Art sie zu behandeln. Begehen nun die Großen in dieser Hinsicht eine Unterlassung, so folgen ihrem Beispiel auch die unter ihrem Range Stehenden; und so wird die Person desjenigen, der sich mißhandeln läßt, von

allen mißachtet. Wenn ich so extravagant sein wollte, wie dieser Resident Lothringens hier, welcher beansprucht mir nicht nachzustehen und öffentlich behauptet, daß sein Fürst unserm Durchl. Kurfürsten gleich sei, so würde ich Tadel verdienen, aber ich bin niemals aus den mir gebührenden Schranken herausgetreten. Ich habe nie die Rechte überschritten, die mir zukommen, und verweigere sie daher auch Andern nicht: ich lasse den Residenten Polens und Ungarns stets den Vortritt. Immer habe ich Alles mit dem Herrn Cardinal Barberini besprochen, und dieser weiß, ob meine Ansprüche gerecht sind oder nicht. Aber für eine gewisse Art von Menschen, die über alle hinaus sein wollen, ist Unrechtthun in ihrer Weise eine Tugend, und Rechtthun nach anderer Weise eine Sünde. Damit will ich meinen Discurs schließen; das übrige schreibe ich in Ziffern."

Die Correspondenzen Francesco Crivelli's umfassen die Epoche vom Jahre 1628 bis zum Juni 1659. Sie haben durchaus die Natur jener seines Vaters und Vorgängers, denn wie diese enthalten auch sie vielerlei Schriftstücke, welche durch die Hände des Residenten gegangen waren. Wenn sie auch darin mit dem Charakter jener übereinstimmen, daß aus ihnen keine Aufschlüsse über das Gewebe der innersten Politik Maximilian's und seiner Beziehungen zu den am Dreißigjährigen Krieg beteiligten Mächten zu erwarten sind, so habe ich doch schon bemerkt, daß sie wegen der Epoche selbst mehr diplomatische Wichtigkeit besitzen und auch reichhaltiger sind, als die Depeschen aus der Zeit Giambattista's.

Um von ihrem Inhalt, wenigstens in ihren ersten

Partien einen Begriff zu geben, will ich der Reihe nach Einzelnes hervorheben.

Den Anfang macht mit dem 5. Januar 1628 ein Befehl des Kurfürsten wegen Betreibung des Processes wider Bzovius, durch Vermittlung des Cardinals Cremona.

Es folgen viele Briefe Maximilian's die Reform der Franziskaner in Baiern betreffend.

Es folgen Schreiben von Personen des kurfürstlichen Hauses an Crivelli, so vom Herzog Albert, dem Bruder Maximilian's, und von der Herzogin Mathilde, seiner Gemalin, einer Tochter des Landgrafen Georg Ludwig von Leuchtenberg. Mathilde verlangte 50 Indulgenzen vom Papst, wie solche vor Jahren ihr Schwiegervater, der Herzog Wilhelm, erhalten habe, zu ihrem eigenen Trost, und um sie an ihre Kinder und andre Personen zu verteilen. Die Sache machte Schwierigkeiten; nur 20 Indulgenzen vermochte Crivelli zu erlangen, und damit begnügte sich die Herzogin. Auch vom alten Herzog Wilhelm finden sich nicht wenige eigenhändige Briefe.

Am 30. März 1628 schickte Maximilian an Crivelli ein Pack Schriftstücke der Katholiken Englands; er solle sie dem Papst und dem Cardinal-Nepoten übergeben, und ihnen die vernachlässigten Interessen jener Glaubensgenossen dringend empfehlen; er erinnere an den Spruch: afflictis non est addenda afflictio.

Mit demselben Jahre 1628 beginnen die politischen Verwicklungen in Folge des mantuanischen Erbfolgekrieges — die Spannung des Papstes zu den beiden habsburgischen Dynastien Spanien und Oesterreich ver-

größert sich: der Kurfürst wird in dieselbe hineingezogen: denn Frankreich und der Papst bemühen sich ihn von den Interessen des Kaisers abzutrennen, um der Uebermacht des Hauses Habsburg durch Baiern einen Damm entgegenzustellen. Alle diese Vorgänge, die sich durch mehrere Jahre hinziehen, reflectiren sich in den Correspondenzen — ich habe davon bereits Gebrauch gemacht, und kann daher auf meine diese Angelegenheiten betreffende Schrift verweisen. Es findet sich ein Schreiben Maximilian's, aus München vom 13. Juli 1628, an den Papst; er dankt ihm für die ihm gemachte Kundgebung seiner Freude über die Siege der Katholischen und ganz im Besondern für den väterlichen Glückwunsch zur Besetzung von Stade. Diesen Ort hatte Tilly am 7. Mai 1628 eingenommen: siegreich drang die Liga gegen Norden vor, während der Kaiser seine Hand auf die baltischen Küsten legte, Wallenstein sich bereits in den Besitz Mecklenburgs gesetzt hatte, und Stralsund bedrängte. Die Katastrophe näherte sich. In Rom wurde Crivelli vom französischen und venetianischen Botschafter umworben, und vom Papst geliebkost.

Es finden sich Depeschen Crivelli's aus der ersten Hälfte des Jahres 1629 bezüglich auf den Einspruch des Kurfürsten von Baiern als Haupt der Liga gegen die Besitznahme der den Protestanten entrissenen Stifter in Niedersachsen durch den Kaiser, denn diese seien durch Tilly mit den Waffen der Liga erobert worden. Von Tilly selbst liegen mehrere Briefe an Crivelli aus jenem und dem folgenden Jahre vor. Er schreibt aus Stade, seinem Hauptquartier; er empfiehlt dem Cardinal-Nepoten

die Protection der Jesuiten und ihrer drei zu gründenden Collegien in Verden, Stade und Lüneburg. Er fordert dringend die Erteilung des Bistums Verden an den Bischof von Osnabrück, was auch erfolgte.[1]

Am 9. März 1630 meldete Crivelli dem Kurfürsten den Tod des bekannten Padre Domenico, was ein großer Verlust für jenen sei.

Am 25. März 1630 condolirte Maximilian dem Papst wegen des Todes seines Bruders Don Carlo Barberini. An demselben Tage bittet er Urban VIII. um die Beatification des Papstes Gregor X., welcher einst Archidiaconus von Lüttich gewesen sei, und dessen Heiligsprechung sein eigener Bruder, der Kurfürst von Köln, besonders wünsche.

Mit dem Jahre 1630 werden die Correspondenzen immer reichhaltiger. Es erfolgte die Katastrophe auf dem Reichstage zu Regensburg — die wichtige Audienz Crivelli's wegen der römischen Königswahl, welche dort vereitelt wurde, habe ich bereits mitgeteilt, wie auch Einiges, was den italienischen Frieden betraf.

Der Rat Aurelio Gigli hatte den Kurfürsten nach Regensburg begleitet; von dort schrieb derselbe schon am 1. Juli an Crivelli, und dann weiter noch sehr umständliche Berichte vom Kurfürstentage, welche aber leider jeder politischen Wichtigkeit entbehren.

Tilly gab aus Regensburg am 21. October 1630

---

[1] Siehe über diese Angelegenheiten O. Klopp, Das Restitutionsedict im nordwestlichen Deutschland in „Forschungen zur deutschen Geschichte", I, 1862.

dem Residenten in einem Schreiben Meldung von dem glücklichen Abschluß des italienischen Friedens, und Crivelli berichtete am 2. November an Gigli über den Eindruck, welchen dieser Friedensschluß auf den beglückten Papst gemacht habe.

Es folgten Unterhandlungen wegen der von Maximilian geforderten Unterstützung der katholischen Liga, in der Zeit, als die Invasion des Schwedenkönigs alle Verhältnisse in Deutschland gewaltsam änderte und den Kurfürsten vor die Alternative stellte, entweder mit Frankreich und Schweden sich zu vertragen, oder sich wieder an den Kaiser fest anzuschließen. Doch über diese wichtigen Dinge dürfen wir in den Correspondenzen keine vertraulichen Mitteilungen suchen. In derselben Zeit bemühte sich Crivelli eifrig im Vatican um die Unterstützung der katholischen Liga; er setzte auch die betreffenden Erlasse des Papstes durch — dessen Breve an den Nuntius in Wien vom 9. April 1631 liegt in den Correspondenzen vor.

Zum Zweck den Papst günstig zu stimmen, scheint Maximilian damals dessen Prätensionen wegen des Ranges befürwortet zu haben, welche er für seinen mit der römischen Präfectur investirten Nepoten geltend machte. Es findet sich der Entwurf seines Gratulationsschreibens an diesen Don Taddeo Barberini vor, datirt München den 5. Juni 1631, und die Danksagung des Präfecten an den Kurfürsten aus Rom vom 9. August 1631. Am 6. September richtete Crivelli an den Rat Gigli und noch besonders an Maximilian Briefe im Namen des Papstes und des Cardinals Barberini, worin er bat, die

Ranganspprüche des Stadtpräfecten anzuerkennen, und sie beim Kaiser zu befürworten.

Darauf bezieht sich der Entwurf eines Schreibens des Kurfürsten an Crivelli, München 24. September 1631, worin derselbe erklärt, daß er dem Papste zu gefallen sich in diesem Sinne beim Kaiser verwenden wolle. Um solche Erbärmlichkeiten setzte man im Vatican die Höfe Europa's in Bewegung in derselben Zeit, wo die Siege Gustav Adolf's das Reich und die katholische Kirche in die äußerste Gefahr brachten.

Der Kurfürst von Baiern hatte am 8. Mai 1631 den Schutzvertrag mit Frankreich abgeschlossen; man erwartete große Dinge: ein Abkommen mit Schweden selbst. Vielerlei Gerüchte waren nach Rom gedrungen — die spanische Partei am dortigen Hof tadelte laut den Kurfürsten, der sich vom Kaiser abtrennen wolle, und ihm jede Unterstützung verweigere. Schon am Ende des Jahres 1631 hatte Crivelli von diesen Reden nach München berichtet. Darauf schickte ihm Maximilian am 29. Januar 1632 eine Information zu seiner Rechtfertigung, mit dem Befehl, dieses Schriftstück in Rom zu verbreiten und namentlich auch dem Cardinal Barberini zukommen zu lassen.

In derselben Zeit, am Anfange des Jahres 1632, steigerte sich das Zerwürfniß Spaniens und des Reiches mit dem Papst, der diesen Mächten jede weltliche und geistliche Unterstützung gegen den Schwedenkönig versagte, bis zu dem bekannten Auftritt im Consistorium am 8. März, wo der spanische Botschafter-Cardinal Gasparo Borgia wider das Verfahren Urban's öffentlich Protest

einlegte. Von allen diesen Vorgängen findet sich auffallender Weise nichts in den Depeschen Crivelli's. Während der Katastrophe im Consistorium war er freilich nicht in Rom anwesend, da ihn der Kurfürst nach Florenz geschickt hatte, dem Großherzog von Toscana zu condoliren, dessen Gemalin die Erzherzogin Maria Magdalena gestorben war. Es fehlen daher die Depeschen Crivelli's vom 7. Februar 1632 ab, wo er noch aus Rom berichtet hatte, bis zum 20. März 1632, wo er wieder zurückgekehrt war. An dem genannten Tage machte er dem Rat Gigli einen ausführlichen Bericht von seiner in Florenz ausgeführten Sendung.

Bald darauf brach das Verderben über den Kurfürsten und sein von den Schrecken des Kriegs bisher durchaus verschontes Land herein. Nachdem seine unter Vermittlung Frankreichs mit Gustav Adolf betriebenen Unterhandlungen wegen der Neutralität abgebrochen waren, drang die schwedische Armee südwärts über die Grenzen Baierns vor.

Für die Entwicklung dieser Katastrophe bieten zwar die Correspondenzen kein neues Material dar, doch lassen sie den, unter allen auch den peinlichsten Verhältnissen, fortgesetzten Verkehr des Kurfürsten mit seinem Residenten in Rom verfolgen.

So schreibt ihm Maximilian am 14. April 1632 vom Lager am Lech, daß er sich längs dieses Flusses mit der Armee befinde, um dem Schwedenkönig den Uebergang zu verwehren. Nachdem Gustav Adolf diesen Uebergang in dem mörderischen Kampf bei Rain sich erzwungen hatte, wo der greise Tilly zum Tode verwundet wurde,

und Maximilian sich in das feste Ingolstadt zurückgezogen hatte, schrieb er von dort an Crivelli am 21. April, und legte seinem Brief einen Bericht an den Cardinal Barberini bei. Das Schreiben an diesen lautet wie folgt:

„Der Schwede war am 15. dieses mit seiner ganzen Armee von Donauwörth aufgebrochen und begann mit großem Fleiß nicht weit von Rain eine Brücke über den Lech zu schlagen. Begünstigt und gedeckt von der Dunkelheit der Nacht und einem dichten Nebel, welcher am Morgen einfiel, vermochte er nicht allein sich am Flußufer zu befestigen, sondern auch seine Artillerie so vorteilhaft aufzupflanzen, daß er unter ihrem Schutz die Brücke hinreichend vorwärts bringen konnte. Unterdeß wurde von beiden Seiten ein heftiges Musketen- und Kanonenfeuer unterhalten, und unter beständigem Gefechte hielt sich der Feind auf der andern Seite bis zum Beginn der Dunkelheit der folgenden Nacht. In diesem Gefecht wurde der Baron Aldringen, der General der kaiserlichen Artillerie, und bald darauf der Graf Tilly, dieser von einem Passavolant über dem Knie des rechten Beines, der ihm den Hüftknochen zerschmetterte, und jener von einem Falconet am Kopf getroffen, und beide mußten sich deshalb zurückziehen und ihren Posten verlassen. So sah sich der durchlauchtigste Kurfürst mit unserm geringen Volke im Angesicht des an Zahl weit überlegenen Feindes außer Stande, diesem den Uebergang zu verwehren, wenn er nicht zugleich die Armee, das ganze Reich und die Religion auf das Spiel setzen wollte: er entschloß sich vielmehr nach reiflicher Beratung mit seinem

ganzen Volk nach Neuburg und Ingolstadt sich zurückzuziehen. Und das ist auch in guter Ordnung und ohne Verlust geschehen. Er erwartet gegenwärtig den ihm von Sr. kaiserlichen Majestät versprochenen Succurs, um dann, sobald die Armee an Zahl und Kraft gestärkt sein wird, mit weniger Gefahr den Feind aufzusuchen, und wenn es Gottes gnädigem Beistand gefällt, zurückzutreiben."

Die nächsten, in den Correspondenzen aufbewahrten Briefe des Kurfürsten an Crivelli datiren aus Regensburg vom 6. Mai 1632 ab. Aus dem dortigen Lager schreibt er ihm am 12. Mai:

„Der Feind legt mit unglaublicher Wut dieses arme Land in Asche, und hauſt ärger als Türken und Barbaren, so groß ist sein und der Seinigen Haß aus dem einzigen Grunde der Religion. Mir allein schreibt er Alles zu, was in Deutschland zum Nachteil der Protestanten und anderer Ketzer geschehen ist, und diese stacheln ihn auf, obwol er schon selbst hinreichend zu meinem Verderben gestimmt ist. Auch Landshut ist in seine Gewalt gefallen; sobald der Succurs eingetroffen ist, will ich mit Gottes Hilfe meinen Entschluß fassen."

Briefe über die weiteren Vorgänge, z. B. die Einnahme Augsburgs und Münchens, finden sich nicht vor — nur solche Crivelli's, die fast immer an den Rat Gigli gerichtet sind, worin der Resident sein tiefes Bedauern über die Niederlagen in Baiern, die Besetzung Münchens, den Tod Tilly's ausdrückt, und auch von den finstern Gerüchten redet, welche in Rom umgingen, daß nämlich München geplündert, Ingolstadt erobert, der Kur-

fürst und die Kurfürstin in schwedische Gefangenschaft geraten seien.

Dann berichtet der Resident von seinen unausgesetzten Bemühungen um Unterstützung des Kurfürsten durch den Papst, und von seinem wenig tröstlichen Erfolge.

Noch am 12. Juni ist folgendes Schreiben Maximilian's an Crivelli aus Regensburg datirt: „Mit diesem schicke ich Ihnen ein Blatt den Bericht über den Zustand der Angelegenheiten hier enthaltend: dies werden Sie dem Herrn Cardinal Barberini übergeben. Der Feind läßt ein Denkmal zurück, welches länger als ein Jubiläum dauern wird; man sieht mehr Asche als Häuser; von der nicht geringen Beute, die er in meinen Residenzen und Palästen an mehreren Orten gemacht hat, will ich nicht reden. Man muß sich in Allem dem Willen Gottes unterwerfen, der Sie schützen und erhalten möge. Aus dem Lager bei Regensburg."

Dann folgt in eigenhändiger Nachschrift:

„Seit meiner Abreise von München habe ich nur zwei Briefe von Ihnen empfangen und ebenso viele vom Herrn Cardinal Barberini."

Am 16. Juni brach Maximilian von Regensburg auf; von diesem Tage ist noch aus dem dortigen Lager ein Schreiben des Kurfürsten an den genannten Cardinal datirt, ihm anzuzeigen, daß er seiner Empfehlung willfahrend Crivelli zu seinem Residenten ernannt habe. Das gab er an demselben Tage, doch schon aus dem Lager bei Burglengenfeld, drei Meilen nördlich von Regensburg, diesem selbst in folgendem Schreiben kund:

„Zu den guten Informationen, welche ich über Sie

besitze, der ich außerdem mit Ihrer Treue und Ihrem mir bisher bewiesenen Eifer in meinem Dienst zufrieden bin, hat der Herr Cardinal in seinem letzten Brief ein solches Zeugniß hinzugefügt, und mich so nachdrücklich gebeten, Ihnen den Titel und die Stellung meines Residenten am dortigen Hof zu erteilen, daß ich Ihnen dieselben gewähre in derselben Weise, wie sie zuerst Ihr Vater, der Herr Giambattista seligen Andenkens, gehabt hat. Da nun Se. Eminenz von mir wünschte, daß Sie diesen Posten für die Zukunft behalten und sich in ihm zur Anerkennung bringen, so habe ich ihm zugleich davon Anzeige gemacht, damit Sie sich darnach richten. Indem Sie diese Genugthunng empfangen, soll sie Ihnen zum Sporn dienen, in Ihren guten Diensten fortzufahren, denn diese werden mir immer angenehm sein. Und so erbiete ich mich Ihnen mit meiner bekannten Wolgeneigtheit, und Gott schütze Sie."

Es folgt als eigenhändige Nachschrift: „In der Beilage gebe ich dem Herrn Cardinal Barberini Nachricht von meinem Aufbruch von Regensburg und dem Fortrücken des Lagers gegen die Oberpfalz, um die Bewegung des Feindes im Auge zu behalten, der seiner in Baiern ausgeübten Barbarei müde, über die Donau gezogen ist."

Es folgen Briefe des Kurfürsten an Crivelli aus dem Lager bei Dürschenreuth am 29. Juni, aus dem Lager bei Waiden am 2. Juli 1632. Hier schreibt Maximilian von der Unterstützung an Geldmitteln, welche ihm der Papst durch den Nuntius Grimaldi zukommen zu lassen versprochen habe, und die er erwarte, und er setzt hinzu, daß die beiden Armeen, seine und die kaiser=

liche, nach Uebereinkommen, gegen den Feind marschiren, welchen sie in wenig Tagen zu treffen hoffen.

Auch aus der denkwürdigen Zeit, als der Kurfürst, mit Wallenstein vereinigt, dem bei Nürnberg verschanzten Schwedenkönig lange, schreckliche Wochen hindurch gegenüber lag, gibt es eine Reihe von Schreiben an Crivelli. Das erste ist datirt aus dem Lager bei Nürnberg am 16. Juli 1632. Der Kurfürst trägt dem Residenten auf, dem Papst für die Zeichen väterlicher Güte zu danken, die ihn bewogen, von ihm Nachrichten zu verlangen. Am 27. Juli schickt er solche Berichte an den Cardinal Barberini. Am 21. August thut er kund, daß der Nuntius Grimaldi in Wien seinen Verwandten Ottavio an Wallenstein und an ihn selbst ins Lager geschickt habe: diese Meldung bezog sich auf die versprochenen aber nicht geleisteten Subsidien von Seiten des Papstes.

Es ist bemerkenswert, daß selbst in jener schwierigen Lage vor Nürnberg der Kurfürst Zeit und Stimmung fand, an die Bedürfnisse seiner Kunstliebhaberei zu denken. Denn aus einem Brief Crivelli's an Gigli vom 21. August 1632 geht hervor, daß der Resident von dort her Aufträge erhalten hatte, Gemälde in Rom anzukaufen, um die Verluste zu ersetzen, welche durch die schwedische Plünderung der kurfürstlichen Schlösser entstanden waren.

Es erfolgte am 16. November die große Schlacht bei Lützen, und der Tod Gustav Adolf's. Officielle Berichte darüber an Crivelli finden sich nicht vor; nur Depeschen desselben, welche leider in sehr flüchtiger Weise den Reflex jener Ereignisse auf die Stimmung in Rom andeuten. Ganz lakonisch meldete er am 11. December

1632, daß der Papst am Morgen dieses Tages in die Nationalkirche der Deutschen dell' Anima gegangen sei, um für die gewonnene Schlacht zu danken, und daß man hoffe, er werde bald dahin zurückkehren. Er beklagte sich zugleich über die Spanier, die nie Gutes von Maximilian redeten, sondern jeden Erfolg Wallenstein allein zuschrieben, ohne jemals den Namen des Kurfürsten zu nennen. Am 18. December meldete er von einer Audienz beim Papst und bemerkte, es seien Briefe aus Wien gekommen, welche den Tod des Schwedenkönigs leugneten, weshalb man in Rom Wetten anstelle. Er habe den Papst darum gefragt: dieser habe gelacht und erklärt, der Tod Gustav Adolf's sei wahr, nur könnten viele diese Nachricht nicht verdauen; der Papst habe ihm darauf Einzelheiten aus der Schlacht mitgeteilt, wie den Tod vieler Heerführer.

Es ist auffallend, daß sich in den Berichten Crivelli's nach München auch nicht eine einzige Andeutung jener offen kundgegebenen Mißstimmung Urban's über den vermeintlichen Sieg des Kaisers und den Fall des großen Schwedenkönigs findet, von der doch so viele andere officielle und private Berichte Zeugniß gegeben haben. Es ist auch auffallend, daß der bairische Resident gar keine Mitteilung von dem Zerwürfniß des Papstes mit Spanien gemacht hat, daß er alle Vorgänge, die sich Jahre hindurch aus dem Protest des Cardinals Borgia entwickelten, mit Stillschweigen übergeht, und auch nichts von der Sendung der kaiserlichen Bevollmächtigten, des Herzogs Federigo Savelli, des Cardinals Pazman, noch von den

außerordentlichen Gesandten Spaniens und ihren drohenden Forderungen zu melden weiß. Die ganze habsburgisch-römische Krisis empfängt aus den Correspondenzen Crivelli's nicht die geringste Aufklärung.

Der Grund dieser Zurückhaltung kann officieller Weise darin gesucht werden, daß der Resident sich in seinen Berichten streng an die Grenze seines Amtes hielt — hätte er von seinem Hof, der über das Zerwürfniß des Papstes mit Spanien und das Auftreten des Cardinals Borgia sicherlich unterrichtet war, Aufträge gehabt, davon Meldung zu thun, so würden wir solche vorfinden; denn es ist unstatthaft anzunehmen, daß darauf bezügliche Schriftstücke, wenn sie vorhanden waren, später unterdrückt und also nicht der Sammlung der Correspondenzen einverleibt worden sind. Was aber das gründliche Schweigen Crivelli's über die schadenfrohen Aeußerungen des Papstes bei Gelegenheit der Niederlagen der Kaiserlichen durch die Protestanten betrifft, wovon Rom erfüllt war, oder was sein Verschweigen der Mißstimmung Urban's VIII. über die durch den Tod Gustav Adolf's eingetretene Wendung der Dinge betrifft, so halte ich dasselbe für absichtlich und durch die persönliche Rücksicht veranlaßt, welche Crivelli auf den Papst und die Barberini nahm, deren ganz besondere Protection er genoß. Er hat Alles unterdrückt, was dem Kurfürsten Veranlassung zur Unzufriedenheit mit seinen Gönnern geben konnte. Durch die Fürsprache des Cardinals Barberini war er selbst zur Stellung des Residenten gelangt; er vergalt ihm diese und andre Liebesdienste. Als der berühmte Cardinal Ludovico Ludovisi, einer der Führer der spanischen Partei, in Folge seiner

Verbannung aus Rom durch den Papst gestorben war, forderte Crivelli in einem Schreiben an Gigli (Rom, 27. November 1632) dringend die nun vacant gewordene Ehrenstelle des Protectors der katholischen Liga für den Cardinal Francesco Barberini selbst, weil solche Stelle einem Nepoten des lebenden Papstes gebühre. Ludovisi habe der Liga mehr Schaden als Nutzen gebracht; Aldobrandini bewerbe sich um das Protectorat, müsse aber abgewiesen werden. Der Papst selbst verlange diese Ehre für seinen Nepoten, auch wenn die Liga nicht mehr bestehe (Brief vom 4. December 1632). Auf mehrere solche sehr dringende Schreiben erhielt endlich der Resident vom Rat Gigli zur Antwort, daß solche „furia“ nicht not sei, daß man im Cabinet des Kurfürsten denke, ein so heftiges Begehren des Cardinals nach dem Protectorat sei eher die eigene Erfindung des Residenten. Schließlich setzte dieser doch die Angelegenheit durch: denn am 6. April 1633 hat der Kurfürst die Protection der Liga wirklich dem Cardinal Barberini angetragen.

Wenn dieser Entschluß ein durch Crivelli dem Cardinal erwiesener Liebesdienst war, so hat der Nepot noch in demselben Jahr Gelegenheit gehabt, ihn zu vergelten. Der Resident wurde nämlich mit nichts geringerem, als dem Verlust seiner eigenen Stellung bedroht. Dem Kurfürsten waren Gerüchte zu Ohren gekommen, welche den Charakter seines Gesandten in Rom beschädigten. Sie betrafen nicht sowol dessen eigene Person, als seltsamer Weise die Ehre seiner Familie. Er hatte zwei erwachsene Töchter, von denen es hieß, daß sie ihren Ruf bloß=

stellten — solche Anklage gerade in jener Zeit sittenloser Ueppigkeit, und noch mehr die, wie es scheint, durchaus geringfügige Veranlassung dazu, ist sonderbar genug, und eigentlich nur der Bemerkung wert, weil sie die Sittenstrenge Maximilian's kennzeichnet. All' das erfahren wir nicht aus den Correspondenzen Crivelli's, sondern aus einem langen Brief des Cardinals Francesco Barberini selbst, der sich herbeiließ auf solche Klatschgeschichten einzugehen, um seinem Günstling die Gnade Maximilian's zu erhalten.[1]

Er war vom Kurfürsten aufgefordert worden, ihm über jene Gerüchte die Wahrheit zu sagen, und schrieb ihm: er glaube, daß Maximilian eher von dem Ruf Crivelli's, als von dessen Handlungen unterrichtet sein wolle, da diese, wo sie fehlerhaft gewesen, nur Irrtümern zuzuschreiben seien. Seit drei Jahren stehe das Haus Crivelli nicht in gutem Rufe, teils wegen der Leichtfertigkeit der Töchter, die sich oft an den Fenstern sehen ließen, teils wegen der zu häufigen Besuche eines Geistlichen, eines entfernten Verwandten. Die Ehren, welche Crivelli vom Kurfürsten empfangen, hätten ihn zu einem angesehenen Manne gemacht, und mit dem Neide habe sich auch die Wichtigkeit dieser Dinge gesteigert. Als er, der Cardinal, Crivelli zum Posten des Residenten empfehlen wollte, habe er lange geschwankt, ob er dem Kurfürsten diesen Vorschlag machen solle oder nicht, doch sich

[1] Der Brief an den Kurfürsten, Rom 12. November 1633, befindet sich in der Sammlung Barberini Corrispondenza Romana, in demselben münchener Staatsarchiv.

endlich entschlossen über jene Gerüchte hinwegzugehen. Es seien wol auch die Spanier dabei im Spiel, mit denen Crivelli Auftritte gehabt habe. Das Beste, wozu er diesem geraten, sei, die Töchter in ein Kloster zu thun; dann würde das Gerede aufhören. Es erweise sich auch als falsch, daß der Herzog von Crequi mit den Töchtern Crivelli's sich unterhalten habe. Er würde den Kurfürsten selbst ersuchen, dem Residenten den Abschied zu geben, wenn er glaube, daß er seinen dienstlichen Obliegenheiten nicht genüge, aber in diesem Fall ihn bitten, Crivelli vorher davon zu benachrichtigen, damit er ohne Schädigung seines Ansehens selbst um seinen Abschied einkommen könne. „Ich bin", so schloß der Cardinal sein Schreiben, „mit dieser meiner Meinung vielleicht zu weit gegangen; jedoch ich erlaube mir das aus Rücksicht darauf, daß der Resident der Sohn eines so großen Vaters (nato di padre così grande) und Dieners Ew. Hoheit ist, durch dessen Vermittlung ich selbst zahllose Gunstbeweise von Ew. Hoheit empfangen habe."

Welches Ende das Familiendrama Crivelli genommen habe, weiß ich nicht anzugeben. Wir wollen glauben, daß der Vater die leichtfertigen Fräulein in ein Kloster gesteckt hat. Er selbst behauptete seinen Posten in Rom, und die Correspondenzen zeigen, daß sein Verhältniß zum Kurfürsten und dessen Hause mit der Zeit immer inniger geworden ist. Dies lehren auch die vielen mit aufrichtiger Empfindung geschriebenen Gratulationsbriefe Crivelli's an Maximilian bei festlichen Gelegenheiten.

Nun aber will ich mit diesen Berichten abschließen,

da mein Zweck erreicht ist, sowol von der diplomatischen Natur der gesammelten Actenstücke, als von der Persönlichkeit der beiden Gesandten, deren Namen sie tragen, Mitteilung zu machen. Diese Correspondenzen habe ich nur bis zum Jahre 1635 genau durchgesehen — aus den übrigen, die noch 24 Jahre umfassen, nur Einzelnes aufgesucht, wie unter anderem Depeschen über die Ankunft und den Aufenthalt der Königin Christine von Schweden in Rom. Ich bemerke noch, daß Francesco Crivelli in den letzten Jahren seine Berichte nicht mehr an Aurelio Gigli, welcher wol schon gestorben war, sondern an den Rat Ferdinand Egarter gerichtet hat. Der Resident schreibt jetzt seltener eigenhändig — das Alter spiegelt sich in seinen Briefen ab; seine Handschrift hat sich verändert, ihre Züge sind ungleich und zusammenhanglos geworden: wir haben es mit einem Scheidenden zu thun.

Der würdige Mann hat die meisten seiner Zeitgenossen aus der großen Epoche des Dreißigjährigen Krieges ins Grab steigen sehen. Er hat als Resident zwei Päpste überlebt, Urban VIII. und Innocenz X., und Alexander VII. Chigi Papst werden sehen. Er hat zwei Kaiser überlebt, Ferdinand II. und dessen Sohn Ferdinand III., und Leopold I. diesem nachfolgen sehen. Er sah von der politischen Scene abtreten Richelieu und Ludwig XIII., und sie einnehmen Mazarini und Ludwig XIV. Er hat auch Cromwell überlebt. Sein eigener wolwollender Fürst, Maximilian I., welchem er 23 Jahre lang gedient hatte, starb am 27. September 1651, und noch 8 Jahre lang setzte Crivelli unter dessen Sohn und

Nachfolger Ferdinand Maria seine Dienste als Resident Baierns fort.

Wir lesen noch mit Anteil die letzten Berichte, welche Francesco auf seinem Krankenlager dictirt und mit zitternder Hand unterschrieben hat. Am 3. Mai 1659 meldete er dem Rat Egarter, daß er seit mehr als 8 Tagen bettlägerig sei und viel leide. Am 10. Mai: „Ich befinde mich in demselben Zustande, mit demselben Brennen im Munde; ich muß mich zwingen, wenn ich einen Bissen essen soll. Ich danke Gott für Alles. Mehr kann ich nicht sagen, ich bin außer mir. Ich bitte, entschuldigen Sie mich, haben Sie Mitleid mit mir, und beten Sie für mich, und erhalten Sie mir Ihre Gunst." Dieser Brief ist nicht mehr eigenhändig unterschrieben. Francesco schrieb am 17. Mai 1659: es stehe noch schlimm mit ihm; doch könne er melden, daß man in Rom schon vom Abschluß des Friedens wisse — hier meinte er wol die Präliminarien des pyrenäischen Friedens.

Er berichtete noch kurz am 24., 31. Mai, am 7. und 14. Juni, mit eigener Namensunterschrift. Am letzten Datum beklagte er sich, daß ihm zwei schon ausgefertigte päpstliche Breven noch nicht zugekommen seien, und er sie deshalb nicht abschicken könne. „So etwas ist mir niemals widerfahren in dreißig Jahren, daß ich mit dem Hof zu thun habe." Dies sind die letzten Worte, die wir von Crivelli lesen.

Am 21. Juni 1659 meldete Hortensia Benzoni Crivelli den Tod ihres Gatten in drei italienischen Schreiben an den Kurfürsten, die Kurfürstin und den Rat Egarter. Der Brief an den ersten lautet so:

„Durchlauchtigster Fürst und gnädigster Herr, nach vielen Tagen schmerzlichster Krankheit ist in's andre Leben hinübergegangen der Herr Francesco Crivelli, mein Gatte, Resident Ew. Durchl. Hoheit an diesem Hof. Die christlichen Tugenden, welche ihn bis zum letzten Ende seines Lebens begleitet haben, und die Erwägung, daß er dies im ehrenvollen Dienst Ew. Durchl. Hoheit beschlossen hat, haben zu einem Teil die menschliche Empfindung bei diesem großen Uebergange gemildert. Ich bleibe mit einer Tochter als Trümmer des Unglücks zurück; denn da der Resident seiner Stellung gemäße Ausgaben gemacht hat, so hat er sein Haus nicht von Notbedarf befreien können. Die fortgesetzte Dienstbarkeit dieses Hauses gegen dasjenige Ew. Durchl. Hoheit wird durch den Tod mehrerer Angehörigen der Familie bestätigt, welche einer dem andern nachfolgend den Ruhm gehabt haben, ihre Tage in der Eigenschaft wirklicher Diener zu beschließen. Trotzdem bedarf es nicht solcher Rücksichten, um den Blick Ihrer Gnade auf eine Wittwe und eine Waise zu lenken, und um ihnen zu ihrem täglichen Unterhalt Unterstützung zu gewähren, auf daß sich in der Welt der Glaube an die dauernde Wirksamkeit Ihrer Gnade befestige. Wenn Ew. Durchl. Hoheit geruhen wollen, jetzt, wo mein Gatte nicht mehr ist, die Ehre seines Amts in der Person eines römischen Kanzlers fortführen zu lassen, so bitte ich dringend meinen Bruder nicht einem andern nachzusetzen, und ich versichere Ew. Durchl. Hoheit, daß derselbe niemand in dem Wunsche nachsteht, so großer Gunst sich würdig zu zeigen durch solche Handlungen der Dienstbarkeit, welche ganz besonders

den Verdiensten Ew. Durchl. Hoheit und unserer verbindlichsten Devotion entsprechen, mit welcher wir Ihnen von Gott das vollkommenste Glück erflehen.

Rom, am 21. Juni 1659.

Ew. Durchl. Hoheit
unterthänigste Dienerin
Ortensia Benzoni Crivelli."

Der Kurfürst Ferdinand Maria bewilligte der Wittwe und ihrer Tochter eine Pension. Es finden sich Schreiben derselben Hortensia vom 1. November 1660, und aus dem Jahre 1661, in welchen sie dafür ihre Dankbarkeit ausspricht.

Da Francesco Crivelli keinen Sohn hinterließ, so erlosch mit ihm seine Familie und der Dienst, welchen diese durch eine so lange und denkwürdige Zeit dem Fürstenhause Baierns geleistet hatte.[1]

---

[1] Das Staatsarchiv in München gibt keine Aufklärung über die Besetzung der Stelle des bairischen Residenten in Rom nach dem Tode Crivelli's.



Neues Leben in Corsica.

1882.



Vom Napoleons-Eilande ist seit Jahren keine besondere Kunde ins Ausland gelangt. Corsica hatte die Aufmerksamkeit der Welt nur vorübergehend erregt, als sie es zuließ, daß ein zweiter Bonaparte den Kaisertron Frankreichs wieder aufrichtete. Auch Napoleon III. umgab sich mit Corsen. Corsische Namen wurden wiederum gehört, selbst in den höchsten Sphären des französischen Staates. Benedetti, ein Corse aus Bastía, ist endlich durch die Scene zu Ems sogar eine geschichtliche Figur geworden. Die Bonaparte auf dem Tron haben wenig für ihre Heimatsinsel gethan; sie erinnerten sich nicht gern an ihre eigenen Ursprünge. Napoleon III. ließ Corsica entwaffnen, um die furchtbare Vendetta leichter auszurotten. Sie ist wirklich gemindert worden.

Die wilde, schöne Insel der Helden und Bluträcher hat in den 30 Jahren, seit meinem Aufenthalt auf ihr, das fortschreitende Leben wohnlicher und civilisirter gemacht. Einstmals, als ein corsischer Edelmann Rousseau zum Besuch des Eilandes einlud, riet er dem Philosophen, sich ein Bett mitzubringen, denn so etwas sei in Corsica schwer aufzutreiben. Heute werden Kranke aus den entferntesten Ländern dorthin geschickt, und sie treffen in den

Hauptstädten der Insel alle nur wünschenswerte Bequemlichkeit, Gasthäuser und Pensionen, französische, deutsche, englische. Es wird auch an einer Eisenbahn gebaut, welche Bastia und Ajaccio mit einander verbinden soll.

Die lange, schreckliche Epoche der Kriege und der Vendetta ist für Corsica schon durch Napoleon I. geschlossen worden. Langsam haben sich die Corsen aus ihrer Erschöpfung und Verwilderung erhoben, und langsam sich an friedliche Zustände gewöhnt. Diese selbst erschienen ihnen inhaltsleer und geschichtlos, weil ihre Geschichte nur Krieg und Kampf gewesen war. Jetzt aber gilt es für sie, nicht Helden des Schwertes, des Dolchs und der Flinte zu sein, sondern Menschen der Arbeit und Wissenschaft. Denn nur in Thaten des Geistes kann fortan die Größe der Völker bestehen. Nur die Nationen sichern sich noch das geschichtliche Leben, welche denken und arbeiten. Der große deutsche Nationalkrieg von 1870 mit dem wahrscheinlich zum letzten mal bonapartisch-corsisch gewesenen Frankreich hat die Welt über diese Wahrheit für immer aufgeklärt.

Nun, es regt sich auch in Corsica. Es erwacht auch auf dieser verrosteten Heldeninsel ein neues geistiges Leben. Ich bin hoch erfreut, daß ich meinen Landsleuten davon Kunde geben kann.

Am 19. December 1880 hat sich in Bastia eine Gesellschaft der Geschichte und Naturwissenschaften gebildet: Société des sciences historiques et naturelles de la Corse. In ihrem Programm hat sie sich folgende Aufgabe gestellt: Urkunden und Memoiren zur Geschichte der Insel zu sammeln und zu veröffentlichen, und das Stu-

dium der Naturwissenschaften zu fördern. Ihr Gründer und Präsident ist der Abbé Letteron; ihre Vicepräsidenten sind der Rat vom Appellhof de Caraffa und der Baron Cervoni; Secretäre der Advocat Cagnani und der Dr. Borghetti.

Die Sitzungen finden im Saal des Gemeindepalastes statt am ersten Sonntage jeden Monats um 1 Uhr nachmittags, und monatlich wird ein Bulletin ausgegeben, welches wissenschaftliche Materialien enthält.

Es ist nicht wenig anziehend, unter den einheimischen Mitgliedern dieser Gesellschaft Familiennamen wiederzufinden, die seit Jahrhunderten der corsischen Geschichte angehören: Arrighi, Buttafuoco, Casabianca, Casanova, Ceccaldi, Cervoni und Colonna, ferner Gaffori, d'Istria, Malaspina, Matra, Ornano, Orsini, Paoli (doch schwerlich zum Hause Pasquale's gehörig), Pozzo di Borgo, Saliceti, Savelli, Vincentelli u. a. m. Welche kriegerische Namen von ehernem Klang! Auch ein Bonaparte fehlt nicht, nämlich Louis Lucian, der gegenwärtig in London lebt. Nach solchen Namen zu urteilen, vereinigt die durchaus patriotische Stiftung bereits die angesehensten Männer der Insel, und sie erscheint, von außen betrachtet, als ein höchst bedeutendes nationales Organ für das geistige Leben der Corsen.

Die neugegründete Gesellschaft ist nicht der erste Versuch solcher Art in Corsica. Schon im Jahre 1650 war in Bastia ein literarischer Verein, die Accademia dei Vagabondi, gestiftet worden. Diese Benennung ist lachenerregend, aber kaum bizarrer als diejenige anderer italienischen Gesellschaften des 17. Jahrhunderts, oder ihrer

Nachahmungen in Deutschland in der geistig öden Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege. Für die Corsen konnte der akademische Begriff der „Vagabunden“ (edler und durchaus literarisch würde das Wort „Vaganten“ gewesen sein) nicht ganz unpassend genannt werden; denn damals war ihre schöne Insel durch endlose Kriege mit dem Erbfeinde Genua, durch Bürgerfehden und die Blutrache zu einer culturlosen Wüste geworden, und dieser Zustand zwang viele Corsen zur Auswanderung. Sie gingen nach dem Festlande und suchten dort auch die Schulen des Rechts oder der Medicin auf, die in Corsica fehlten. So erklärt den Sinn jenes Namens Galeazzini, welcher die Publicationen der neuen Gesellschaft mit einer Abhandlung über die literarischen Vereine in Bastía eröffnet hat.

Die Vagabunden=Akademie konnte kaum wissenschaftliche Zwecke gehabt haben; es ist auch nichts von ihrer Thätigkeit bekannt. Sie erlosch unter den Revolutionen, welche die unglückliche Insel niemals zur Ruhe kommen ließen. Aber im Jahre 1749 wurde sie mit ihrem alten Namen wiederhergestellt. Damals hatte das Corsenvolk, nach einem verzweifelten Kampf mit Genua, die Vermittlung Frankreichs angenommen, und der Marschall Cursay war mit französischen Truppen auf der Insel gelandet: ein humaner und hochgebildeter Mann, auch Bewunderer der italienischen Literatur. Er gewann die Herzen der Corsen; noch heute bewahren ihm die Enkel ein freundliches Andenken.

Vielleicht gab Cursay den Anstoß zur Wiederherstellung jener Gesellschaft, deren eifriger Protector er wurde. Der Abbé Germanès hat in seiner „Geschichte der Revolu=

tionen Corsica's" über die zweite Sitzung der Akademie am 23. August 1750 einen Bericht gegeben, woraus sich eine Vorstellung von dem Ideenkreise der corsischen Akademiker gewinnen läßt. Zu ihnen gehörten auch Franzosen, die mit Cursay ins Land gekommen waren.

„Herr von Chevrier las eine Dissertation über den Ursprung und die Entwicklung der Tragödie von den Griechen bis auf unsere Zeit; Herr Derbhain über den Ursprung und die Fortbildung des Gesanges; Herr Barbaggio über den Ursprung der Arzneikunst; der Abbé Semidei über das Leben der Agrippina; Herr Astolfi ein Gedicht über die Schiffahrt; Herr Saverio Poggi ein Gedicht, betitelt «Reise zur See». Herr von Cursay beantragte als Preis für das Jahr 1752 eine goldene Medaille von beträchtlichem Wert für denjenigen, welcher am gründlichsten nachweise, welches die für einen Helden notwendigste Tugend sei, nebst einer Dissertation über solche Männer, die Helden gewesen sind, ohne die Eigenschaft zu besitzen, für welche sich der Autor entschieden hat. Die Abhandlung kann in italienischer, französischer oder lateinischer Prosa geschrieben werden. Der Protector schlug ferner einen neuen Preis für die corsische Nation allein vor. Er bestand in einer goldenen Medaille von gleichem Wert wie jene erste. Sie sollte demjenigen Corsen erteilt werden, welcher durch Vernunftgründe und Autoritäten darthun würde, welches die moralische Tugend sei, deren der Mensch am notwendigsten bedürfe."

Die Zeit des Jean Jacques Rousseau kündigte sich in den moralisirenden Problemen an, die der edle Cursay zu akademischen Aufgaben für die armen Corsen passend

fand. In demselben Jahre 1750 löste Rousseau die von der Akademie in Dijon gestellte Preisaufgabe: „Ob die Künste und Wissenschaften mehr zur Verschlechterung oder zur Besserung der Sitten beigetragen haben"; durch seine Abhandlung „Sur les arts et les sciences", und diese begründete seinen literarischen Ruf. Rousseau ist Jahre darauf in ein für ihn nicht wenig schmeichelhaftes Verhältniß zur corsischen Nation getreten. Sein berühmter Ausspruch im „Contrat social": „Ich habe eine gewisse Ahnung, daß diese kleine Insel eines Tags Europa in Erstaunen setzen wird", gehört zu den wenigen Prophezeiungen, welche wirklich eingetroffen sind. Matteo Buttafuoco lud den genfer Philosophen nach Corsica ein, und auch Pasquale Paoli bot ihm dort ein Asyl an. Aber er folgte diesen Einladungen nicht. Hätte er es gethan, so würde er, der große Vagabund des 18. Jahrhunderts, der passendste Präsident jener corsischen Akademie gewesen sein. Indeß diese Gesellschaft scheint bald nach ihrer Wiederherstellung durch Cursay erloschen zu sein. Als Paoli in Corte eine Universität und Schulen im Lande einrichtete, wurde ihrer nicht mehr gedacht. Galeazzini erklärt, daß sie nichts gewesen sei als ein Verein von Dichterlingen, deren einzige Reliquie ein Almanach von Sonetten ist. Neben ihr bestand noch eine zweite poetische Gesellschaft unter dem Titel Accademia de' Bellicosi, und beide waren durch Parteihader mit einander entzweit. In den stürmischen Revolutionen, welche auf die Abberufung des bei seinem Hofe in Ungnade gefallenen Cursay im Jahre 1751 die unglückliche Insel ergriffen, um erst den Philanthropen Paoli, dann den Welteroberer Bo=

naparte aus ihr hervorgehen zu lassen, sind alle literarischen Bestrebungen der Corsen für lange Zeit begraben worden.

Die am Ende 1880 gegründete Gesellschaft ist daher immer die erste corsische Akademie von wissenschaftlicher Natur. Der Baron Galeazzini hat in seiner Abhandlung über dieselbe sich so ausgesprochen: „Wir hegen die Hoffnung, daß die neuerrichtete Societät eine längere Dauer und mehr Bedeutung haben wird als ihre Vorgängerinnen, und daß ihre Arbeiten einen reellen Nutzen stiften werden. Man müßte an der corsischen Vaterlandsliebe verzweifeln, wenn sich nicht jeder von uns beeilte, seinen Stein zum Bau des Gebäudes herbeizubringen, welches wir dem Andenken unserer Väter errichten wollen. Der Aufruf, den die Stifter der «Gesellschaft der Geschichte und Naturwissenschaft Corsica's» an alle aufgeklärten Männer unsers Landes gerichtet haben, wird heute nicht ohne Echo verhallen. Das Bulletin der Gesellschaft ist ganz besonders dazu bestimmt, die in den Familienarchiven zerstreuten Urkunden zu veröffentlichen; es wird daher ein wahrhaft nationales Werk sein, und an ihm werden sich ohne Zweifel alle diejenigen beteiligen, welche unedirte Manuscripte besitzen und willens sind, uns bei der Absicht zu unterstützen, solche Ereignisse aufzuklären, die in unsern Annalen noch dunkel geblieben oder unrichtig dargestellt worden sind. Wir werden so den gelehrten Gesellschaften des Festlandes zeigen, daß auch die Insel Corsica ein französisches Departement ist, wo das in den Stürmen des öffentlichen Lebens Trost bringende Studium der schönen Künste und Wissenschaften glühende Verehrer besitzt.“

Die heutigen Corsen haben kaum zu fürchten, daß sie sich in ihren Hoffnungen täuschen werden. Mit Teilnahme wird auch das gebildete Ausland die Gründung ihres ersten wissenschaftlichen Instituts begrüßen, da sich dasselbe eine so preiswürdige Aufgabe gestellt hat. Zunächst wird Italien, das angestammte Mutterland, dann Frankreich, das politische Adoptivland Corsica's, an diesem Ereigniß freudigen Anteil nehmen. Auch die Engländer haben nie aufgehört, mit Aufmerksamkeit die Begebnisse auf der Insel zu verfolgen, in welcher sie zur Zeit der Französischen Revolution herrschend aufgetreten waren, und der sie eine Verfassung gegeben hatten. Ein Engländer Boswell ist der erste Ausländer gewesen, der die Verhältnisse Corsica's in einem noch heute lesenswerten Buche geschildert hat („Zustand Corsica's nach einem Reisejournal und nach den Denkwürdigkeiten des Pasquale Paoli", London 1769).

Was uns Deutsche betrifft, so haben wir schon ältere Beziehungen zu jenem tapfern Inselvolke. Unfreie Söhne unsers Vaterlandes haben dort im 18. Jahrhundert, vom Deutschen Kaiser an Genua verkauft, die nach Freiheit ringenden Corsen bekämpfen müssen — man zeigt noch die Gräber dieser Söldner bei Calenzana. Aber wir erinnern uns glücklicherweise auch, daß in der Zeit der größten Not des Corsenvolkes ein Deutscher als dessen Retter in wunderbarer Weise aufgetreten, und daß er der erste und einzige König Corsica's gewesen ist. Dann hat Friedrich der Große dem edeln Paoli als Zeichen seiner Bewunderung einen Ehrendegen geschickt, und dies Geschenk aus solcher Hand konnte den Wert aller geweihten Degen aufwiegen, welche von Päpsten irgend an Feldherren aus-

geteilt worden sind. Endlich haben die Bonaparte dafür gesorgt, daß wir Deutsche Corsica niemals vergessen können. Ein Corse hat mit schicksalsmächtiger Hand das tausendjährige Deutsche Reich zertrümmert und unser Vaterland in jahrelange Knechtschaft gestürzt. Ein zweiter Corse vermaß sich nach ihm, mit den Blitzen Jupiter's zu spielen, die ihn dann selbst verzehrt haben. Seine törichte Herausforderung hat — es sind nur wenige Jahre her — der deutschen Nation den weltgeschichtlichen Augenblick geboten, ihr Reich herrlicher und mächtiger wieder herzustellen, als es jemals gewesen ist.

Der Ruhm Napoleon's hat auch Corsica mit unvergänglichem Glanz bestrahlt. Die Insel ist das Postament, auf dem die Gestalt dieses schrecklichen Titanen steht. Seine Gewaltthaten haben nicht die Sympathie auszulöschen vermocht, welche Europa seit Pasquale Paoli für das kleine Corsenvolk empfindet. In den Annalen der Menschheit gibt es ein tragisches Kapitel, welches den Freiheitshelden geweiht ist, und in dieses gehört die Geschichte der Corsen. Dies sichert ihnen das Recht auf die Teilnahme der Welt an ihren heimischen Schicksalen. Da es ihnen nicht geglückt ist, auch den großen Columbus als den Ihrigen, als einen Corsen aus der Hafenstadt Calvi zu beglaubigen, so haben sie, andern Inselvölkern des Mittelmeeres unähnlich, außer Helden des Schwerts und außer dem einen weisen Gesetzgeber Pasquale Paoli, bisher keine andern Männer von schöpferischem Genie der Menschheit zu schenken vermocht.[1]

---

[1] Es ist sehr merkwürdig, daß die Corsen noch immer fort-

Die Künste und Wissenschaften haben niemals auf dem blutgetränkten Boden Corsica's geblüht; der Versuch, welchen Paoli machte, sie dort einzuführen, mißlang. Aber gerade deshalb ist die Gründung der ersten wissenschaftlichen Akademie daselbst in unsern Tagen als ein nationales Ereigniß anzusehen.

Ich erfülle mit wahrhafter Freude eine mir naheliegende Pflicht, wenn ich meinen Landsleuten davon Kenntniß gebe und sie mit dem Inhalt der Bulletins des ersten Jahrgangs dieser Gesellschaft bekannt mache. [1]

Ihre Artikel sind in beiden Landessprachen geschrieben, in der französischen, welche die officielle, und in der italienischen, welche die nationale der Corsen ist, und zwar reden diese eine der reinsten Mundarten Italiens. Die französische Sprache hat in Corsica genau dasselbe Verhältniß, welches sie bei uns im Elsaß bis 1870 gehabt hat, nur mit dem Unterschiede, daß sie leichter und besser von Italienern gelernt wird als von Deutschen. Als amtliche Sprache der Insel ist sie seit 1852, wo ich die dortigen Sprachverhältnisse kennen lernte, sicherlich noch in weitere Kreise der Gesellschaft eingedrungen; sie ist die Sprache der corsischen Publicistik und meist auch der Literatur geworden, aber sie hat das Italienische nicht

---

fahren, Columbus für sich zu reclamiren. Im Jahre 1880 schrieb der Geistliche Casanova ein Buch: „La vérité sur l'origine et la patrie de Cristophe Colomb" (Bastía, Ollagnier), worin er zu beweisen sucht, daß Columbus in Calvi geboren war.

[1] Vgl. „Bulletin de la société des sciences historiques et naturelles de la Corse", Januar 1881 u. s. w. (Bastía, Ollagnier).

im Volk verdrängt, noch wird Frankreich dies jemals zu thun im Stande sein. Die Corsen sind an ihr altes Mutterland durch die unzerstörbaren Bande der Natur gefesselt; nur dann erst werden sie aufhören, Italiener zu sein, wenn sie selbst mit dem Bewußtsein ihrer geschichtlichen Vergangenheit und mit ihren stolzen Bergen ins Meer versunken sind.

Die officielle Sprache der corsischen Akademie soll die französische sein; ihre Statuten sind in ihr abgefaßt, nicht minder der einleitende Artikel Galeazzini's. Geschichtliche Memorien von Corsen werden freilich in ihrem Original wiedergegeben, doch mit einer französischen Uebersetzung begleitet. Sie ist für Franzosen berechnet. Aber sieht das nicht wie ein Armutszeugniß für diese selber aus? Sollten nicht Gelehrte oder überhaupt gebildete Menschen einer Nation, welche seit hundert Jahren eine italienische Insel beherrscht, deren Landessprache zu verstehen gelernt haben? So war z. B. und ist noch heutigentags jedem gebildeten Oesterreicher das Italienische geläufig. Ich glaube, daß die Beigabe französischer Uebersetzungen in den Bulletins für das Ausland überhaupt unnötig ist, und daß jene von der Direction der Gesellschaft vorweg adoptirte Maxime sich bald genug als ein kostspieliger Luxus erweisen wird.

Geschichte und Naturwissenschaft sind die beiden Hauptgebiete der Thätigkeit der Akademie, aber es ist vorauszusehen, daß das erste das weitaus ergiebigste sein wird. Archäologische Untersuchungen sind nicht ausgeschlossen, doch Corsica bietet dafür kein reiches Feld dar; denn die Denkmäler der Phönizier, Griechen und Römer sind dort

verschwunden und auch niemals so zahlreich gewesen als in dem benachbarten Sardinien. Auf den Localen der Römercolonien Mariana und Aleria gibt es heute nichts mehr als hie und da den Fund einer Münze oder Inschrift. Eine solche aus Mariana, die Grabinschrift eines Soldaten der misenischen Flotte, ist im ersten Bulletin mitgeteilt.

Ein unerschöpfliches Feld, eine wahre terra vergine, hat die Natur Corsica's der Wissenschaft aufgespart; denn noch heutigentags ist diese Insel ein kaum erschlossenes Paradies der Geologen und Mineralogen zu nennen. Es sind nun fast 30 Jahre, daß ich in Bastía unter andern Flüchtlingen Italiens auch den Geographen Francesco Marmocchi kennen lernte. Der ausgezeichnete Mann lebte dort im Exil; er kehrte erst 1859 nach dem Festlande zurück, wo er bald darauf in Genua gestorben ist Seinen Dank für das ihm auf der Insel geschenkte Gastrecht hat er ihr dadurch abgestattet, daß er eine „Geographie Corsica's" schrieb und in Bastía drucken ließ. Nun bin ich nicht wenig verwundert, zu erfahren, daß seit dem Erscheinen dieses Buches im Jahre 1852 die naturwissenschaftlichen Arbeiten über Corsica in nichts weiter gefördert worden sind.

Im ersten Bulletin hat sich ein mit den Initialen Du R. gezeichneter Mitarbeiter so ausgesprochen: „Wenn man in den öffentlichen oder privaten Bibliotheken nach Werken über die Geologie und Mineralogie Corsica's sucht, so findet man kaum ein paar von italienischen Historiographen verfaßte Denkschriften; dann das Buch der Reiseeindrücke eines Deutschen, ein anderes von einem Engländer; ferner einige summarische Notizen, die ein königlicher Genieoffi-

zier vor hundert Jahren niedergeschrieben hat; Aehnliches von einem französischen Ingenieur; endlich die Doctorat-These von Holland, dem Exprofessor am Lyceum zu Bastia. Alles in Allem, so ist bis heute das kleine und bescheidene Buch, welches ein ebenso bescheidener wie gelehrter Italiener, Marmocchi, verfaßt hat, die einzige Quelle, woraus der wißbegierige Fremde die vollständigsten Belehrungen über die Geologie und Mineralogie Corsica's zu schöpfen hat."

Der Verfasser des Aufsatzes beklagt die Vernachlässigung dieser Insel im Vergleich zu Sardinien, über dessen Natur ein gelehrter Minister der öffentlichen Arbeiten Italiens (Graf Alberto La Marmora) ein großes Werk verfaßt hat, und wo seit 15 Jahren die einheimische Production durch Eisenbahnen gesteigert wird. Er macht den Corsen den Vorwurf, daß unter ihren vielen intelligenten Schriftstellern kein einziger seine Talente der einheimischen Naturwissenschaft gewidmet hat; er spricht die Hoffnung aus, daß die Gründung der corsischen Gesellschaft der Wissenschaften den Anstoß zur Untersuchung der Schätze geben werde, mit denen die Natur Corsica so überreich gesegnet hat. Er fordert endlich die Akademie auf, die Errichtung eines naturwissenschaftlichen Museums zu veranlassen. Seine Mahnung wird hoffentlich nicht ohne Wirkung bleiben. In kurzem wird auch Corsica Eisenbahnen besitzen.

Wenn die Klage über die Vernachlässigung der Naturkenntniß der Insel begründet ist, so kann eine ähnliche in Bezug auf die Landesgeschichte nicht erhoben werden. Die Geschichte der Corsen ist ein ganz eigenartiges, charaktervolles, blutiges Heldenepos; sie konnte niemals

dem Bewußtsein des Volks verloren gehen. Im Verhältniß zu seiner räumlichen Größe hat Corsica sogar mehr und bessere Geschichtschreiber hervorgebracht als andere Inseln des Mittelmeeres. Ihre Reihe begann im 15. Jahrhundert mit Petrus Cyrnaeus und Giovanni della Grossa. Im 16. Jahrhundert erreichten sie ihre Höhe in dem Zeitgenossen Sampiero's, dem nationalen Chronisten Filippini, welcher die Arbeiten seiner Vorgänger, Monteggiani und Ceccaldi, im Jahre 1594 zum Abschluß gebracht hat. Dann hat sich die corsische Historiographie seit dem 18. Jahrhundert in vielen Werken fortgesetzt, von denen jene des Limperani, Cambiaggi, Renucci, Arrighi, Jacobi und Pompei bekannt genug sind. Ein wahrhaft gelehrter Corse, Gregori, machte sich durch die Herausgabe der Statuten Corsica's verdient; er hat auch das Werk Filippini's bis 1769 fortgesetzt (Pisa 1828—32). Ein gutes Compendium der corsischen Geschichte schrieb Camillo Fries, den ich in Ajaccio persönlich kennen gelernt habe. Die letzte Arbeit dieser Art ist die Geschichte Corsica's von Galletti (Paris 1863).

Nun aber werden die historischen Studien der Corsen durch die Stiftung der Gesellschaft der Wissenschaften in Bastia einen neuen Aufschwung nehmen und einen festen Anhaltspunkt gewinnen. Schon die mir vorliegenden Bulletins enthalten reichhaltige Beiträge. Sie bezeichnen die ersten, noch nicht ganz sichern Schritte auf der neueröffneten Bahn, aber sie sind als Pfänder dessen zu begrüßen, was im Laufe der Zeit aus glücklich vereinten Kräften des Landes entstehen wird, sobald die Arbeit selbst ihr festes System und die Behandlung ihre wissen=

schaftliche Methode wird gefunden haben. Ich will von den ersten Publicationen der corsischen Gesellschaft einen Bericht geben.

Als die ältesten Documente der Geschichte der Insel nach dem Altertum sind einige Briefe des Papstes Gregor I. zu betrachten. Herr Letteron hat den guten Gedanken gehabt, sie zusammenzustellen und zu erläutern. Von seiner Arbeit liegt mir nur die erste Nummer vor.

Die Ausbeute an Urkunden bis zum 13. Jahrhundert wird nur eine sehr geringe sein können. So gibt es keine schriftlichen Denkmäler von der merkwürdigen corsischen Eidgenossenschaft (Terra del Comune) im Beginn des 11. Jahrhunderts. Aber die Regesten der Päpste liefern Documente in Bezug auf die Anfänge der Herrschaft der Pisaner und Genuesen in Corsica. Mit dem Beginne des 14. Jahrhunderts werden dann die geschichtlichen Monumente immer zahlreicher; sie können aus den Archiven des nahen Festlandes gezogen werden.

Aus der Zeit der genuesischen Herrschaft finde ich in den Bulletins zwei Actenstücke abgedruckt: die Urkunde, kraft welcher Genua im Jahre 1378 die Insel an die Gesellschaft Mahona abgetreten hat, und einen Freibrief des Grafen von Corsica, Tommaso Campofregoso, für die Gemeinde San-Fiorenzo vom Jahre 1475. Das erste Document ist aus einer „Sammlung des Herrn Vincentelli" gezogen, über deren Natur der Leser nicht aufgeklärt wird. Auch hätte gesagt werden müssen, ob sich die Urkunde noch in Genua vorfindet und schon anderswo abgedruckt worden ist. Dies scheint nicht der Fall zu sein; wenigstens findet sie sich nicht im „Liber jurium"

der Republik Genua; und dasselbe gilt von der in den Bulletins abgedruckten Urkunde von 1453, wodurch Genua die Insel an die Bank Sanct-Georg abgetreten hatte.

Ein größeres Interesse erregen durch Zeit und Neuheit einige andre historische Mitteilungen. Es ist nur zu loben, daß die Akademie das selten gewordene Buch des Chevalier L'Hermite de Souliers: „Les Corses français", wieder abzudrucken begonnen hat. Viele Corsen haben, lange vor der Besitznahme der Insel durch Frankreich und vor dem Erscheinen Napoleon's, unter den französischen Fahnen Kriegsdienste genommen: die Geschichte solcher Kapitäne nun hat L'Hermite erzählt. Er beginnt ihre Reihe mit der alten Familie Ornano, d. h. mit den Nachkommen des Volkshelden Sampiero, dessen unglückliches Weib Vannina zu jenem Hause gehört hat. Ihr Stammname ist dann auf den Sohn Sampiero's, Alfonso d'Ornano, übergegangen, den berühmten Marschall Frankreichs und Freund Heinrichs IV. Alfonso's Sohn, Jean Baptiste, war ebenfalls französischer Marschall. Die Ornano dauern noch heute in Corsica und in Frankreich fort. Man findet bei L'Hermite ferner die Lebensgeschichte des Leonardo Casanova, eines Waffenbruders Sampiero's, des Pietro Libertà von Calvi und des Andrea Gaspari. Auch beim Wiederabdruck dieser literarischen Seltenheit ist der Mangel einer Einleitung fühlbar, welche dem Leser eine wünschenswerte Aufklärung über den Autor und seine Schriften hätte geben sollen.[1]

---

[1] Dies Buch erschien in Paris 1662 und 1667. Jean Baptiste L'Hermite de Souliers († 1670) hat noch andre ähn-

Ein schätzenswerter historischer Beitrag sind die Memoiren Rostini's. Dieser corsische Geistliche war seit 1737 neben Salvini, Giáfferi und den Brüdern Paoli erst in Corsica als Patriot thätig, dann nach Neapel geflüchtet, später als Almosenier in französische Dienste getreten, und endlich nach der Befreiung seines Vaterlandes durch Pasquale Paoli dessen Schatzmeister geworden. Er fiel im Jahre 1773 unter den Dolchen von Meuchelmördern. Rostini hat manche handschriftliche Aufzeichnungen über seine ereignißvolle Zeit hinterlassen. Von diesen sind erst die „Memoiren" aufgefunden, und durch Borghetti in den Bulletins veröffentlicht worden; der Abbé Letteron hat sie mit einer französischen Uebersetzung versehen. Die Denkwürdigkeiten beginnen mit einem Ueberblick der Revolutionen Corsica's seit Sampiero, und gehen dann zu dem großen Volksaufstande von 1729 über, wo sie ausführlich werden. Die Publication ist noch nicht vollendet. Aus der Vorrede des Autors selbst ersehe ich, daß er die Ereignisse bis zum Jahre 1741 erzählt hat. Als Aufzeichnungen eines gebildeten Augenzeugen und mitbeteiligten Patrioten sind seine Memoiren eine wichtige Bereicherung der Materialien zur Geschichte Corsica's in der ersten Hälfte des stürmischen 18. Jahrhunderts, welchem Pasquale und Napoleon angehören. Borghetti hat seinen Lesern nichts über den Aufbewahrungsort und die Beschaffenheit des Manuscripts mitgeteilt,

---

liche Schriften verfaßt: „La Ligurie française, ou les Génois affectionnés à la France"; „La Toscane française; Naples française".

sondern nur bemerkt, daß er die einleitenden biographischen Notizen über Rostini dem Baron Cervoni verdankt.

Cervoni ist ein patriotischer Kenner der Geschichte seines Vaterlandes. Im sechsten Heft hat er eine Episode aus den „Memorie di Guerra“ eines Zeitgenossen Rostini's veröffentlicht, des Antonio Buttafuoco; er hat diese Schrift mit einer ausreichenden Einleitung versehen. Die Familie Buttafuoco stammt aus dem in Kastanienwäldern auf dem luftigen Hange der Berge gelegenen Ort Vescovato, welcher die Heimat der drei corsischen Geschichtschreiber Monteggiani, Ceccaldi und Filippini gewesen ist. Antonio beteiligte sich an der Revolution des Jahres 1729; später trat er in die Dienste des Königs Theodor, welcher ihm, wie vielen andern Corsen, aus königlichen Gnaden ein Adelsdiplom verlieh. Nachdem das märchenhafte Reich dieses geistvollen Westfalen in den Lüften zerronnen und die Franzosen im Jahre 1738 in Corsica gelandet waren, wurde Antonio Buttafuoco als Geisel nach Toulon geführt. Ein Jahr später trat er als Kapitän in das aus Corsen gebildete berühmte Regiment Royal-Corse, und mit ihm machte er unter den Fahnen Frankreichs die Feldzüge in Flandern mit. Erst 1749 kehrte er in seine Heimat zurück, wo er 1778 starb.

Buttafuoco hatte viele Schriften zur Geschichte seines Vaterlandes gesammelt. Aus seiner Bibliothek stammt auch das eigenhändige Manuscript seiner Kriegsmemoiren, welche die Ereignisse der Jahre 1738—48 umfassen. Cervoni hat davon die ersten 45 Seiten mitgeteilt, welche den interessanten Bericht des Autors von seinen Erlebnissen

als Geisel in den Festungen Toulon und Marseille enthalten. Hoffentlich werden auch die andern Teile dieser Denkwürdigkeiten zum Abdruck gelangen.

Der Sohn Antonio's war Matteo Buttafuoco, derselbe corsische Edelmann, welcher den vagabundirenden Rousseau in sein Haus nach Vesvocato eingeladen hat. Matteo hatte sogar die Sentimentalität, den genfer Philosophen aufzufordern, für die Corsen eine Constitution zu entwerfen, während doch sein großer Landsmann Paoli schon dastand, bereit, seinem Vaterlande eine aus den Institutionen der Insel herausgewachsene Verfassung zu geben, welche dann ganz Europa bewundert hat. Neid und Eifersucht verzehrten den französisch gesinnten Matteo. Er ließ sich vom Duc de Choiseul für die versteckten Absichten der Besitzergreifung Corsica's durch Frankreich gewinnen, nachdem Genua im Vertrage zu Compiègne Ludwig dem XV. die Besetzung der corsischen Küstenplätze übertragen hatte. Er wurde der heftigste Gegner Paoli's und der corsischen Nationalregierung; so machte er sich allen Patrioten verhaßt. Ich habe das merkwürdige Pamphlet mitgeteilt, welches der junge Napoleon Bonaparte, in der Zeit seines corsischen Demagogentums, wider den Franzosenfreund Buttafuoco geschleudert hat, als derselbe Deputirter des Adels von Corsica war. Auf die Handlungsweise Matteo's in den letzten ruhmvollen Kämpfen der Insel gegen das gewaltthätige Frankreich haben authentische Correspondenzen Licht geworfen, welche Niccolo Tommaseo veröffentlicht hat.

Dieser Genosse Manin's als Mitglied der provisorischen Regierung Venedigs, der Freund Rosmini's, Man=

zoni's und Niccolini's, hatte in seinem stürmischen Leben auch im Exil zu Corsica einige friedliche Jahre bis 1839 zugebracht. Das glänzende Denkmal seines Aufenthalts dort und seiner Liebe zu der Heldeninsel ist die Herausgabe der Briefe des Pasquale Paoli, im elften Bande des „Archivio Storico Italiano" von 1846. Sie war ein Ereigniß in der historischen Literatur Corsica's. Die Briefe jenes Mannes, welcher in dem kleinen Kreise seines politischen Wirkens die Größe, aber nicht das Glück Washington's erreicht hatte, sind die einzigen intimen Zeugnisse seiner Ideen und Handlungen; denn er selbst hat keine Memoiren hinterlassen, und seine Kanzelei ist in den Tumulten verloren gegangen, welche nach dem Falle Corsica's unter die Gewalt Frankreichs seine letzte Auswanderung in die Fremde begleitet haben. Tommaseo vermochte eine große Zahl von Briefen Paoli's, die im Privatbesitz unter den Corsen zerstreut waren, aufzubringen und zu vereinigen, deren Epoche mit dem Februar 1756 beginnt und mit dem März 1805 endet. Zwei Jahre später ist Pasquale in seinem Exil zu London gestorben und in Westminster bestattet worden.

Die Sammlung Tommaseo's konnte keine vollständige sein. Sie zu ergänzen ist eine noch zu leistende Pflicht der Corsen, und die neugegründete Gesellschaft der Wissenschaften hat dies sofort erkannt. Sie selbst konnte auch von ihren patriotischen Zwecken kein gültigeres Zeugniß ablegen als dadurch, daß sie begonnen hat, noch unedirte Briefe Paoli's aufzusuchen und zu veröffentlichen. Diese ehrenvolle Arbeit hat der Dr. Pirelli übernommen.

In seiner französisch geschriebenen Einleitung sagt er

Folgendes: „Wir setzen die Publication der Briefe Paoli's fort, die von Tommaseo begonnen worden ist. Wir besitzen nicht die Prätension, es ebenso gut zu machen wie dieser berühmte Italiener; aber wir wollen vollständiger sein. Wir verpflichten uns, weder einen Brief zu kürzen noch ein Wort zu unterdrücken. Jeder Brief Paoli's hat für uns Wichtigkeit, und sollte diese nur im Datum bestehen. Wenn es Personen geben sollte, die an der Veröffentlichung von Schriftstücken Anstoß nehmen, welche nicht immer für ihre Vorfahren schmeichelhaft sind, so werden wir solche Empfindungen nicht berücksichtigen. Wir erfinden nichts; wir überliefern nur unsern Enkeln das Erbe der Väter. Doch wird man uns stets bereit finden, controverse Documente aufzunehmen, wenn uns solche zugeschickt werden. Die Urkunden, welche Paoli in seinen Häusern zu Morosaglia und Pastoreccia niedergelegt hatte, sind für immer verloren gegangen. Man kann diesen Verlust zum Teil durch die zahlreichen Briefe ergänzen, welche er an seine Freunde geschrieben hat. Wir richten die dringende Aufforderung an ihre Besitzer, sie uns mitzuteilen. Es wird der größte Act kindlicher Pietät sein, den sie leisten können."

Die leider nicht ausreichende Einleitung Pirelli's betrachte ich als etwas nur Augenblickliches, womit zunächst die thatsächliche Veröffentlichung der Briefe in den Bulletins begleitet werden soll. Die neue Sammlung wird eröffnet mit zwei Briefen des Bruders Paoli's, des großartigen Patrioten Clemens, an den Präsidenten Venturini vom April 1755; dann folgen Briefe Pasquale's an denselben Venturini und an Salvini aus dem gleichen

Jahre. Der dem Datum nach älteste ist vom 12. April 1755. Der älteste in der Sammlung Tommaseo's datirt erst vom 5. Febr. 1756. Die Jahre 1757 und 1758 fallen bei ihm ganz aus. Soweit mir die Bulletins vorliegen, finde ich aus dem Jahre 1755 27 unedirte Briefe Paoli's an Venturini und Salvini nebst einigen Briefen von Clemens. Die neue Sammlung verspricht demnach sehr reichhaltig zu werden. Es wird später die Aufgabe der Herausgeber sein, einen Separatabdruck davon zu machen und diesen mit einer wissenschaftlichen Erläuterung zu versehen. Dann wird sich auch die Notwendigkeit geltend machen, beide Sammlungen, jene im „Archivio Storico" vergrabene, und diese neue zu einem Ganzen in chronologischer Ordnung zu vereinigen. In den Briefen ihres größesten Bürgers wird Corsica ihm und sich selbst ein unvergängliches Nationalmonument errichten können.

Die Corsen haben am Ende des 18. Jahrhunderts, in einem letzten Heldenkampf um ihre nationale Selbständigkeit, von dem eisernen Zeitalter ihrer Geschichte Abschied genommen, in demselben Augenblick, wo der gewaltige Mann unter ihnen geboren wurde, welcher der europäischen Welt ein neues Antlitz geben sollte. Es ist daher begreiflich, daß sie mit Vorliebe gerade jenes Jahrhundert behandeln, zumal dasselbe auch das an Urkunden reichste ist. Aber die Arbeiten der jungen corsischen Akademie haben bereits bewiesen, daß sie auch die ältere Vergangenheit nicht aus dem Blick verliert. Die mittelalterliche Geschichtschreibung der Corsen bedarf einer kritischen Revision, und diese kann nur vollzogen werden,

wenn aus den einheimischen wie ausländischen Archiven das Material zusammengetragen wird. Es wäre daher die Aufgabe der neubegründeten Gesellschaft der Wissenschaften, eine Commission zu ernennen, welche zunächst das Inventarium der Archivbestände der Insel aufzunehmen hat. Diese Arbeit würde die Einleitung zu einem diplomatischen Codex Corsica's sein.

Ich könnte hier meine Mitteilungen mit einem Glückwunsch zu diesen schönen Keimen der Wissenschaft in Corsica schließen; jedoch ich will noch ein paar Notizen über die Lehranstalten dort und Aehnliches beifügen.

Bastía, zwar nur Unterpräfectur, ist doch die geistig regste Stadt der Insel. Sie zählt 20000 Einwohner, 2000 mehr als Ajaccio, wo der Präfect residirt. Sie allein besitzt ein Lyceum, mit 27 Professoren und mehr als 600 Schülern; es ist mit einem naturwissenschaftlichen Cabinet und einer Handbibliothek von 7000 Bänden ausgestattet. Die öffentliche Bibliothek von Bastía zählt 22000 Bände und 21 Handschriften. Die Stadt hat drei Druckereien: Fabiani, Ollagnier und Olivieri. In Ajaccio, welches jetzt ein gesuchter klimatischer Curort geworden ist, befindet sich das corsische Priesterseminar und ein Collegium von 22 Professoren und etwa 400 Schülern, welches nächstens zum Lyceum werden soll; ferner gibt es dort zwei Normalschulen zur Ausbildung für Lehrer und Lehrerinnen. Ajaccio hat eine Bibliothek von 29500 Bänden und 198 Handschriften, eine wie ich glaube noch immer verwahrloste Gemäldesammlung, die vom Cardinal Fesch herstammt, und zwei Druckereien.

Corte, der ehemalige Sitz der Nationalregierung

Paoli's, mit 5400 Einwohnern, ist nach jenen Städten der ansehnlichste Ort. Auch hier gibt es ein Collegio comunale, wie in Sartene und Calvi. Elementarschulen sind seit kurzem zahlreicher in Corsica eingerichtet, doch mir fehlen die genauern Angaben über ihre Beschaffenheit. Auf der Insel werden 9 Zeitungen gedruckt, je 4 in Bastía und Ajaccio, 1 in Corte. Nur der „Petit Bastiais" erscheint täglich. Alle sind französisch geschrieben; die meisten sind Organe der republikanischen Partei, eine dient den Monarchisten. Ihr Inhalt ist durchaus dürftig.

Die literarische Production in Corsica ist nicht groß, aber sie beweist doch, daß man dort nicht stille steht. Weder die Sammlung der corsischen Volkslieder noch jene der Novellen von Renucci und Grimaldi haben vermehrte Ausgaben erfahren. Salvator Viale ist der letzte corsische Dichter unserer Zeit gewesen, dessen Ruf auch in's Ausland gedrungen ist. Ich habe seine meisterhafte Bluträchernovelle „Das Gelübde des Petrus Cyrnaeus" bei uns bekannt gemacht. Die Dichtungen Viale's erschienen vollständig in der von Orlandini besorgten florentiner Ausgabe von 1861. Der geistreiche Mann, ein mutiger Kämpfer für die Erhaltung der italienischen Sprache und Nationalität der Corsen, hat auch einen Band Satiren zurückgelassen, die jedoch wegen der Persönlichkeit ihres Inhalts nicht veröffentlicht werden. Ich bewahre eine handschriftliche Sammlung corsischer Volkslieder, die er mir wenige Jahre vor seinem Tode geschenkt hat. Neben Viale verdient auch Multedo als national-corsischer Dichter besonders genannt zu sein.

Nun ist es keine geringe Ueberraschung für mich, in einem mir eben erst bekannt gewordenen Corsen nicht nur einen Kenner der deutschen Literatur, sondern auch einen Dichter zu entdecken, welcher Goethe zum ersten mal in Corsica eingeführt hat. Dies ist Pietro Lucciana, Mitglied des dirigirenden Rates der Gesellschaft der Wissenschaften und Professor am Lyceum in Bastía. Er hat im Jahre 1872 seine italienische Uebersetzung von „Hermann und Dorothea" herausgegeben: „Arminio e Dorotea, poema di Wolfgango Goethe. Traduzione di P. Lucciana" (Bastía, Fabiani).

Goethe in Corsica! Unser olympischer Altmeister, der Zeitgenosse und Bewunderer Paoli's und Napoleon's, würde behaglich gelächelt haben, wenn er sein idyllisch-bürgerliches Epos im Lande der wilden Bluträcher übersetzt und gedruckt gesehen hätte, nachdem schon der größeste der Corsen seinen „Werther" auf den Schlachtfeldern Aegyptens mit sich geführt hatte.

Ich teile einiges aus der Vorrede Lucciana's zu seiner Uebersetzung mit: „«Ich habe ‚Hermann und Dorothea' beendigt. Der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich, ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet.» So schrieb (April 1797) Goethe an seinen Freund Meyer, im Alter von 48 Jahren, auf der Höhe seines Genies und Ruhmes. Der Gegenstand, welcher dem Dichter so teuer war, der schon «Götz von Berlichingen», «Werther», «Iphigenie», «Egmont», «Tasso», «Faust» und «Wilhelm Meister» verfaßt hatte, ist so sehr einfach, daß er das Lächeln der sibyllinischen Seher und der Maschinisten der Schule der Zukunft erregen muß.

Ein Gastwirt mit Weib und Sohn, ein Pfarrer und ein Apotheker, seine Freunde, ein armes Mädchen: das sind die Helden einer Handlung, welche deutsche und fremde Kritiker für episch erklärt haben. Einige freilich versagen den Namen des Epos einer Composition, die sich nur um ein modernes Factum bewegt, welches der Zeit des Autors selber angehört, und worin weder Fürsten noch Götter und Dämonen auftreten; sie nennen deshalb die Dichtung ein Idyll. Doch mag jeder ihr den Namen geben, welchen er für passend hält. Was die Nützlichkeit der gegenwärtigen Uebersetzung betrifft, so will ich nur dies sagen: in einer Zeit, wo man die Idee des Vaterlandes auf die Welt, die Liebe der Familie auf die Menschheit ausdehnen will, und wo diese ins Maßlose gesteigerten Begriffe sich in Nichts auflösen, in dieser Zeit wird es vielleicht ersprießlich sein, sich die Ideale der Tugenden des gesunden bürgerlichen Hauses in's Gedächtniß zurückzurufen."

Lucciana hat in der Uebertragung von „Hermann und Dorothea" ins Italienische nur zwei Vorgänger gehabt. Denn zu allererst hat Jagemann dies Gedicht ins Italienische übersetzt (Halle 1804), ein deutscher Gelehrter, der durch seine Lebensschicksale nicht minder merkwürdig gewesen ist als durch seine Kenntniß der italienischen Literatur. Sodann fand nach langer Pause „Hermann und Dorothea" an einem Italiener selbst seinen Uebersetzer; ich meine Andrea Maffei, der in seinem Vaterlande auf so glänzende Weise die Dichtungen Schiller's eingebürgert hat. Im Jahre 1872 erschien die dritte Uebersetzung des Goethe'schen Epos, diese Lucciana's in Corsica;

ein Jahr darauf eine vierte in Florenz vom Marchese Anselmo Guerrieri-Gonzaga, einem feinsinnigen Dichter und Kenner der deutschen Literatur, welcher vor zwei Jahren seinen vielen Freunden durch den Tod entrissen worden ist. Die Uebersetzung in Guerrieri's schwungvollen Ottavreimen ist seiner Uebertragung des ersten Teiles des „Faust" beigegeben (Florenz, Le Monnier, 1873).

Das italienische Gewand, welches der corsische Uebersetzer den deutschen Gestalten Hermann und Dorothea umgeworfen hat, entstellt diese in keiner Weise durch prunkvolle Draperie und künstlichen Faltenwurf. Die Uebersetzung ist treu, die Diction schlicht und edel, und so fremdartig sich ein Gedicht von dieser echt deutschen Einfalt des Gemütes auch in der Sprache Tasso's ausnehmen muß, so wird vielleicht der deutsche Leser mehr Genuß an dem Wollaut einer italienischen Uebersetzung desselben haben, als ihm eine solche in andern fremden Sprachen gewähren kann. Ich gebe die ersten Verse Lucciana's wieder:

Non vidi mai quel mercato, e le vie
Solitarie così! Deserta appieno
La cittade ne appare; inanimata!
Degli abitanti io credo quì non resti
Solo un cinquanta. Ah, che non può vaghezza
Di novità! Corre ognuno, precipita,
Degli esuli a mirare il cuopo stuolo!
Di quinci a l'Arginal cui seguon essi
Ci vuol pure un' oretta!

Dieselbe Stelle lautet als erste Ottave bei Guerrieri so:

Mai non vidi le piazze e le contrade
Vuote così; forse cinquanta appena
Rimangon tuttavia nella citade.
Curiosità verso il cortèo li mena

I profughi a cercar, più che pietade;
Ma per quanto ci mettano di lena,
E nella polve e al sol vadano in fretta,
Sino all' argin ci vuol sempre un' oretta.

Meine erneuerten Beziehungen zu Corsica verdanke ich folgendem Umstande. Im letzten Sommer erreichte mich ein Brief von Lucciana, in welchem dieser Gelehrte mir mitteilte, daß er von meinem Buche „Corsica" eine französische Uebersetzung mache, welche in den Bulletins der corsischen Gesellschaft der Wissenschaften ihren Platz finden solle. Die treffliche Uebersetzung Lucciana's liegt nun in einer stattlichen Ausgabe der Buchhandlung Ollagnier von Bastía vor mir. Sie ist ein Zeugniß der Liebenswürdigkeit der Corsen gegen einen Fremden, welcher sich, nach einer längern Pause in der betreffenden ausländischen Literatur, zuerst wieder mit der Geschichte ihrer Insel beschäftigt und von dieser selbst aus eigener Anschauung ein Bild zu entwerfen versucht hat. Das bescheidene Verdienst meiner Skizze konnte ein größeres sein bei Deutschen und Ausländern überhaupt, als bei den Corsen selbst, denen ich nichts Neues zu bieten hatte. Auch war in Corsica schon seit langen Jahren die italienische Uebersetzung der historischen Einleitung des Buches von meinem unvergeßlichen Freunde Paolo Perez (Florenz, Le Monnier) verbreitet, während im Jahre 1878 ein pariser Club der Land- und Marineoffiziere eine französische Uebersetzung derselben „Geschichte der Corsen" in Marseille herausgegeben hatte.[1]

---

[1] Uebersetzung von Louis Boell; neue Ausgabe derselben, Tours 1882.

Zu jeder Zeit würde ich ein so schönes Zeugniß des Wolwollens lebhaft empfunden haben, aber heute freut es mich doppelt, weil dasselbe, wenn auch nur zufällig, mit dem neuen Geistesleben, welches sich in Corsica regt, in Verbindung gebracht worden ist. Indem ich von diesem meinen Landsleuten berichtete, stiegen in meiner Erinnerung die entzückenden Meergestade, die Berge und Täler des wunderbaren Eilandes wieder auf, welches ich vor 30 Jahren durchwandert hatte. Corsica ist das erste fremde Land gewesen, an dem ich Anschauung und Erkenntnißkraft geübt habe. Es hat eine große Wirkung auf mich gehabt und Eindrücke von Heldentum und Naturschönheit in mir zurückgelassen, die noch heute so lebhaft sind wie im Jahre 1852.

Anhang.

Ich gebe zum Schluß eine Uebersicht der bemerkenswertesten Schriften, welche seit 1852 bis 1872 von Corsen verfaßt worden sind. Ich verdanke sie, wie viele andere Notizen, Herrn Lucciana; er hat sie aus einem Journal des verstorbenen Dr. Mattei, des Verfassers vieler medicinischen Schriften, ausgezogen, den „Annales de la Corse", und diese reichen eben bis 1872. Diese Uebersicht ist wertvoll, weil sie zeigt, mit welchen Gegenständen sich die corsischen Literaten hauptsächlich beschäftigen.

1852. Camille Frieß, Histoire de la Corse (Bastia).
G. Multedo, Alcune liriche (Paris).
Nasica, Mémoires sur l'enfance et la jeunesse de Napoléon (Paris).

1854. G. F. Mignucci, Considérations économiques sur la Corse (Paris).

1855. Canti popolari corsi, con note (2. Aufl., Bastía).
G. V. Grimaldi, Novelle storiche corse e canti popolari corsi (Bastía).
Viale Salvatór, Studii critici di costumi corsi.

1856. A. Arrighi, La veuve d'Arbellara, roman historique (Bastía).
Coti, L'armée d'orient (Paris).
Nyer, Usages locaux d'Ajaccio (Ajaccio).

1857. Ph. Caraffa, Antiquités de la Corse (Journal l'Observateur de Bastía).
J. de la Rocca, Biographie de la famille Abbatucci.
Sapia, La Corse, notice géographique et statistique (Lyon).
Stephani, L' antichità dei Bonaparte (Venedig).

1858. Giammarchi, Vita politica di Pasquale Paoli (Bastía).
L. C. de Peretti, Bonaparte ou la France sauvée, poème en 24 chants (Paris).
Jean de la Rocca, Vie du ministre Abbatucci (Paris).
Viale Salvatór, Dell' uso della lingua patria in Corsica.

1859. Comte de Buttafuoco, Fragments pour servir à l'histoire de la Corse (Bastía).
Filippo Caraffa, Sulle antichità della Corsica (Rivista esclesiastica).
Marchi, La Corse et ses illustrations (Ajaccio).
Multedo, Alla Corsica, canto — La patria dell' Italiano — All' Italia (Bastía).

1860. Bonaparte (Prince Pierre), Sampiero, légende corse, traduite de l'italien (Paris).
Histoire de la famille Bonaparte (Paris).
Faure, Les bandits célèbres de la Corse.
F. M. Peraldi, Analisi critica sull' origine della dominazione temporale dei papi (Bastía).

1861. La Corse depuis le Ier empire jusqu'à nos jours.
Viale S., Scritti in versi e in prosa (Florenz).
1862. Carlotti, Salvatore Viale et ses œuvres (Ajaccio).
Morelli, La Corse italienne et la France (Turin).
1863. Galletti, Histoire illustrée de la Corse (Paris).
1864. Bonaparte (Prince Pierre), La bataille de Calenzana (Paris).
Aless. Grassi, Aleria, étude historique et archéologique (Paris).
1866. Bartoli, Histoire de Pascal Paoli.
Grassi, Étude du caractère de Pascal Paoli (Bastía).
1867. Colombani, Les aventures d'un jeune Corse, roman historique (Paris).
1869. Arrighi, Notices historiques sur le général Cervoni (Bastía).
Ph. Caraffa, La vérité sur l'origine de nos Bonaparte (Bastía).
Jacopo d'Oria, Pasquale Paoli (Genua).
1870. Carlotti, Poesie di alcuni moderni autori corsi (Florenz).
Jean de la Rocca, Vie du prince Pierre Bonaparte.
1871. Benedetti, Ma mission en Prusse (Paris).
Marchal (de Calvi), La guerre de 1870 (Paris).
1872. P. Lucciana, Arminio e Dorotea, traduzione (Bastía).

Lucciana hat im Jahre 1887 einen Band Versi Italiani e Côrsi bei Ollagnier in Bastía herausgegeben. Der erste Teil desselben enthält sowol eigene Poesien in italienischer Sprache, als Uebersetzungen und Nachbildungen deutscher Gedichte, darunter zwei Scenen aus Goethe's „Iphigenia". Sehr merkwürdig ist es, daß der talentvolle Corse sich sogar mit Fabeln und moralisirenden Erzählungen Lessing's, Lichtwer's, Krummacher's, Pfeffel's, Gellert's, Langbein's, Bürger's bekannt gemacht und diese übersetzt hat. Der zweite Teil seines Buches

besteht aus einer Reihe von Dichtungen im corsischen Dialect, die meist eine glückliche satirische Begabung zeigen. Lucciana ist heute einer der verdientesten Pfleger der vom Französischen immer mehr bedrohten italienischen und corsischen Volkssprache seiner Insel.

Ich bemerke noch, daß die corsischen Totenklagen und Rachelieder eben erst von Federigo Ortoli neu gesammelt und mit französischer Uebersetzung versehen herausgegeben worden sind: Les Voceri de l'île de Corse, Paris 1887, 8°.

Die Brüder von Humboldt.

1880.

τιμῶντες δ'ἀρετὰς
ἐς φανερὰν ὁδὸν ἔρχονται. τεκμαίρει
χρῆμ' ἕκαστον.

Pindar. Olympia VI.



I.

Wenig mehr als zwei Jahre war Wilhelm von Humboldt älter als sein Bruder Alexander: jener am 22. Juni 1767, dieser am 14. September 1769 geboren. Ihre Geister formten sich noch in den Elementen des Zeitalters der philosophischen Aufklärung, und dieselbe Idee der Humanität, welche die Heroen unserer Literatur erzog, weihte auch sie zu hohen Aufgaben. In ihre Kindheit und Jugend fielen drei große Ereignisse, welche die Atmosphäre der Welt gereinigt haben: die Freiheit Amerika's, die Französische Revolution und die Philosophie Kant's. Die Gestalt des größesten Fürsten des 18. Jahrhunderts stand ehrfurchtgebietend vor ihnen: das Auge Friedrich's des Großen ruhte noch mit Wolgefallen auf den heranwachsenden Brüdern. An den preußischen Staat und sein ernstes Königshaus, in dessen Obhut die Geschichte den Culturgedanken der Reformation gelegt hat, knüpften die Humboldt Traditionen der Familie. Im Siebenjährigen Kriege hatte ihr Vater Alexander Georg mitgekämpft. Als Major und Kammerherr Friedrich's des Großen starb er am 26. Januar 1779.

Genialer und empfindsamer, sinnlicher und schneller Dinge und Menschen erfassend, erschien anfangs der ältere, langsam, kränklich, minder erregbar der jüngere Bruder, doch selbstgefälliger und ehrgeiziger. Auf dem Grunde eines kalten, klaren Verstandes ruhte in beiden der empfänglichste Sinn für alle Erscheinungen des Lebens, so daß man nicht sagen kann, welcher der Brüder mit Organen zur Aneignung allseitiger Bildung reicher versehen war. Die Kindheit und erste Jugend verlebten sie mitsammen im begüterten Elternhause zu Tegel und in Berlin. Erziehung, Unterricht, Lehrer waren beiden gemeinsam. Die jungen Edelleute nahmen alle Bildungsstoffe auf, welche ihnen das damals dürftige Berlin darbieten konnte, in den Kreisen Biester's, Engel's, Mendelssohn's, Friedländer's, die alle sich um das große Organ der deutschen Aufklärungsphilosophie, die „Berlinische Monatsschrift“ gruppirten, und in dem empfindungsseligen Salon der geistreichen Henriette Herz. Sie glänzten dort durch jugendliche Genialität und unersättlichen Wissenstrieb.

Im Jahre 1787 entließ sie ihre Mutter (Maria Elisabeth von Colomb) mit ihrem ausgezeichneten Mentor Christian Kunth auf die Universität Frankfurt. Hier studirten sie Philosophie und Naturwissenschaft, Wilhelm als Fach das Recht, Alexander die Staatsökonomie. Zu Ostern 1788 kehrte dieser nach Berlin zurück: Willdenow führte ihn in die Botanik ein, und er betrieb technische Wissenschaften und das Studium der griechischen Sprache. Im April 1789 folgte er seinem Bruder nach Göttingen.

Diese Universität war damals der Mittelpunkt der geschichtlichen, philologischen und naturwissenschaftlichen Studien; ihre gefeierten Lehrer waren Schlözer und Spittler, Michaelis, Blumenbach, Lichtenberg und der berühmte Altertumsforscher Heyne. In Heyne's Hause lernten die Humboldt den Gatten seiner Tochter kennen, Georg Forster, den Sohn Johann Reinhold's, den bewunderten Gefährten Cook's auf seiner zweiten Reise um die Welt.

Gleicher Wissensdrang, die Ideale der Humanität, das sehnsüchtige Herausstreben aus der engen, häßlichen Gegenwart in die Fülle des Weltlebens verbanden die Brüder trotz ihrer innersten Verschiedenheit an Temperament und Anlage mit diesem hochherzigen Enthusiasten eines neuen Evangeliums der Menschheit. Es war die Zeit, als über dem verwitterten Europa das Phänomen der Französischen Revolution blendend emporstieg.

Die Bastille fiel: da eilte der ältere Bruder mit seinem ersten Erzieher Campe im August 1789 nach Paris. „Der Leichenfeier des Despotismus" wollten sie beiwohnen. In unvergeßlichen Augenblicken sah Wilhelm von Humboldt zum ersten mal Paris, und auf dieser großen Scene einer neuen Weltepoche sollte er selbst, einige zwanzig Jahre später, als mitwirkender Staatsmann der Leichenfeier eines zweiten Despotismus beiwohnen, welcher aus den Trümmern jener Revolution welterobernd emporgestiegen war.

Wenn es anziehend ist, den künftigen Staatsmann Humboldt in Gesellschaft des Verfassers des deutschen Robinson, des Volkspädagogen aus der Schule Rousseau's

und Basedow's, im Revolutionsjahre 1789 in Paris zu sehen, und schon dort und damals den kühl besonnenen Beobachter in ihm wahrzunehmen, so war es für seinen Bruder vorbedeutend, daß er im Frühling 1790 Georg Forster auf einer naturwissenschaftlichen Reise am Niederrhein begleitete. Den künftigen Ersteiger des Chimborazo, den kühnen Schiffer auf dem Orenoco, den schon mit erstaunlichem Wissen ausgerüsteten Jünger, hat damals der berühmte Weltumsegler in seine ihm noch verhüllte Zukunft eingeweiht. Es war an der Seite Forster's, daß Alexander von Humboldt zum ersten mal das Meer gesehen hat. Denn die Fahrt wurde bis England ausgedehnt, und von dort besuchten auch diese Reisenden im Juni 1790 Paris, wo das begeisterte Volk sich zu dem großen Verbrüderungsfest auf dem Marsfelde rüstete. Paris war für beide durch die Macht ihres innern Dämons eine Stelle des Verhängnisses, aber dieses selbst ein grundverschiedenes. Nicht vier Jahre gingen hin, und der verirrte Idealist Forster starb als Flüchtling, vom Vaterlande geächtet, enttäuscht, in Dunkelheit und Elend zu Paris, während Humboldt in derselben Stadt lange Jahre des Ruhms und unermeßlicher Arbeit durchleben sollte. Ein warmes Andenken hat er dem unglücklichen Freunde und Lehrer seiner Jugend dauernd bewahrt, hierin großmütiger als sein Bruder und Schiller.

Das Denkmal jener Reise sind die „Ansichten vom Niederrhein", die glänzendste Schrift jenes reichbegabten Talents. Forster übte damals die mächtigste Anziehungskraft auf beide Humboldt aus. In der Reihe ihrer bedeutsamen Freundschaftsverhältnisse war das mit ihm das

erste. Von ihm erhielt Wilhelm, nach seinem eigenen Geständniß, einen großen Teil seiner Bildung; doch hatten die Brüder von Göttingen her schon mit manchen literarischen Kreisen sich berührt, wie auch mit dem Jacobi's in Pempelfort. Es war in ihnen dasselbe psychologische Bedürfniß der Jugendzeit Goethe's, die Welt in ihren Persönlichkeiten zu erfahren, und der höchste Zweck des Reisens war damals der Mensch selbst. Als das interessanteste Studium galt im Zeitalter Lavater's die menschliche Physiognomie, was, zur Spielerei ausgeartet, eine krankhafte Sucht des Sammelns von Typen und des Verkehrs mit ihren Originalen wurde. Die Maxime der Aufklärungszeit überhaupt war der Satz Pope's: „The proper study of mankind is man." Und Goethe sagte: „Das Studium der Menschengestalt ist das non plus ultra alles menschlichen Wissens und Thuns." So urteilte auch Wilhelm von Humboldt in seinem Aufsatz über den Montserrat: „Wir genießen und benutzen nur dann das Leben vollkommen, wenn wir uns bemühen, den Menschen in seiner größesten Mannigfaltigkeit, und in dieser lebendig und wahr zu sehen."

Ein Jahr lang arbeitete er am Kammergericht in Berlin, wo er mit Gentz Freundschaft schloß, dann verließ er als Legationsrat den Staatsdienst. Die Fäulniß des öffentlichen Wesens, worin der Vernunft- und Waffenstaat Friedrich's des Großen unter dem Wöllner'schen Cynismus verdarb, erfüllte ihn mit Widerwillen. Eine so vornehm geistige Natur konnte nicht unter den Rosenkreuzern und Cagliostros des damaligen Berlin gedeihen. Seine humanistischen Ideale trieben ihn zu dem Ent-

schluß, sich fortan selbst zu leben. Reichtum sicherte ihm die Unabhängigkeit. Schon im Sommer 1791 gründete er sein Haus. Er vermälte sich mit der geistvollen Caroline von Dacheröden, einer Freundin der Schwestern von Lengefeld. In einem Briefe an Welcker hat er später erklärt, daß diese Ehe ihn davor bewahrte, rettungslos in äußern Verhältnissen unter uninteressanten Menschen zu versinken, und daß sie ihn wie aus dem Schlummer erweckt habe. Durch seine Gemalin trat Humboldt in die Kreise Dalberg's und Schiller's. Zu Burgörner bei Hettstädt in der Grafschaft Mansfeld, einem Gute seiner Gattin, schlug der Glückliche seinen Musensitz auf. Ohne Wirkungskreis suchte er nur Lebensgenuß und eigene Bildung. Von allen praktischen Banden, die den Idealmenschen beengen, wollte er frei sein. In seinem eigenen Ich die Einheit der geistigen und sinnlichen Natur durch allseitige Vervollkommnung darzustellen, war für ihn die Aufgabe des Lebens und ihr letzter gelungener Schluß der freie Mensch als Kunstwerk der Bildung. „Nichts auf Erden ist so wichtig", schrieb er an Forster, „als die höchste Kraft und die vielseitigste Bildung der Individuen; der wahren Moral erstes Gesetz ist, bilde dich selbst, und nur ihr zweites: wirke auf Andere durch das, was du bist." Diese Ansichten sind vollkommen diejenigen der Aufklärungsphilosophie, deren höchstes Problem immer die Erziehung des Menschen zur vollkommenen Individualität gewesen ist.

In seiner horazischen Zurückgezogenheit schien Wilhelm von Humboldt nichts zu sehen und zu hören von jener furchtbaren Explosion der Leidenschaften Frankreichs, deren

blutiger Widerschein die ganze Welt erschreckte. Doch beschäftigten ihn anfangs noch philosophisch einige politische Fragen, welche diese Revolution aufgeregt hatte. Es war unter dem Einflusse des Coadjutors Dalberg, daß seine merkwürdige Schrift entstand: „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" — das erste, jugendliche Programm seiner Zukunft als Staatsmann. Seine Maxime war, der Aufklärungsphilosophie durchaus entsprechend, die größtmögliche Beschränkung der Einwirkung des Staates auf das Individuum und dessen ungehemmte Entwickelung zum freien, großen und ästhetischen Menschen. Von diesen Grundsätzen ist Humboldt auch als Staatsmann nicht abgewichen.

Indeß bekundete sein lebhafter Verkehr mit Friedrich August Wolf in Halle, daß er sich des Altertums und der Sprachwissenschaft als des naturgemäßen Gebiets seiner Anlage bewußt war. Sein Verhältniß zu diesem großen Philologen war für ihn entscheidend, denn Wolf führte ihn als Kritiker tiefer in die classische Sprache und Literatur ein, während Humboldt's speculativer Idealismus die Ansichten jenes vom Altertum wissenschaftlich vertiefen half. Im hellenischen Volke sah er, wie Wolf und Winckelmann, das ästhetische Ideal aller individuell darstellbaren Bildung als Charaktereinheit verwirklicht, und leidenschaftlich versenkte er sich in den Geist der Griechen. Er schrieb damals an Wolf: daß auch der Schatten von Lust, ein thätiges Leben in Geschäften zu führen, in ihm erstorben sei, seitdem er mit dem Altertum vertrauter ward. Der Liebe zu den Griechen ist er stets treu geblieben; ihr verdankte sein geistiges Wesen

den hohen classischen Stil. Er wollte eine Charakteristik des griechischen Geistes entwerfen; doch er kam leider so wenig dazu, wie zu einer Charakterdarstellung des 18. Jahrhunderts, zu der er den Plan faßte.

Nach fast zwei Jahren solcher Studien trat er aus der Schule der Alten in die Kreise hinüber, wo die modernste Literatur des Vaterlandes geschaffen wurde. Deutschland besaß, noch minder als einst Hellas, kein Centrum für sein geistiges Dasein. Im Widerspruch zu den historischen Erfahrungen des Culturlebens der Völker schuf der Genius einer großen Nation nicht einmal, wie jener Griechenlands und Italiens, im Zusammenhange mit mächtigen staatlichen und socialen Processen, sondern in der kläglichsten nationalen Oede, Ohnmacht und Bedrückung, auf kleinen Oasen der Bildung, seine gewaltigsten, tiefsten und schönsten Werke. In Königsberg saß der Luther der Philosophie, der den deutschen Gedanken von der Scholastik befreite und ihm die kritische Reform gab; in Jena und Weimar schufen die großen Dichter die künstlerischen Ideale, in denen der deutsche Geist seinen höchsten Ausdruck fand.

II.

Als Humboldt in diese stillen Musenrepubliken eintrat, befand er sich dort, in jenem für uns noch ausschließlich literarischen Zeitalter, auch im wahren Mittelpunkt des Vaterlandes. Denn dort war damals Deutschland; dort wurde die geistige Einheit der Nation gegründet. Es war Schiller, der ihn in die Mysterien

dieser nationalen Schöpfungen zog: er bezauberte ihn. Die Macht dieses einzigen Dichtergenies entsprang aus den leidenschaftlichen Schwingungen der beiden die Vereinigung suchenden Grundkräfte seiner Natur, des philosophischen Gedankens und der bildenden Phantasie. Zur Idee der Freiheit und Notwendigkeit erhebt er alles Zufällige, an die erhabensten Probleme des Geistes knüpft er alles Erscheinende der Sinnenwelt. Die ersten Freunde Humboldt's, Forster, Heyne und Wolf, stellten ihm die Menschheit nur in bedeutender Einseitigkeit dar: in Schiller aber erschien sie ihm als selbstthätige Energie in idealer Charaktergestalt. Er trat an ihn heran, ihm überlegen an geschultem Wissen, an classischer Bildung, an Genußfähigkeit; aber arm gegen ihn an Leidenschaft, an divinatorischem Blick, an Willens- und Schöpferkraft. Er liebte Schiller. Die Hoheit seiner Seele, welche alles Gemeine von sich entfernte, zog ihn magisch an; die Erhabenheit und herrschende Kraft seines Wesens war ihm zugleich ein ästhetisches und anthropologisches Problem. Das Reich der Ideen war auch Humboldt's Heimat. Der philosophische Trieb diente ihm als Schlüssel zu Schiller's pathologischer Natur, von der die seinige, trotz mancher Verwandtschaft, verschieden war. Denn nichts vom Martyrer, nichts vom Titanen lag in ihr so wenig als in der seines Bruders. Beide Humboldt waren privilegirte Lieblinge des Glücks, beiden boten sich Welt und Leben wie von selbst in reichster Fülle dar. Mit rastlosem Fleiß, doch ohne Kampf strebten sie beide ihren Idealen der Bildung nach. Hebe schien ihre Begleiterin zu sein von früher Jugend an. Sie waren beide so

jung bedeutend und fertig, daß es schwerer ist bei ihnen, als bei andern Geistern, ihre Entwickelungsstufen nachzuweisen. Rahel hat einmal von Wilhelm gesagt, daß er von keinem Alter sei, und Varnhagen, daß nicht die Zeiten in ihm hervortraten, sondern er nur in ihnen. Der Psychologe darf zweifeln, ob solche Krystallisation der Natur beneidenswert sei. Wie anders haben sich Lessing und Schiller, und auch der realistische Goethe doch in Drang und Sturm entwickelt.

Wilhelm trat zu Schiller in näheres Verhältniß als zu Goethe, der damals, schon in sich sicher gegründet, in heiterer Klarheit fest auf der Erde stand, während Schiller, an seinem Beruf noch zweifelnd, stets im unendlichen Proceß des Werdens und Neugestaltens begriffen war. Um seinetwillen zog Humboldt am Ende des Januar 1794 mit seiner Familie nach Jena. In demselben Jahre, als der folgenreiche Freundschaftsbund zwischen Goethe und Schiller geschlossen wurde, hatte auch er das unschätzbare Glück, ihr Freund zu werden. Da wurde er ein Zugehöriger unserer classischen Literatur. In ihren Werkstätten hat er mit inniger Anteilnahme und mit förderndem Urteil gesessen. Nebst Körner, mit dem er seit 1793 Freundschaft schloß, ist er einer ihrer authentischen Zeugen geworden. Er trug in sie hinüber das Urbild, die Maßstäbe und Kategorien der Griechen; er half die Gesetze und Formen feststellen, in denen unsere classische Dichtung ruht. In Schiller, dem er im Jahre 1792 seine Abhandlung über das Studium der Griechen geschickt hatte, fand er bereits den hellsten Enthusiasmus für das Antike vor, wie er ihn schon im Jahre 1788

in den „Göttern Griechenlands“ und im folgenden in den „Künstlern“ kund gegeben hatte. Humboldt zog ihn immer tiefer in den Hellenismus hinein, und an diesem stärkte sich die poetische Anschauung und Kraft Schiller's in ideeller und formaler Weise. Mit Humboldt hat der große Dichter auch das Gebiet der Sittenlehre Kant's durchwandert, und er verdankte wol dem Freunde manche Anregung in Bezug auf seine philosophische Ergründung des Wesens der Schönheit und der poetischen Kunstformen, wodurch er die Aesthetik Kant's erweitert hat. Man weiß, wie sich Goethe über Schiller's Verirrung in die Speculation tadelnd äußerte, und später zieh sich Humboldt selbst, als er seinen Briefwechsel mit diesem herausgab, gegen Körner der Schuld, ihm auf dem philosophischen Wege zu sehr gefolgt zu sein und ihn darin bestärkt zu haben. Diesen Vorwurf haben andere, wie Schwab in seinem Leben des Dichters, wiederholt. Es ist aber wol richtig, was Hettner geurteilt hat: „nur wer keinen Begriff hat von dem tiefen Gedankenleben Schiller's, kann dessen geschichtliche und philosophische Epoche beklagen.“ Auch war es doch wieder Humboldt, der, wie seine Briefe an ihn beweisen, den Dichter zu sich selbst zurückgeführt hat. Als Psycholog hat er ihm seine für das Drama geschaffene Natur ausgelegt. Ohne Humboldt's Einfluß würde sich dieser kaum so mutig zu der neuen Laufbahn entschlossen haben, die er mit dem Riesenwurf des „Wallenstein“ begann. Seinen „Richter und Ratgeber“ hat ihn Schiller genannt.

Die Jenaer Epoche war für Wilhelm selbst die hohe Schule des Ideals. Der Verkehr mit den großen

Schöpfern unserer Literatur hat ihn für die eigenen Aufgaben seiner Zukunft reif gemacht. Nach Schiller's Tode schrieb er aus Rom an Wolf: „Ich kann wol behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe." Diese Zeit währte bis 1797, einen Aufenthalt in Tegel und Berlin abgerechnet, wo sich Wilhelm vom Juli 1795 bis zum Ende October 1796 bei seiner kranken Mutter befand.

Unterdessen hatte Alexander seinen empirisch wissenschaftlichen Lebensweg genommen. Seit dem Sommer 1790 studirte er auf der Handelsakademie in Hamburg, von wo aus er zu Klopstock, Voß und Claudius, und zu Christian von Stolberg in Beziehung trat. Im Juni 1791 bezog er die Bergakademie in Freiberg, unter Werner sich praktisch auszubilden, und dort schloß er Freundschaft mit Karl Freiesleben und Leopold von Buch. Nachdem er im April 1792 zu Berlin in den Staatsdienst getreten war, wurde er bald darauf Oberbergmeister in Baireuth. Die eben erst preußisch gewordenen Lande Frankens verwaltete damals Hardenberg, und mit diesem künftigen Staatskanzler Preußens und Rivalen seines Bruders Wilhelm trat Alexander in freundschaftlichen Verkehr. Nach Berlin im Jahre 1794 zurückgekehrt, bereiste er als Regierungscommissar das neue polnische Preußen. Diplomatische Aufträge Hardenberg's riefen ihn sogar in das Hauptquartier Möllendorf's am Rhein. Dann durchwanderte er im August 1795 Oberitalien und mit Freiesleben den Schweizer Jura, besuchte heimkehrend Rastatt, als dort der Congreß tagte, und kam im April 1796 nach Baireuth zurück.

Die junge Französische Republik hatte den Krieg und ihr Freiheitsbanner schon in die Nachbarländer getragen; im Frieden zu Basel, am 5. April 1795, hatte die preußische Regierung (ihr Diplomat war daselbst Hardenberg) mit dem linken Rheinufer sich die schmachvolle Neutralität erkauft. Oesterreich stand im Jahre 1796 dem Angriff der französischen Heere unter Jourdan und Moreau allein gegenüber. Da wurde der junge Humboldt von Hardenberg zu Moreau nach Württemberg geschickt, den preußischen Besitzungen in Franken die Neutralität zu sichern, und er entledigte sich, wie es scheint, mit diplomatischem Geschick einer Aufgabe, die, wie er an Freiesleben schrieb, seiner Natur entgegenlief.

Am 14. November 1796 starb in Berlin die edle Mutter der Brüder. Keiner von ihnen war Zeuge ihres Todes. Dies Ereigniß entschied die Zukunft der nun unabhängig gewordenen Humboldt. Auch Alexander wollte sich jetzt vom Staatsdienste lösen, seine Sehnsucht nach der Ferne befriedigen, die Welt durchforschen, der großen Natur ins Angesicht sehen; dem Genius der Wissenschaft allein wollte er sein Leben widmen.

Zuerst ging er nach Jena. Doch war er schon früher von Baireuth aus mehrmals dort gewesen. Zu Goethe, der im Jahre 1790 die Metamorphose der Pflanzen geschrieben hatte, auch zu Karl August und seinem Hofe, hatte ihn die Naturwissenschaft in Verbindung gebracht. Selbst für Schiller's „Horen" schrieb er im Jahre 1795 den „Rhodischen Genius", ein symbolisch-mystisches Opfer, von dem großen Empiriker niedergelegt auf den Musenaltar des Vaterlandes. Mit Wilhelm nahm auch er an

den Problemen teil, welche die Berührung so ausgezeichneter Geister erregte, als sich im Jahre 1797 in Jena vereinigten, wo Schütz, Niethammer und Hufeland und auch noch Fichte lehrten, und die beiden Schlegel, die Gründer der romantischen Schule, sich einfanden, während in Weimar Wieland und der geniale Herder lebten. Mit Herder freilich scheinen beide Humboldt kein vertrautes Verhältniß gehabt zu haben; aber in edler Weise hat ihn einmal Wilhelm gegen die excentrischen Angriffe Wolf's in Schutz genommen. Auf jene Tage, auf die anregende Erscheinung der beiden Brüder, die von Genie und Beredsamkeit, von Witz und Humor sprühten, hat Goethe noch spät mit Freude geblickt, als auf einen seiner „lichtesten Lebenspunkte". Und auch Alexander schrieb noch im Jahre 1825 an ihn: „Beide Humboldt gehören Ihnen an, und der Stolz ihres Lebens war es, Ihren Beifall sich erworben zu haben." Es waren die an geselligem Gehalt reichsten Zeiten jener Colonie großer Geister; schmerzlich hat der bald vereinsamende Schiller sie zurückgesehnt.

In rastloser Thätigkeit setzte Alexander dort seine Fachstudien fort. Mit ihm hörte auch sein Bruder im Frühjahr 1797 Anatomie bei Loder. Gleiche Empfänglichkeit und dichterisch zu nennende Begeisterung für alles Große und Schöne, für alles menschlich Bedeutende, gleiche vorurteilslose Denkart vereinigte dies seltene Brüderpaar. Auf demselben classischen Grunde ruhte ihre Bildung, und selbst in ihren Mängeln erschienen sie verwandt; denn beiden war der Sinn für Musik versagt. Nach Universalität des Wissens strebten sie beide; es war noch die

Zeit für diese, wie in der Epoche Winckelmann's und jener des Leibniz und Bayle; mit den Humboldt aber ist sie zu Grabe gegangen. Heute hat die notwendige Arbeitsteilung den Stempel des Specialfachs fest auf die Stirn und auf den Stil des Gelehrten gedrückt, und mit hochmütiger Einseitigkeit verachtet er meist das humane Talent, welches über das Fach hinausstrebt.

Die Periode Jena's schloß für die Humboldt am 24. April 1797. Ihre Denkmäler sind: Wilhelm's Briefwechsel mit Goethe und Schiller, seine ersten Uebersetzungen aus Pindar und Aeschylus, Aufsätze in den Horen über den Geschlechtsunterschied, und über männliche und weibliche Form, seine Abhandlung über Jacobi's Woldemar, seine Schrift über Hermann und Dorothea. Mitlebend hatte er seit 1793 entstehen sehen: Reineke Fuchs, die venetianischen Epigramme, die Unterhaltungen der Ausgewanderten, Wilhelm Meister, die Xenien, Alexis und Dora, Hermann und Dorothea, die Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen, die Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung, und die glänzende Reihe von Schöpfungen didactischer Lyrik seines herrlichen Freundes, in den Horen und im Musenalmanach. Wenn nun jene Periode in ihrem Geist und Sinn erweiternden Einfluß nachhaltiger auf Wilhelm gewirkt hat, so hat die Berührung mit jenen classischen Geistern auch in Alexander eine lichte Spur zurückgelassen. Sie ist sichtbar in dem dichterischen Anhauch seiner Schriften, in dem Bemühen nach Classicität des Stils und einer ästhetisch-künstlerischen Form, in der klaren Größe, womit er die Objecte der Natur anzuschauen weiß. Ein geistreicher Mitarbeiter der

von Karl Bruhns herausgegebenen Biographie Alexander's hat nachgewiesen, daß die ästhetische Conception des Kosmos den Ideenkreisen Goethe's und Herder's parallel war.

III.

Nachdem die Brüder ihren Durchgang durch alle bedeutenden literarischen Gebiete Deutschlands genommen hatten, wollten sie das Ausland sehen. Alexander war damals der minder ziellose; denn eine große Leidenschaft, eine bestimmte Wissenschaft zog Schranken um ihn her. Dagegen blieb sein Bruder noch auf die grenzenlose Weite der Bildung überhaupt gerichtet, und obwol im Besitz des edelsten Familienglücks war er heimatlos. An keinen festen Wohnsitz mehr wollte er sich binden, soviel als nur immer möglich wollte er sehen, wissen und prüfen. „Ich möchte, wenn ich gehen muß, so wenig als möglich hinterlassen, das ich nicht mit mir in Berührung gesetzt hätte": so schrieb er an Schiller; und in seinem Gedicht „In der Sierra Morena" sagt er:

Denn wer die meisten Gestalten der vielfach umwohneten Erde,
Die er vergleichend ersah, trägt im bewegenden Sinn,
Wem sie die glühende Brust mit der fruchtbarsten Fülle durchwirken,
Der hat des Lebens Quell tiefer und voller geschöpft.

Der Pol seiner Neigung wies in das classische Altertum nach Italien, und dasselbe Land reizte auch Alexander, zumal der Vulcane wegen. Erst ging die vereinigte Familie zu Körner nach Dresden, dann nach Wien. Aber der junge Napoleon Bonaparte hatte seine Heldenlauf=

bahn in Oberitalien begonnen, und dahin konnten die Brüder nicht mehr reisen. Sie trennten sich in Salzburg, im October 1797. Statt nach Rom, nahm Wilhelm seinen Weg über München und die Schweiz nach Paris, während Alexander mit Leopold von Buch das Salzkammergut wissenschaftlich bereiste. Fünf Monate lang blieb er in Salzburg. Ungeduld quälte ihn. Der tolle Sonderling Lord Bristol hatte ihn eingeladen, ihn nach Aegypten zu begleiten, und Alexander machte sich im April 1798 nach Paris auf, wo er sich zu dieser Reise ausrüsten wollte. Es ist merkwürdig, daß auch diesen Reiseplan derselbe glanzvoll aufsteigende Genius der Zeit durchkreuzte. Denn Lord Bristol ward in Mailand verhaftet, und Bonaparte unternahm im Mai 1798 seine Expedition nach Aegypten im großen geschichtlichen Stil, von den ersten Gelehrten Frankreichs begleitet. Beide Zeitgenossen, Napoleon und Humboldt, waren in demselben Jahre 1769 geboren; nur einen Monat betrug der Unterschied ihres Alters.

Alexander fand das Haus seines Bruders in Paris von geistreicher Gesellschaft belebt: Gelehrte wie St. Croix, Corai, Chardon de la Rochette und Millin, die Staël, Benjamin Constant, der Maler David, der Graf Schlabrendorf, Brinckmann u. A. versammelten sich hier. Wilhelm war noch kein Mann von Ruf, aber seine großen deutschen Freunde Goethe und Schiller, der Ehrenbürger der Französischen Republik, waren in gebildeten pariser Kreisen gefeiert, und sein Bruder Alexander hatte längst durch seine Schriften die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt erregt. Aber auch Wilhelm's hohe Bildung machte

sich geltend, und sein geselliges Talent teilte mit ihm und erhöhte die geistreiche Gattin.

So fanden sich beide Brüder aus den stillen Asylen der deutschen Ideenwelt in das lärmende Paris versetzt, wo die ungeheuersten Schicksale Europa's sich zubereiteten. Es ist für das kühl ablehnende, mitleidenschaftlose Wesen Wilhelm's bezeichnend, daß er dort im Brennpunkt aller politischen Ideen der Zeit, auf dem noch glühenden Boden der Revolution, die Abstractionskraft besaß, sich in die ästhetische Beurteilung des Gedichts „Hermann und Dorothea" zu vertiefen, welches Goethe vollendet hatte, ehe noch die Humboldt Jena verließen. Es gab selten Menschen, auf deren Natur die Außenwelt so wenig bestimmende Macht hatte als auf Wilhelm von Humboldt; denn immer stand er ihr in vornehmer Geistesfreiheit gegenüber. Kein Deutscher war in der Fremde mehr deutsch, als Humboldt in Paris. Wenn Challemel-Lacour in seinem Essay über Wilhelm von Humboldt (La Philosophie individualiste, Paris 1864) die irrige Behauptung machte, daß derselbe damals „zum Pariser in Paris geworden war", so hat er doch hinzugefügt: sans cesser jamais de sentir et de penser à l'allemande. Dem französischen Nationalgeist, den er als Anthropolog beobachtete, trat er entgegen mit dem überlegenen Bewußtsein aller Herrlichkeit, Höhe und Tiefe des deutschen Geistes, aus dessen Werkstätten er eben gekommen war. Gleich Schiller hatte auch ihn der Gang der Französischen Revolution enttäuscht, so daß er sich vom Glauben an ihre humanen Ziele hinwegwendete. Nur der einsame Denker Kant war durch die Gräuel der Schreckensherrschaft nicht beirrt

worden: in derselben Zeit, als die Humboldt sich in Paris befanden, sprach er in seinem „Streit der Facultäten" offen seine Bewunderung der Französischen Revolution aus, und er bekannte, daß er von der dereinstigen Erreichbarkeit ihrer nie mehr aus der Welt verlierbaren Ideale in einer freien, den Angriffskrieg ausschließenden Verfassung gereifter Völker fest überzeugt sei.

„Unser Freund Humboldt", so schrieb Schiller an Goethe, „bleibt mitten in dem neugeschaffenen Paris seiner alten Deutschheit getreu, und scheint nichts als die äußere Umgebung verändert zu haben. Es ist mit einer gewissen Art zu philosophiren und zu empfinden wie mit einer gewissen Religion: sie schneidet ab von außen und isolirt, indem sie von innen die Innigkeit vermehrt." So urteilte Schiller am 29. December 1797, und Humboldt selbst sprach sich von Paris her am 18. März 1799 so zu Goethe aus: „Wie Sie die Beschränktheit meiner Natur kennen, müssen Sie fühlen, daß mir alles, was mich außerhalb Deutschlands umgeben kann, doch immer heterogen bleibt, und was mich an Deutschland knüpft, was ist das anders, als was ich aus dem Leben mit Ihnen, mit Schiller, mit dem Kreise schöpfte, dem ich nun schon beinahe zwei Jahre entrissen bin. Wer sich mit Philosophie und Kunst beschäftigt, gehört seinem Vaterlande eigentümlicher als ein anderer an, dies habe ich auch hier an Alexander und an mir erfahren. Ich war vielleicht eben so gern, vielleicht noch lieber in Paris, allein er war unendlich weniger fremd hier."

Goethe hatte gefürchtet, daß Humboldt's Entfernung ihm und Schiller seinen „theoretischen Beistand" entziehen

werde, er war daher von seiner Arbeit über Hermann und Dorothea, wenn auch nicht befriedigt, so doch freudig überrascht, und sicherlich konnte er keinen stärkern Beweis von Humboldt's Liebe zu ihm und von seinem unauflöslichen Zusammenhange mit den Idealen Weimar's empfangen. Der dunkle und schwerfällige Stil der langen Abhandlung schreckte Körner ab, und schreckt auch heute den Leser ab. Hettner rühmt ihren tiefen künstlerischen Gehalt, und Gervinus urteilte, daß sie und Wilhelm's Vorerinnerung zu dem Briefwechsel mit Schiller die zwei schönsten Denkmale bilden, die unsern beiden Dichtern mit gleicher und parteiloser Liebe gesetzt sind.

Am 13. November 1798 schrieb Wilhelm an Körner, daß ihn, die Kunstwerke abgerechnet, nachdem der Reiz der Neuheit befriedigt sei, in Paris nichts mehr fesseln könne. „Vor allem aber muß man sich vor Erinnerungen verwahren; wenn ich lebhaft an die Abende in Ihrem Hause denke, an den Umgang mit Schiller, ja nur an einen Spaziergang in einer schönen und eigentümlichen Natur, so befällt mich eine Sehnsucht, die, wenn man sich ihr überließe, einen unmittelbar mitten in Deutschland zurückführte."

In derselben Zeit klagte er in einem Briefe an Wolf über seine Oede in Paris, wo er fern sei vom „Schalle germanischer Rede". „In der That wird man hier der Herz- und Kraftlosigkeit sehr müde, und ich bleibe noch immer dabei, daß, so manches Interessante ich auch hier für meine Neugierde antreffe, der einzige Genuß meiner bessern Kräfte doch immer ein erhöhteres und durch den Contrast selbst lebendigeres Bewußtsein der volleren und kräftigeren Deutschen Natur bleibe."

Doch beschäftigt mit philologischen Arbeiten in der Nationalbibliothek, und mit dem Studium des französischen Theaters, worüber er an Goethe berichtete, blieb er noch in Paris, während Alexander mit Gelehrten, wie Lagrange, Cuvier, Lalande, Delambre und Jussieu, rastlos arbeitete, und am 1. Juli 1798 eine Abhandlung im Nationalinstitut las. Seine Reiseplane aber scheiterten. Die Expedition in die Südsee unter dem Capitän Baudin, wozu ihn das französische Directorium eingeladen hatte, unterblieb. Entschlossen, auf jede Weise in die Welt hinauszukommen, ging er am 20. October 1798 nach Marseille. Von hier wollte er nach Afrika übersetzen: doch auch dies zerschlug sich. Da brach er am Ende des December 1798 mit seinem Freunde Bonpland von Marseille nach Spanien auf. Im Februar 1799 erreichten sie Madrid. Hier erhielt Humboldt, vom sächsischen Gesandten Forell unterstützt, die Erlaubniß der Regierung, das spanische Amerika wissenschaftlich zu durchforschen. Ein junger Privatmann, nur mit eigenen Mitteln ausgerüstet, seinem Genie allein vertrauend, wissenschaftlich glänzend vorbereitet, verließ er am Schlusse des Jahrhunderts, am Vorabend der größesten Erschütterungen Europa's, diesen Erdteil. Am 5. Juni 1799 segelte er mit Bonpland von Coruña in den Ocean hinaus:

Die Welt der Welt tiefspähend abzuringen.

In seiner Kindheit zu Tegel hatte er mit Entzücken den Erzählungen von den Fahrten des Vasco Nuñez de Balboa gelauscht, und jetzt fand er sich selbst auf einer Fregatte, die den Namen Pizarro trug. Seine kühnen Wanderungen in Südamerika, dessen dunkle Gebiete er

der wissenschaftlichen Kenntniß erschloß, haben spätere Bewunderer vermocht, ihn einen zweiten Columbus zu nennen, und selbst Karl Ritter hat ihn den „wissenschaftlichen Wiederentdecker" der Neuen Welt genannt. Im richtigen Verhältniß der Zeiten und Menschen, und des in ihnen bedeutend Gewirkten, ist eine große wissenschaftliche Forschung in hervorragender Weise eine geschichtliche That, wie es auch in unserer Zeit die Reisen kühner Männer, eines Barth, Livingstone, Schweinfurth, Stanley u. A. gewesen sind. Die Reise in Amerika ist die große That Alexander's von Humboldt. Auf ihr hat sich, als auf einer Basis von Granit, das ganze reiche Leben dieses wunderbaren Mannes aufgebaut. Sie hat eine Revolution in allen kosmischen Wissenschaften hervorgebracht. Mit ahnendem Geist erkannte Goethe die Bedeutung des großen Unternehmens seines jungen Freundes, denn am 26. Mai 1799 schrieb er an Wilhelm: „bei seinem Genie, seinem Talent, seiner Thätigkeit ist der Vorteil seiner Reise für die Wissenschaften ganz incalculabel, ja man kann behaupten, daß er über die Schätze, deren Gewinnst ihm bevorsteht, künftig dereinst selbst erstaunen wird."

Am 19. Juni landete Alexander in Santa Cruz auf Teneriffa, am 16. Juli betrat er zu Cumana die Neue Welt.

IV.

Wilhelm unterdeß war durch Briefe des Bruders aus Spanien angeregt, dieses Land und „eine südliche Natur wenigstens zu sehen", da ihm der Krieg Italien versperrt hielt. Sein Zweck war, wie er an Wolf schrieb, Menschen

und Nationen kennen zu lernen. Im August reiste er mit seiner Familie nach Madrid und weiter bis Cadix. Im April 1800 traf er wieder in Paris ein, wo indeß durch den Staatsstreich am 18. Brumaire der von Aegypten zurückgekehrte Bonaparte zur Gewalt aufgestiegen war. Seine Reise, ein ästhetischer Spaziergang durch Altspanien, während sein Bruder Neuspanien jenseits des Oceans durchforschte, brachte ihm als Frucht die Reiseskizzen aus Biscaja, die Schilderung des Monserrat (für Goethe gemacht), künstlerische und literarische Studien, Gedichte wie „In der Sierra Morena“, und endlich als bleibenden Gewinn seine durch die Kenntniß des Baskischen entschiedene Richtung auf die Philosophie der Sprache, dasjenige Gebiet, auf welchem sein Genius schöpferisch zu sein vermochte. „Ich fühle“, so schrieb er am 20. December 1799 an Wolf aus Madrid, „daß ich mich künftig noch ausschließlicher dem Sprachstudium widmen werde, und daß eine gründliche und philosophisch angestellte Vergleichung mehrerer Sprachen eine Arbeit ist, der meine Schultern nach einigen Jahren ernstlichen Studiums vielleicht gewachsen sein können.“

Diese Richtung ward in ihm so fest, daß er im Herbste 1800 nochmals die baskischen Länder besuchte. Dann arbeitete er wieder in Paris bis zum Sommer 1801, wo er nach Deutschland zurückging. Um viele Erfahrungen nannte er sich bereichert; er hatte Liebe für die französische Nation gewonnen, und seine Achtung für sie war „gar sehr gestiegen“. Sein Aufenthalt in Paris machte „in seinem Denken Epoche“.

Er sah erst die Freunde in Weimar und Jena wieder,

und kehrte dann nach Tegel und Berlin zurück. Der politische Zustand Preußens war damals so kläglich, daß er seinen Bruder glücklich preisen konnte, weil er von Europa fern in der großen Urwelt bestimmte Zwecke der Wissenschaft verfolgte. Er selbst hatte solche noch nicht gefaßt; in Apragmosyne schien er seinen idealen Genüssen auch weiter sich hingeben zu wollen. Aber er fühlte doch das Ungenügen solcher Existenz; und schon in Paris hatte er an Körner eingestanden, daß es eine Ungunst der Natur gewesen sei, ihm keine entschiedene Richtung zu einem Beruf gegeben zu haben. „Ich habe an Genuß gewonnen, da aber Glückseligkeit nur aus gelingender Thätigkeit entspringt, an Glück, wie ich auch sehr lebhaft fühle, beträchtlich verloren." Die pariser Epoche hatte ihn indeß aus dem Banne Jena's und Weimar's befreit. Von der Gefahr dorthin zurückzukehren und nur als kundigster Interpret der Hohenpriester Goethe und Schiller im Musentempel weiter zu dienen, oder die contemplative Richtung in Jena und Auleben fortzusetzen, auch davon befreite ihn sein Glück. Uhden, der preußische Resident am päpstlichen Hofe, verließ seinen Posten, und der König Friedrich Wilhelm III. gab ihn an Humboldt, der diese Gunst suchte und mit Entzücken ergriff. So gelangte er in glänzender Weise zur Erfüllung seines italienischen Reiseplans, den er schon seit Jahren mit Goethe und Schiller besprochen hatte. „Die Lust zu reisen, und die immer größere Schwierigkeit, dies durch bloße Privatmittel durchzusetzen, hat mich zu den Geschäften zurückgeführt." So schrieb er aus Tegel am 18. Juni 1802 an Körner. Sein Lebensbeschreiber Haym aber bemerkt:

„was sich Winckelmann mühsam hatte erringen müssen, was Goethe erst erlangte, nachdem die Sehnsucht zur Krankheit sich gesteigert hatte, das ward Humboldt als ein reines, volles und reifes Glück in den Schoos geworfen."

In der ersten Blüte des Mannesalters, in bevorzugter Stellung kam er in das herrliche Land, nach welchem seit den Gotenzeiten sich die Deutschen sehnen, und das sie fortdauernd, nicht mehr durch Waffen aber wol durch Geistesarbeit als eine zweite ideale Heimat sich zu erobern wie vom Schicksal berufen sind. So glänzend wie sein Bruder für die neue, war Wilhelm für die antike Welt vorbereitet. Sein Amt in Rom war zugleich die Brücke, die ihn wieder mit der Praxis des Staats verband, und wie manchem seiner preußischen Nachfolger, verstattete es ihm eine privilegirte Muße der Studien. Sein Glück erhöhte die geistvolle Gemalin, welche jene begriff, ja sogar teilte (sie las mit ihm griechisch), und die für die bildende Kunst ein lebhaftes Gefühl und ein im Louvre und Escurial gebildetes Verständniß besaß.

Ueber Weimar, wo er Goethe, den alten Freund Italien's und Rom's, und Schiller (diesen zum letzten Mal) wiedersah, reiste Humboldt nach Italien. Am 25. November 1802 traf er in Rom ein. Alexander, der von der glücklichen Wendung im Leben seines Bruders noch nicht unterrichtet sein konnte, befand sich in diesem Augenblick in Lima. An demselben Tage, da Wilhelm durch die Porta del Popolo in das alte Rom einzog, schrieb jener an Delambre von seinen Wanderungen zum Ama=

zonenfluß, zu den Anden, nach Truxillo und dem Palast Atahualpa's. Er schloß mit den Worten: „Ich denke an nichts als die Manuscripte zu bewahren, die ich besitze, und sie zu publiciren; ich werde Sie, so hoffe ich, im September und October 1803 in Paris umarmen. Wie sehne ich mich in Paris zu sein." An demselben 25. November 1802 schrieb er aus Lima auch an seinen Bruder, und er meldete ihm, daß er den Chimborazo erstiegen habe.

In der Villa di Malta, dann in der Via Gregoriana richtete sich Wilhelm seine Wohnstätte ein. Rom war damals noch die Stadt Winckelmann's und Gibbon's, Alfieri's und Goethe's. Ausgrabungen nach großem System wurden erst unter Pius VII. gemacht. Aber die lange Ruhezeit, in welcher die Päpste als sorglose Herrscher die Stadt mit Gebäuden und Museen erfüllt hatten, war eben abgelaufen. Auch Rom hatte der Wirbelwind der Revolution ergriffen. Im französischen Exil war Pius VI. gestorben, als Schützling Oesterreichs zu Venedig sein Nachfolger erwählt worden. Im Juli 1801 hatte Pius VII. mit dem neuen Gewalthaber Frankreichs das Concordat geschlossen und dann die Ordnung des geschmälerten Kirchenstaats begonnen. In diesem Zustande ohnmächtiger Sammlung und banger Furcht fand Humboldt das päpstliche Rom, und hier umfaßte sein Aufenthalt gerade die Pause, welche Napoleon dem Papsttum noch bis zur äußersten Katastrophe vergönnte.

Mit offenen Armen empfing man den Vertreter einer zwar ketzerischen, aber toleranten Macht, welche, wenn sie auch augenblicklich die Achtung der Welt verloren hatte,

doch der natürliche Feind des neuen Frankreichs und der Gegner jedes politischen Umsturzes war. Der vorsichtige Humboldt wurde bald in allen Kreisen der römischen Gesellschaft beliebt, und sein Haus einer ihrer gesuchtesten Mittelpunkte. Das Concordat hatte scheinbar Rom den alten Frieden und die kosmopolitische Luft zurückgegeben. Die Gesellschaft zwar, die sich auf dieser verödeten Weltbühne bewegte, war schattenhaft und einseitig, und Humboldt verwunderte sich über den Adel Rom's, der in ererbten Palästen unter den bestaubten Stammbäumen der Ahnen in Trägheit vegetirte. In den Salons der Cardinäle lebte nicht mehr der feine Geist der Zeiten des Ottobuoni und Bernis, noch in denen der Diplomaten jener des nun gealterten Ritters Azara, des Freundes von Mengs. Andere Aufgaben beschäftigten den klugen Consalvi, als ehedem die Cardinäle Polignac und Albani; nur der einzige Cardinal Borgia war noch ein Pfleger der Wissenschaften. Doch gab es bedeutende Menschen genug in Rom, und ausgezeichnete Fremde. Humboldt sah in seinem Hause die Frau von Staël (sie hat ihn in der „Corinna" gepriesen) und Wilhelm von Schlegel, Friederike Brun, Tiedge, Schinkel, Rumohr und Fernow, Lucian Bonaparte, Sismondi und Paul Louis Courier. Die antiquarischen Interessen herrschten in Rom wie immer vor, und gerade die Päpste dieser Periode des Sturzes hatten die vaticanischen Museen gegründet. Winckelmann's Epigonen waren damals die hervorragenden Gelehrten Marini, De Rossi, Fea und Zoëga. Visconti aber befand sich schon seit 1800 in Paris. Agincourt lebte und arbeitete in Rom, und neben Canova nahm der vom

hellenischen Geist angehauchte Thorwaldsen seinen herrlichen Aufschwung. Im Jahre 1804 erschien auch der junge Rauch. Er befreundete sich innig mit dem Humboldtischen Hause. Einst, nachdem auch Wilhelm seine großen Dienste dem Vaterlande geleistet hatte, sollte gerade dieser Freund aus römischen Tagen den Ruhm Deutschlands in monumentalen Werken verherrlichen. Von nahmhaften deutschen Künstlern — Carstens war bereits gestorben — lebten in Rom Angelica Kaufmann, Reinhard, Koch, Gmelin und Schick, und sie verehrten in Humboldt's kunstsinniger Gemalin die Beförderin ihrer Thätigkeit.

Im Schatten der Monumente Rom's, in den sonnigen Landschaften Latium's, wo die Seele zugleich Raum findet für die Stimmung Theokrit's, Virgil's, des Pindar, des Aeschylus und Homer, schwelgte Humboldt wie in seiner wahren Geistesheimat. Die ewige Stadt bot ihm die ersehnte Einsamkeit in classischer Form dar. Begierig aß er vom Lotos Rom's. Er verliebte sich in die ruinenhafte Verwilderung des Mittelpunkts der Alten Welt, selbst in die anarchische Verkommenheit des Römervolkes. Wenn noch Thiers in unsern Tagen aus politischer Doctrin so verblendet war, daß er den Römern die Berechtigung zum modernen Dasein absprach und von ihnen verlangte, als fossil gewordene Opfer der Größe des Papsttums in ihrem historischen Museum so fort zu dauern, so verführte der Enthusiasmus für die Größe des Altertums Humboldt dazu, das lebendige Geschlecht der Römer nur als Staffage antiker Trümmer gelten zu lassen. Heute, wo die ewige Stadt ihre Erlösung aus dem Banne des einen

wie des andern Schicksals, des Altertums wie des Papsttums, endlich erlangt hat, erscheint, was Humboldt im Jahre 1804 an Goethe schrieb, doppelt grell: „Ich kenne für mich nur noch zwei schreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Mensch Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die 72 Cardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie, und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr wert ist als das ganze Geschlecht."

V.

Humboldt teilte noch die Ansicht Schelling's, daß das classische Altertum ein Trümmer eines ursprünglich höheren Menschengeschlechts sei. An Wolf schrieb er aus Rom: „Unsere neue Welt ist eigentlich gar keine; sie besteht blos in einer Sehnsucht nach der vormaligen, und einem ungewissen Tappen nach einer zunächst zu bildenden." Wenn solche Aussprüche, für sich allein hingestellt und dem Zusammenhange der geistigen Strömung jener Zeit entrissen, uns heute schon als eine romantische Altertumsschwärmerei erscheinen, so vergesse man nicht, daß diese begeisterte Empfindung des Antiken der Grundton aller humanen und künstlerischen Anschauung jener deutschen Renaissanceepoche gewesen ist. Unmittelbar und lebendiger in seiner Geschichtlichkeit war der Enthusiasmus für das Altertum der ersten Humanisten Italiens, des Petrarca und Cola di Rienzo, des Poggio, Valla und Pomponius Letus, von

den großen Künstlern nicht zu reden; aber wissenschaftlich und philosophisch vertiefter war dieser in heißen Schmerzen nachgeborne Idealismus der Deutschen, der in Winckelmann und Lessing die Begründer der Kunstgeschichte und der Kunsttheorie, in Heyne und Wolf die Schöpfer der Altertumswissenschaft, in Goethe und Schiller die großen Dichter erzeugte, welche den sentimentalen Gehalt moderner Poesie mit dem classischen Kunstideal der Hellenen verbunden haben.

Niemand hat das innerste Verhältniß des deutschen Geistes zur Antike treffender erfaßt als Friedrich August Wolf in seiner an Goethe gerichteten Vorrede zum Museum der Altertumswissenschaft. „Ihr Wort und Ansehen, würdigster unsrer Edlen, helfe hinfort uns kräftig wehren, daß nicht durch unheilige Hände dem Vaterlande das Palladium dieser Kenntnisse (des Altertums) entrissen werde; wie wir denn gegründete Hoffnung hegen, daran ein unverlierbares Erbgut für die Nachkommen zu bewahren. Wo auch der Grund zu suchen sei, in der Natur unserer Sprache, oder in Verwandtschaft eines unserer Urstämme mit dem hellenischen, oder wo sonst etwa: wir Deutschen nach so manchen Verbildungen stimmen am willigsten unter den Neuern in die Weisen des griechischen Gesanges und Vortrages.“ So hatte sich damals die bange Ahnung des Humanisten Paul Jovius im 16. Jahrhundert erfüllt, daß die Deutschen einst das Palladium der antiken Musen dem „ausgebrannten Griechenland“ und dem „entschlummerten Italien“ entreißen würden.

Humboldt nun war von dem Renaissancegefühl so tief durchdrungen, wie nur immer einer seiner großen

deutschen Zeitgenossen; aber man wird auch in seinen Schriften finden, daß er sich ganz klar bewußt blieb, daß und warum er mit seiner ganzen Zeit das Altertum idealischer ansah, als es wirklich gewesen war. Diese, man könnte sagen, sentimental-ideale Verklärung Rom's durch die Nachwelt hat er in seinem späten Aufsatz über den zweiten römischen Aufenthalt Goethe's in der tiefsinnigsten Weise ausgedrückt. Auch in seiner Einleitung in die Kawi-Sprache findet er den Vorzug der antiken Menschheit nicht sowol in den Gestalten des Lebens selbst, als in dem wundervollen Lichte, das sich bei ihnen über sie ergoß, und uns ein idealisch wirkendes Bild erhöhter Menschennatur zurückließ.

Humboldt lernte Rom und die Römer nach allen Richtungen kennen, aber er versenkte sich nicht in locale Studien. Sein Genuß war, die „Totalität der Römergeschichte im Kopf", in der ewigen Stadt umherzugehen. Die classische Atmosphäre, die er atmete, und die Spiegelung der antiken Welt in ihr befriedigten ihn. Aehnlich wie Humboldt würde Schiller Rom gesehen haben, obwol er eine historische Ader besaß und sich vornahm, im Alter eine römische Geschichte zu schreiben, als ob dies die geeignete Lebenszeit für solche Aufgabe sei. Humboldt vertiefte sich in das Studium der Sprachen — alles, was er trieb, auch Pindar, war Sprachstudium. „Ich glaube die Kunst entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das Höchste und Tiefste, und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren, und ich vertiefe mich immer mehr und mehr in dieser Ansicht." So schrieb er aus Rom an Wolf. Er las die Römer in

Rom, auch die Italiener, obwol die geheimnißvolle Welt Dante's ihm ferne lag, wie das ganze noch kaum entdeckte Mittelalter und wie die ganze christliche Civilisation, nicht sowol weil ihn als Deisten der Aufklärungszeit das dogmatische Christentum stets gleichgiltig ließ, sondern weil ihm jene farblos und barbarisch erschien. Er fuhr jetzt in seinen Uebersetzungen des Pindar und des Agamemnon fort, und dafür bot der Aether Rom's ihm eine verwandtere Atmosphäre dar, als die Luft in Paris für Hermann und Dorothea. Er dichtete Sonette — ein Ueberschuß der Phantasie gab ihm Kraft genug, in diese immer bereiten Stilgefäße Gedanken, wie in ein Tagebuch, niederzulegen; und diese sind es, welche seinen Sonetten (sie gehören schwerlich alle der Zeit seines Alters an) noch heute einen hohen Wert verleihen, den selbst die mangelhafte Form kaum mindert. Denn der feinste Kenner der antiken Sprache und ihrer Prosodie bewies, daß der künstlerische Sprachrhythmus nicht durch grammatische Erkenntniß, sondern allein durch die musikalische Schwingung des lautenden Gefühls erzeugt wird, zu der auch der geistvollste Philolog nimmer gelangt, wenn sie ihm die Natur versagt hat. So reich an Gedanken, und so unkünstlerisch im Ausdruck ist auch Humboldt's bekannteste Elegie „Rom", — ein didaktisches Culturgedicht, welches, wie ähnliche der Schlegel, aus der philosophischen Lyrik Schiller's hervorgegangen war.

In dies genußreiche Leben classischer Muße des kaum beschäftigten Diplomaten sollte nun, da Wilhelm durch den Tod seines großen Freundes Schiller, durch den Verlust seines ältesten Sohnes und die Krankheit seiner Ge=

malin niedergebeugt war, plötzlich sein Bruder Alexander eintreten, wie ein Held heimgekehrt aus siegreichen Feldzügen der Wissenschaft in transatlantischen Zonen.

VI.

Am 3. August 1804 war Alexander in Bordeaux gelandet, am 7. in Paris eingetroffen, und hier von seiner Schwägerin begrüßt worden, welche ihrer Gesundheit wegen Rom hatte verlassen müssen. Er fand die alte Welt als geschichtlich neue wieder: sie lag zu Füßen desselben Bonaparte, der sich noch in Aegypten befunden hatte, als er selbst nach Amerika gesegelt war. Eben erst im Mai war der ruhmgekrönte Consul zum Kaiser der Franzosen ausgerufen worden. Die republikanische Strömung Europa's war in die monarchische zurückgetreten.

Mit Begeisterung empfingen das Nationalinstitut und die Männer der Wissenschaft die beiden heimgekehrten Humboldt und Bonpland; mit Gleichgültigkeit empfing sie Napoleon. In Paris wollte Alexander seinen Wohnsitz nehmen; denn wie sehr sich hier die staatlichen Verhältnisse geändert hatten, so hatte doch das Leben der Wissenschaft keine Minderung erfahren. Hier wollte er seine heimgebrachten Schätze ordnen, und an die Ausführung seiner Reisewerke gehen, deren Dimensionen denen der Reise selbst entsprachen.

Er blieb bis zum 12. März 1805 in Paris, mit seinen Arbeiten beschäftigt, dann eilte er nach Rom, wohin seine Schwägerin schon zurückgekehrt war. Es be-

gleitete ihn der berühmte Physiker Gay-Lussac, sein innigster Freund nächst Arago. Am 5. Juni traf er bei seinem Bruder ein. Die Freude Wilhelm's spricht am schönsten die Schlußstrophe seines drei Jahre später aus Albano datirten Gedichts „an Alexander" aus. An Leib und Seele gestählt, um das geistige Maß einer heroischen Lebensepoche größer geworden, trug der berühmte Reisende den frischen Hauch des Oceans, der Berge und Wälder Amerika's in die tragische Stille Rom's, wo in Sarkophagen die purpurne Herrlichkeit der Welt vermodert liegt. Mit der bewundernswürdigen Kraft der Aneignung, die er besaß, drang auch er alsbald in alles ein, was den Bruder im Mittelpunkt der classischen Welt umgab und beschäftigte. Contemplative Muße der Erholung kannte sein rastloser Geist nicht. In Rom arbeitete er seinen Versuch einer Pflanzengeographie deutsch aus; Künstler zeichneten für seine Atlanten Karten und Ansichten; in den Bibliotheken fand er mexikanische Handschriften, und er mehrte die Sammlung amerikanischer Sprachdenkmäler, welche Wilhelm in Rom zu Gebote stand, durch solche, die er für seinen Bruder in den Missionen Amerika's erworben hatte.

Am 15. Juli ging er mit Gay-Lussac und Leopold von Buch nach Neapel, den Ausbruch des Vesuv zu beobachten; er kehrte dann nach Rom zurück, und reiste am 17. September ab nach Berlin.

Als Humboldt nach jahrelanger Entfernung am 16. November 1805 dort eintraf, hatte die dritte Coalition die französischen Heere schon in's Herz Deutschlands geführt. Baiern, Württemberg und Baden hatten sich Napoleon

in die Arme geworfen. Am 17. October war die Capitulation Mack's in Ulm erfolgt; am 13. November Napoleon in Wien eingezogen. So fand Alexander sein Vaterland auf der abschüssigen Bahn egoistischer Selbsterniedrigung, die es endlich zum Frieden von Tilsit führte. Begeistert empfangen, wie in Paris, erschien er sich doch fremd in diesem ihm „fremd gewordenen Lande". Versenkt in angestrengte Arbeit, doch vereinsamt in Berlin, „einer menschenöden Wüste", erlebte er dort den Rheinbund, den Fall des deutschen Reichs, die verspätete Kriegserklärung Preußens, die Schlacht bei Jena, den Einzug Napoleon's in Berlin, den Untergang der Monarchie Friedrich's des Großen. Er war in Berlin, als sein Vaterhaus Tegel von den Franzosen geplündert ward, wobei mit vielen anderen Papieren auch der größte Teil der Briefe Schiller's an Wilhelm unterging. In diesem Unglücksjahre fand er noch die liebevolle Stimmung, seinen Bruder mit der Herausgabe der Elegie „Rom" zu überraschen, die er in Berlin drucken ließ. Er bemühte sich fruchtlos bei den französischen Gewalthabern um die Erhaltung der Universität Halle, durch deren Aufhebung auch Wolf heimatlos wurde. In der Zeit der Schmach und Trauer schrieb er den ersten Band „der Ansichten der Natur" — die Widmung an seinen Bruder datirt, Berlin im Mai 1807; im folgenden Jahre erschien der Band bei Cotta in Stuttgart. Bedrängte Gemüter, alle jene, die sich aus der stürmischen Lebenswelle herausgerettet hatten, sollten mit ihm Kraft und Trost in der ewigen Größe der Natur suchen. Er schloß seine Vorrede mit

den Worten des weltrichtenden Chors: „Auf den Bergen ist Freiheit . . .“

Nun aber wurde das Jahr 1808 entscheidend für die Schicksale der Brüder: der eine verließ Berlin, der andre Rom. Auf Begehren des Königs begleitete Alexander dessen jüngsten Bruder Wilhelm nach Paris, ihn dort einzuführen; denn dieser Prinz sollte das demantharte Herz Napoleon's zur Milderung der Lasten Preußen's stimmen. Der Prinz blieb dort bis zum Herbst 1809, und Humboldt erhielt vom Könige die Erlaubniß, als Mitglied der französischen Akademie seinen Wohnsitz fortan in Paris zu behalten, da er nur hier die Anstalten zur Herausgabe seiner Reisewerke fand.

Unterdeß erlebte sein Bruder den Zusammenbruch der päpstlichen Herrschaft. Im Februar 1808 besetzten die Franzosen Rom; der protestirende Papst wurde dann im folgenden Jahre enttront und hinweggeführt. So war die diplomatische Stellung Humboldt's zwecklos geworden. Erschüttert durch das Unglück Deutschlands verlebte er noch seinen letzten römischen Sommer in Albano; hier schrieb er sein Gedicht „an Alexander von Humboldt“. Seinen Entschluß, heimzukehren, hatte er schon am 20. Februar Goethe mitgeteilt. Rom war ihm so teuer geworden, daß er bisher gehofft hatte, dort sein Leben zu beschließen. Es war der einzige Ort in der Welt, dessen dämonische, alles persönliche Schicksal in Lethe tauchende Macht auch die kalte Natur Humboldt's bezwungen hat. Seit er dort lebte, war sogar sein brieflicher Verkehr mit Schiller, Goethe und Körner immer seltner geworden. An der Pyramide des Cajus Cestius,

wo er zwei Kinder in der römischen Erde bestattet hatte, wünschte er selbst zu ruhen. Aber das Glück entriß ihn zu rechter Zeit der sirenischen Versunkenheit in das Altertum, und stellte ihn plötzlich vor die großen Aufgaben des Vaterlandes und der Gegenwart. Er verließ Rom, nur von seinem Sohne Theodor begleitet, im Herbst 1808, mit dem Entschlusse, nach sechs bis neun Monaten zurückzukehren, wie er an Welker schrieb. Doch nie mehr hat er die ewige Stadt wiedergesehn. Sie hat ihn nicht vergessen. Noch bis auf unsre Tage herab erhielt sich in ihr der Eindruck der humanen Persönlichkeit Humboldt's. Seit ihm hatte der Ruhm Niebuhr's und Bunsen's und die hohe Bildung späterer Gesandten, wie des Freiherrn von Thile, bei den Römern die Ansicht befestigt, daß Preußen, der Staat der Intelligenz, nach Rom nur Männer schicke, würdig des classischen Bodens durch Wissen und Liebe zur Kunst.

Pius VII. schrieb später, am 26. October 1815, an Humboldt, dankbar für die Unterstützung, die er Consalvi auf dem Wiener Congreß, und Canova in Paris in Betreff der entführten römischen Kunstwerke geleistet hatte, diese aufrichtigen Worte: „Rom hatte sicherlich Ursache Sie nicht zu vergessen, der Sie sich, während Ihres Aufenthalts daselbst, so viel Liebe und Achtung erwarben: es wird aber fortan auch einen andern gewichtigen Grund haben, Ihrer als des wolwollenden Freundes des Sitzes der schönen Künste zu gedenken." Das Museum in Tegel bewahrt noch die Gaben der Erinnerung, welche Pius VII. Humboldt verehrt hatte, schöne Säulen und Vasen, und die Copie der Medusa Rondanini in grünem Porphyr.

„Mit Schmerzen", wie er an Goethe schrieb, verließ Humboldt Italien, „doch auch nicht ohne Freuden" betrat er sein Vaterland. Der Kosmopolit kam als echter Patriot zurück. Er ging im November nach Erfurt, wo eben erst Napoleon den Congreß gehalten hatte. Er begrüßte in Weimar Goethe, und besuchte Schiller's Grab. Es war auch in Erfurt, wo er am 6. Januar 1809 den Ruf des Königs aus Königsberg erhielt, im Ministerium des Innern die Leitung des Cultus und Unterrichts zu übernehmen, und ohne Zögern folgte er der heiligen Pflicht.

VII.

Wilhelm von Humboldt trat in die Dienste seines Vaterlandes zurück, in der seinen Talenten angemessensten Zeit, nicht als dieses kläglich zusammenbrach, sondern als es sich durch moralische Kraft zu den Höhen Friedrich's des Großen wieder emporhob und seine geistige Läuterung vollzog. Das war der Moment, wo der classisch gebildete Idealist das Werk des geächteten Stein fortzusetzen hoffen durfte. In seinen Wanderjahren hatte er alle Schulen der Bildung durchgemacht, die seinen Geist zu einer freien philosophischen Weltanschauung erheben mußten: er war ein in sich vollendeter Mann, als er aus Rom nach Deutschland zurückkehrte. Bei aller Sinnlichkeit seiner Natur scheint doch in seinem kühlen vornehmen Wesen das Gleichmaß zwischen Gedanken und Empfindung bestanden zu haben, welches die Alten als Sophrosyne bezeichneten. Die Kämpfe, die das Leben durch Widerspruch spalten und in productiven Naturen zur höchsten

Energie steigern, um dann in jeder Richtung menschlicher That Heroen zu erzeugen, hatte er in dem gleichmäßigen Fluß seines genußreichen Daseins nie gekannt, und deshalb würde er zu keiner Zeit befähigt gewesen sein, einen Staat mit durchdringender Geistes- und Willenskraft zu formen, und mit kühn erfaßtem Begriff der Verhältnisse durch das Labyrint der Zeit zu steuern. Die Staatskunst im höchsten Sinne verlangt von dem, der sie ausübt, die Erschaffung eines realen politischen Kunstwerks.

Wenn man nun später Wilhelm von Humboldt einen Staatsmann von „perikleischer Hoheit" genannt hat, so sollte dies große Wort die Wahrheit aussprechen, daß er mit den höchsten Begriffen als ein Mann philosophischer Ideen an seine Aufgabe getreten ist. Den Ausspruch Oxenstierna's aber sah er sich bestätigen; zu hohe Gedanken hat er seiner Zeit zugemutet, ein theoretisch gebildeter Denker, ohne die Maßstäbe der Praxis, die nur mit bekannten Größen gemeiner Wirklichkeit rechnet. Mit seinem Freunde Schiller konnte er sagen:

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren,
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

Im April 1809 traf er in Königsberg ein, der Stadt Kant's, in welcher dieser Weise nicht umsonst gelebt und gelehrt hatte; denn in Ostpreußen war es, wo der Geist des deutschen Volks seiner selbst wieder bewußt wurde. Zehn Jahre umfaßte seither die staatsmännische Epoche Humboldt's. Sie gehört der Geschichte an, und in ihr steht sein Name unvergeßlich neben Stein und Schön, neben Gneisenau und Scharnhorst. Wie er einst ein Zeuge der classischen Literatur Deutschlands in Weimar

und Jena gewesen war, so half er jetzt die moralische Wiedergeburt Preußens und durch sie die spätere politische Reformation begründen, welche Deutschland unter dem Kaiser Wilhelm I., dem Wiederhersteller seiner Einheit, glücklich erlangt hat.

Wesentlich an seinen Namen ist die Stiftung der Universität Berlin geknüpft — die Grämlichkeit Schlosser's gehörte dazu, diese That zu bemängeln — ihm verdankten die Gymnasien und Erziehungsanstalten in Preußen die neue Einrichtung nach der Methode Pestalozzi's. Auf der Waffenpflicht, auf der Arbeitskraft des freien Bürger- und Bauernstandes, auf der Lehrfreiheit und der Schule gründeten die Männer jener unvergeßlichen Zeit, Scharnhorst, Stein und Humboldt, die Zukunft des Vaterlandes. Gern hätte Wilhelm seinen Bruder nach Berlin gezogen, um hier neben Fichte, Niebuhr, Wolf, Savigny, Schleiermacher und Böckh der jungen Hochschule sein Genie zu leihen. Aber auch das war ein rühmliches Zeugniß der vorurteilslosen Achtung, welche die Wissenschaft wieder in Preußen erlangt hatte, daß man Alexander erlaubte, im Feindeslande seinen Arbeiten zu leben. So zeigten sich damals die Deutschen in ihrem tiefsten Unglück Frankreich gegenüber größer und freier, als sich die Franzosen Deutschland gegenüber nach ihren schweren Niederlagen im Jahre 1870 erwiesen.

Die Brüder schienen ihre Natur vertauscht zu haben, denn jetzt war Wilhelm ein Mann der praktischen That geworden, rastlos am Wiederaufbau des Vaterlandes beschäftigt, während Alexander in der französischen Hauptstadt, wo dessen Unterjocher tronte, von allem patrio-

tischen Wirken abgesondert, nur in seine persönlichsten Zwecke versenkt blieb. Aber jeder der Brüder hatte für sich die höchste Berechtigung und Pflicht seines Thuns, und jeder setzte an seine Aufgabe die Verantwortlichkeit der ganzen Person.

Die Hemmnisse indeß, welche Wilhelm in der Durchführung der seinigen bei der Schwäche der Regierung Altenstein's fand, bewogen ihn bald, in die diplomatische Thätigkeit zurückzutreten. Nachdem die Regierung im December 1809 aus Königsberg nach Berlin zurückgekehrt war, und Hardenberg im Juni 1810 die Leitung des Staats übernommen hatte, ging er im October als Gesandter Preußens nach Wien. Es ist merkwürdig, daß Hardenberg damals Alexander, seinen Freund von Baireuth her, aufforderte, die Stelle seines Bruders im Ministerium des Unterrichts zu übernehmen. Doch dieser lehnte den Ruf ab.

Wilhelm ging gern nach Wien, weil er sich dort „Italien näherte", und dies eine Stadt war, „wo man für Kunstbesitz mehr Mittel und für Kunstgenuß mehr Sinn hatte". Er kam dorthin in der Zeit tiefster Erschöpfung Oesterreichs nach seinem ruhmvollen, aber vergeblichen Ringen mit dem Despoten Europa's. Napoleon hatte die europäische Welt gewaltsam neu eingerichtet; kein Widerspruch regte sich mehr; für lange Zeit schien sie in die Ketten des Eroberers geschlagen, an welche nur rütteln zu wollen der ungläubige Goethe für ein eitles Unterfangen erklärte. In dieser Pause — zur Ueberraschung aller Patrioten und Nichtpatrioten war sie nur kurz — nahm Wilhelm in Wien, wo auch seine Familie

von Rom her eintraf, seine Studien wieder auf. Die Sprachwissenschaft war jetzt das Centrum seiner Thätigkeit. Die Sprachen erfaßte er als einen Teil der Geschichte des Menschengeschlechts und als das wichtigste Mittel in der Oekonomie der intellectuellen Natur, um dasselbe seiner Bestimmung zuzuführen. So schrieb er an Goethe. Seine Neigung zum Forschen, welche überall die Grundrichtung seines Wesens blieb, bewies, daß er zum Denker, aber nicht zum handelnden Staatsmanne geboren war.

Seine politische Thätigkeit war so wenig Beruf der Leidenschaft, daß sie nur als patriotisches Opfer der Pflicht erscheint. Die Liebe zu den Ideen trieb ihn immer wieder aus dem Gewühle der geschäftlichen Welt in die Einsamkeit des Studierzimmers zurück. Im Urteil und im Genuß lag seine Kraft, so hatte Schiller von ihm gesagt. Er war eine horazische Natur. So tief blieb er immer vom Geiste des Altertums durchdrungen, daß er noch im Jahre 1816 sogar an Goethe schrieb: „Alles Neue ekelt mich an, indeß mich einer der alten Verse, so aus der frühesten Griechenzeit, schon durch seinen Klang in eine wundervolle Stimmung versetzt.“ Auch in Wien lebte er in römischer Weise und die Sprache der Familie war meist italienisch. Er hatte keinen lebhaftern Wunsch, als nach Italien zurückzukehren. In Sonetten sprach er seine Sehnsucht nach der „Göttergröße“ Rom's aus.

Dagegen fühlte sich sein Bruder nicht als Verbannter in Paris. Den Kosmopoliten Alexander von Humboldt in seiner damaligen Lebensepoche kann man sich so wenig

aus jener Stadt fortdenken, als Plinius zur Kaiserzeit aus Rom. Die Schätze von halb Europa hatte sie als Spolien des Kriegs, das Raubsystem des alten Rom nachahmend, an sich gerafft, und zahllose Stoffe der Bildung in sich aufgehäuft. Sie war zum imperatorischen Mittelpunkt der Civilisation geworden. Wenn auch nicht schöpferisch, wie zur Zeit Ludwig's XIV. und XV., bestralte doch der Geist von Paris damals die Welt wie mit einem heftigen elektrischen Licht. Voltaire und Diderot hatten der pariser Gesellschaft den Stempel ihres Genies aufgedrückt, und nur dort gab es einen Cultus geistiger Größe. Zumal die empirischen Wissenschaften vereinigten daselbst die ersten Repräsentanten der Zeit; die Namen Laplace, Lalande, Arago, Delambre, Lamétherie, Gay-Lussac, Cuvier, Biot, Berthollet, Lamark, Jussieu, Decandolle und Humboldt bezeugen es. Man darf sagen, Deutschland huldigte damals dem Geiste Frankreichs, indem es einen seiner edelsten Söhne für lange Jahre Paris überließ. Niemals hat ein Fremder einen so nahen und tiefen Bezug zum Nationalgeiste Frankreichs gehabt.

Und fast darf man zweifeln, wo dieser merkwürdige Mann wunderbarer erscheint, auf seiner Wanderung in Amerika, oder in jener Kraft, mit welcher er Paris und seine eigene Aufgabe dort bewältigt hat: heimisch in den Tuilerien, wie im Polytechnikum und in der Akademie, auf der Sternwarte wie in den Salons; mit eignen geschmolzenen Mitteln die endlose Aufgabe der Herausgabe seiner Werke fördernd, in deren Dienst er hundert Menschen, Franzosen und Deutsche zieht; in unabsehbarem

Menschenverkehr, persönlich wie durch Briefe; Auge und Ohr immer offen für die Ereignisse der politischen Welt; immer Plane zu neuen großen Reisen nach Asien entwerfend: und im Auditorium des Silvestre de Sacy sitzt er, um persisch zu lernen, oder er malt im Atelier Gérard's: ein Proteus an Lebenskraft.

Im November 1811 kam er nach Wien. Er fand das Haus seines Bruders, wie es in Rom gewesen war. Nur die locale Scene und die Figuren waren andre. Statt der römischen Fürsten, Cardinäle, Gelehrten und Künstler bewegten sich darauf Metternich, Stadion, Gentz, Friedrich von Schlegel, Bernstorff und Andere. Als ein fast unbeschäftigter Diplomat lebte Wilhelm auch dort, ehe die von Rußland, wohin sich Stein zurückzog, losbrechende Katastrophe die geknechtete Welt wieder in Bewegung brachte. Nach diesem Rußland, in dessen winterlichen Einöden der neue Cyrus sein Verderben finden sollte, waren damals auch die Gedanken Alexander's gerichtet; denn Romanzow hatte ihn schon im Jahre 1810 zu einer wissenschaftlichen Expedition nach dem Himalaja eingeladen, und er war nach Wien gekommen, von seinem Bruder Abschied zu nehmen. Die Expedition unterblieb; Alexander kehrte nach Paris zurück. Eine zweite sibirische, wozu ihn der Zaar einlud, vereitelte der verhängnißvolle Kriegszug Napoleon's in jenes furchtbare Skythenland. Es ist seltsam, daß auch hier wieder, zum dritten mal, derselbe Bonaparte einen Reiseplan Humboldt's durchkreuzt hat.

VIII.

Der Rückzug des Eroberers gab das Zeichen zur Erhebung desselben Preußen, an dessen geistiger Wiedergeburt Wilhelm von Humboldt mitgearbeitet hatte. Das Gewaltreich Napoleon's brach aus seinen Fugen; da wurde auch jener dem Stillleben in Wien entrissen, und zum zweiten mal zur Teilnahme an der Lösung der wichtigsten Aufgaben der Zeit berufen. Mit dem Januar 1813 begann Wilhelm's große diplomatische Laufbahn, insofern er als einer der Bevollmächtigten Preußens im Rat der Mächte ein hervorragendes Mitglied wurde. Wenn er auf diesem Schauplatz fünfjähriger Thätigkeit, trotz seines Genies, seines Scharfblicks und seiner anerkannt meisterhaften Kunst diplomatischer Behandlung, welche einen Talleyrand in Verwirrung setzte, doch nicht vermocht hat, unter Staatsmännern für alle Zeiten auf erster Stelle sichtbar zu bleiben, so hinderte ihn daran seine eigene Denkernatur. Ihr fehlte der kühne, standhafte Muth, die berechnende Schlauheit, der siegreiche Ehrgeiz und die eiserne Kraft unbeugsamen Willens, wodurch Männer die Zeit beherrschen, wie Richelieu, Cromwell und Friedrich der Große. Es hinderte ihn endlich sein theoretisches Ideal vom Menschen selbst, dem er den Staat stets untergeordnet hat. Seine einseitige Auffassung von der Bestimmung des Staats, als einer bloßen Sicherheitsanstalt, um der Entwickelung des Individuums Raum zu geben, hatte zwar an seiner eigenen praktischen Thätigkeit offenbaren Widerspruch gehabt, doch blieb im Grunde sein politisches Princip sich gleich. Ihm wie

der Staatsdoctrin der Aufklärungsphilosophie überhaupt hat sich dann der nicht minder einseitige Begriff Hegel's vom Staat diametral entgegengesetzt.

Humboldt's Thätigkeit, während es galt, erst Oesterreich in die Action zu ziehen, sodann nach der Bezwingung Napoleon's die europäische Welt neu einzurichten, Deutschland eine Verfassung zu geben und Preußen die ihm gebührende Stellung darin zu sichern, gehört der Geschichte an. Neben Hardenberg nahm er als Bevollmächtigter Preußens an allen Unterhandlungen teil: in Reichenbach, Prag, Teplitz, in Frankfurt, Chatillon und Paris. In einem großen geschichtlichen Augenblick, am 1. April 1814, einen Tag nach dem Einzuge der Verbündeten sahen sich dort die Brüder wieder. Als der Bevorzugte, der durch Thaten größere erschien jetzt Wilhelm; selbst dies beneidenswerte Glück war ihm zu teil geworden, daß einer seiner Söhne, Theodor, die Waffen im Dienste des Vaterlandes trug.

Nach dem Pariser Frieden begleiteten die Brüder den König von Preußen nach London; dann ging Alexander nach Paris zurück und Wilhelm zum Congreß nach Wien. Auf dieser Arena der Diplomatenkünste sollten Arglist und Schwäche, Selbstsucht und Neid die zerrissenen Fäden des Weltgewebes wieder zu jenem gordischen Knäuel zusammendrehen, welchen erst Napoleon III., Cavour und Bismarck aufgelöst haben. Humboldt glänzte dort durch seinen Geist, seine Feder und sein Wort, aber seine angestrengte Thätigkeit war nicht von Erfolg gekrönt. Preußen die naturgemäße Oberhoheit des deutschen Bundesstaats ohne Oesterreich zu sichern, und diesen auf die

Grundlage parlamentarischer Verfassung zu stellen, war eine Humboldt'sche Idee, welche durchzuführen erst unserer Zeit gelingen sollte. Das Endresultat aller patriotischen Mühen war die Bundesacte.

Nach dem Intermezzo der 100 Tage eilte Humboldt wieder nach Paris, und auch beim zweiten Friedensschluß entfaltete er eine staunenswerte Arbeitskraft und staatsmännische Kunst; aber auch hier scheiterte das Erreichbare an dem Widerstande der Mächte, welche Deutschland nur ein verkümmertes Dasein gönnten. Er war schon früher für die Stelle des preußischen Gesandten in Paris bestimmt worden, wo sich also beide Brüder in glänzender Weise würden vereinigt haben. Doch erst wurde er als Mitglied der Territorialcommission und zur Eröffnung des Bundestags (am 5. November 1816) nach Frankfurt berufen. Hier blieb er bis zum Januar 1817. Zum zweiten mal suchte jetzt Hardenberg Alexander in den Staatsdienst zu ziehen, als Stellvertreter seines Bruders in Paris, und wiederum lehnte jener den Ruf ab. Nach Paris kam indeß der ungefährliche Graf Goltz, denn der Herzog von Richelieu hatte dem preußischen Staatskanzler zu verstehen gegeben, daß ein Wilhelm von Humboldt dem französischen Hofe nicht angenehm sein könne.

Statt für Paris wurde derselbe für London bestimmt. Sein Widerspruch im Staatsrat gegen die engherzige Richtung, welche die Dinge in Preußen nahmen, hatte ihn längst zu Hardenberg in Spannung gebracht. Die Reactionspartei wollte ihn beseitigen, und so ward er nach London entfernt. Er ordnete seine Angelegenheiten in Berlin. Als Anerkennung seiner dem Staate ge=

leisteten Dienste war ihm die Wahl eines Landbesitzes in Preußen oder in Schlesien überlassen worden; er entschied sich für die seit 1810 aus bischöflichem Besitz in den des Staats übergegangene Domäne Ottmachau bei Neiße. Schloß, Rittergut, Gärten und das unter diesen liegende schöne Wohnhaus gehören noch seiner Familie an. Im October 1817 begleitete ihn sein künftiger Schwiegersohn, der Freiherr von Bülow, als sein Legationssecretär nach London, und hier besuchte ihn bald darauf sein Bruder.

Nur widerwillig lebte er im nebelfeuchten England, zumal von seiner Gattin getrennt, die ihrer Gesundheit wegen sich in Rom befand. Die Zurücksetzung, welche er fortdauernd in Berlin erfuhr, wo man einen Ausländer, den Grafen Bernstorff, zum Minister des Aeußern machte, steigerte seine Mißstimmung; er forderte und erhielt seine Abberufung. Er verließ London im November 1818. In Aachen, wo der Congreß tagte, traf er mit seinem Bruder zusammen. Sodann trat er wieder in das Staatsministerium, was der Einfluß seines Freundes, des Generals von Witzleben, durchsetzte, und Hardenberg nicht hindern konnte. Es war, wie er an Schön schrieb, eine Selbstverleugnung, da es seiner Neigung entsprochen hätte, sich ganz zurückzuziehen.

Er arbeitete im Februar 1819 zu Frankfurt die Denkschrift über Preußens ständische Verfassung aus, die er an Stein richtete; dann übernahm er seit dem August als Staatsminister die Leitung der ständischen Angelegenheiten. Er war die Seele der Opposition im Ministerium gegen Hardenberg und Bernstorff. Aber ein Staatsmann von seinen hohen Ideen vermochte nichts gegen die arm=

selige Praxis der auf Oesterreich gestützten Reactionspartei unter Wittgenstein und Kamptz. Sie setzte die Karlsbader Beschlüsse durch. „Schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend", so nannte Humboldt diese Beschlüsse. Mit Boyen und Beyme erhielt er den Abschied am 31. December 1819; auch aus dem Staatsrat wurde er entlassen. Der Sieg der Reaction war entschieden.

So endete die Laufbahn eines der edelsten und geistvollsten Staatsmänner unsers Vaterlandes. Wenn sie erfolglos blieb in Beziehung auf die vernunftgemäße Fortentwickelung des Staats, so blieb sie das nicht weder im Andenken, noch im geschichtlichen Leben des Volks, wo die freisinnigen Grundsätze Humboldt's doch zum Durchbruch gekommen sind.

IX.

Nun erst, nach großen, seinem Lande geleisteten Diensten, hatte Wilhelm von Humboldt sich das volle Recht erstritten, als Philosoph seinen Studien anzugehören. Da er nicht der Perikles seiner Zeit zu werden vermochte, so hätte er ihr Thukydides sein können, wenn er den Beruf fühlte, das große politische Drama, wovon er selbst ein diplomatischer Teil gewesen war, als ein geschichtliches Kunstwerk darzustellen. Daß er sich nicht zu Memoiren entschloß, darf man bedauern, wenn man seine geistvolle Abhandlung „Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers" liest. Er schrieb sie bald nach seiner Entlassung im Jahre 1820. Seine Tagebücher hat er leider vernichtet. Sein

Genie war vorzugsweise kritisch angelegt. Seine Speculation überging den Punkt, wo Gedanken in das Medium der Phantasie treten, und die erglühende Gestaltungskraft ihr Werk beginnt. Es reizte ihn nicht, aus der Massenhaftigkeit politischer Thatsachen den geschichtlichen Organismus des Menschengeistes zu entwickeln: es reizte ihn, sein Werden in der Sprache zu ergründen, welche seine Urkunde und sein Prototyp ist. In ihr belauschte er den geheimnißvollen Aufgang dieses Geistes in der entstehenden Vernunft. Den griechischen Studien, seinen treuesten Begleitern auf allen Lebenswegen, hatte er im Jahre 1816 einen Abschluß gegeben mit dem Druck der Uebersetzung des Agamemnon. Ein Jahr später waren seine „Berichtigungen und Zusätze zu Adelung's Mithridates über die cantabrische und baskische Sprache“ erschienen. Im Jahre 1821 folgte die „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der baskischen Sprache“. Seither vertiefte er sich in die Sprachwissenschaft überhaupt; auch das Sanskrit und die Hieroglyphen zog er in seinen Bereich; er bewältigte grammatisch ein Sprachmaterial, dessen Umfang Bewunderung erregt. So schritt er von Forschung zu Forschung weiter, bis er das Epoche machende Werk über die Kawi-Sprache der Nachwelt hinterlassen konnte.

So lange als Alexander in Paris blieb, bildeten diese Arbeiten das stärkste Mittel des Verkehrs der Brüder mit einander. Durch ihn wurde Wilhelm im Jahre 1825 Mitglied der französischen Akademie; durch ihn trat er in Verbindung mit der pariser Gelehrtenwelt, wo gerade die orientalische Sprachwissenschaft in Silvestre

de Sacy, Champollion, de Chézy, Klaproth, Abel Rémusat, Burnouf und andern ihre glänzenden Forscher besaß und erhielt. Unermüdlich war Alexander, seinem Bruder wissenschaftliches Material zu besorgen, für ihn persische, baskische, amerikanische Grammatiken aufzutreiben. Selbst nach Mexico schickte er dessen sprachwissenschaftliche Fragen. Die Abhandlungen des Bruders verbreitete er in Paris oder besorgte ihren französischen Druck. Er bewies ihm seine Liebe durch gemütvolle Zeichen: im Jahre 1820 schickte er ihm sein von Steuben vollendetes lebensgroßes Portrait; im Januar 1821 überraschte er ihn, wie vormals mit dem Druck der Elegie „Rom", mit der Ode an die Sonne, die er in der Stille bei Didot drucken ließ, und ihm mit den Worten zuschickte: „Es wird mir viel Freude machen, daß man erfahre, daß ein Exminister sein poetisches Genie bewahrt hat."

Im August 1821 verlangte er von Wilhelm eine Charakteristik Schiller's für französische Kreise, namentlich für Barante, welcher seine Uebersetzung der Schiller'schen Dramen mit einem Leben des deutschen Dichters einleiten wollte. Doch Wilhelm lehnte das ab, weil es zu schwer sei, für fremden Sinn zu schreiben. Was er damals versagte, that er später für sein eigenes Volk in der Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller.

Am 13. September 1822 ging Alexander, vom Könige Friedrich Wilhelm eingeladen, zum Congreß nach Verona, über Genf, Coppet und Mailand. In Ala traf er Leopold von Buch und machte mit ihm Untersuchungen in den italienischen Alpen. Am 14. October begleitete er den König nach Verona, wo „der Einzug der Monarchen

unter Bajonetten das einzige bemerkenswerte Schauspiel" dieses Congresses bildete. Man wird in Alexander's Briefen an den Bruder finden, daß er damals den Plan erwog, nach Mexico zurückzukehren und dort ein großes wissenschaftliches Institut zu gründen. — Projecte, die sich bis in's Jahr 1824 fortzogen, wo sein Freund Aleman Minister jener Republik war, und er es ablehnte, sich in die Speculationen der Minengesellschaft einzulassen, die ihn zum Director begehrte. Man dachte in Berlin und jetzt in Verona daran, Wilhelm die Stelle des Grafen Goltz in Paris zu geben; aber der mißhandelte Staatsmann lehnte das ab, und Alexander billigte die Zurückhaltung des Bruders, dessen „Restitution" ihm sehr am Herzen lag.

In Gesellschaft des Königs besuchte Alexander Venedig, dann Rom, wo er mit liebenswürdigem Sinne dortigen deutschen Künstlern, wie Senf, Lengerich, Veit, Catell, Koch, Rettig, nützlich zu sein suchte. Dreimal bestieg er den Vesuv. Aus der Geistlosigkeit des Bourbonenhofs in Neapel endlich erlöst, begleitete er den König im December über Rom nach Verona, wo die Kaiser schon abgereist waren. Er sehnte sich fort zu seinem Bruder. „Welche moralische Aufregung", so schrieb er ihm, „war jene der drei letzten Monate. Die Mosquitos des Cassiquiare haben mir mehr Ruhe gelassen." — „Einige Stunden in Deinem Hause werden mich entschädigen für alle die moralischen Entbehrungen dieser langen Reise." — „Ihr alle werdet mich recht alt finden, aber lebhaft und liebend mehr als je."

Mit dem Könige also ging Alexander nach Berlin. Nach fünfzehnjähriger Abwesenheit traf er dort ein im Anfange des Januar 1823. Als schiffbrüchigen Idealisten,

aber aus dem Strudel der großen Politik an den stillen Strand seiner Neigungen gerettet, fand er den Bruder im reinsten Genusse des Familienglücks und des unverlierbaren Besitztums des Weisen, einsiedelnd im väterlichen Schloß zu Tegel, welches noch in demselben Jahre Schinkel umbaute. Hier war er umringt von schönen Kunstwerken, den Erinnerungen an das unvergeßliche Rom. Der Einsame im Leben war nicht Wilhelm, sondern Alexander. Dessen Schicksal war es, das große Verhältniß zur Welt, in welches ihn sein Genie gebracht hatte, durch persönliche Entsagung zu bezahlen. Darum war ihm der Bruder und dessen Familie das Teuerste was er besaß. Als er nach Paris zurückgekehrt war, schrieb er ihm: „Wenn ich an Deine Familie zurückdenke, kommen mir die Thränen in die Augen", und er setzte das schöne Wort hinzu: „Es gibt keine tiefe Empfindung im Menschen, die nicht schmerzlich wäre; das ist unser Loos." — „Der Reflex des Hauses seines Bruders auf den Rest von Berlin", wie er sich ausdrückte, war so stark in seiner Einbildungskraft, daß jene „Oase" ihm minder schrecklich erschien, als er bisher geglaubt hatte.

Während Alexander's Anwesenheit in Berlin empfing auch Wilhelm wieder Zeichen der königlichen Gunst, doch seine Wiederanstellung fand nicht statt, obwol Hardenberg im December 1822 und bald darauf der Minister Voß gestorben waren. Fruchtlos bemühte sich der edle Witzleben um die Rückberufung Humboldt's in's Ministerium.

Alexander aber kehrte im Februar nach Paris zurück und blieb hier noch vier Jahre. Den Aufforderungen des Königs zur Rückkehr mußte er endlich nachgeben und

zu dem großen Schritt sich entschließen, von Paris sich loszureißen. Ob er das wirklich that „in dem Bewußtsein, daß eine Darstellung des Kosmos nur auf dem geistigen Boden Deutschlands möglich sei", wie Dove in seiner Gedächtnißrede auf ihn (1869) gesagt hat, wissen wir nicht zu entscheiden. Im September 1826 ging er nach Berlin, das für seine neue Stellung hier Wünschenswerte einzuleiten; dann reiste er nach Paris zurück, sich loszulösen. Auf dieser Abschiedsreise dorthin besuchte er die Bergakademie Freiberg, wo ihn alte Kameraden jubelnd empfingen: dort waren noch Freiesleben und Herder's Sohn. In Weimar besuchte er Karl August und Goethe. Er fand den Patriarchen „wunderbar frisch, voll von Lebenskraft und Liebenswürdigkeit". Damals hatte der greise Dichter die Episode der Helena vollendet. Goethe selbst war von Humboldt hingerissen. Was er (am 11. December 1826) über ihn zu Eckermann sagte und dieser aufschrieb, ist ein Urteil, welches Alexander köstlicher schätzen konnte als eine Fürstenkrone: „Was ist das für ein Mann! Ich kenne ihn so lange und doch bin ich von Neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seines Gleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. Er wird einige Tage hier bleiben, und ich fühle schon, es wird mir sein, als hätte ich Jahre verlebt."

Nachdem er im Januar 1827 wieder in Paris eingetroffen war, ordnete er seine Verhältnisse und machte sich zur Abreise bereit. Der berühmte Laplace starb, und an seiner Leichenfeier nahm Alexander noch Teil. Er erwartete Herrn von Bülow, seines Bruders Schwiegersohn, der zum Gesandten in London bestimmt war, und dorthin begleitete er ihn. Am 14. April verließ er Paris; am 17. traf er in London ein; am 12. Mai langte er in Berlin an.

X.

Nach langer Trennung vereinigten sich beide Brüder in dem Heimatsort, von welchem sie in aufstrebender Jugend ihren Ausgang in die Welt genommen hatten. Sie konnten jetzt mit Genugthuung einer auf des andern an glänzenden Erfolgen und Ehren reiche Lebensbahn blicken. Ihr Genius hatte sie von einem großen Jahrhundert in das andere hinübergeführt; von Washington und Friedrich II. bis über Napoleon hinaus hatten sie die Revolutionen der Welt erlebt, und entstehen sehen die classische Literatur Deutschlands, die Reform der Philosophie und fast aller Wissenschaften, die Wiedergeburt der Künste, die politische Neugestalt Europa's und des Vaterlandes. In einer und der andern Richtung waren sie selbst mitbildende Kräfte der neuen Schöpfungen und jeder von ihnen auf seine Weise ein geschichtlicher Repräsentant der Zeit. Weitere Kreise hatte in ihr Alexander gezogen; sein Ruhm war ein Weltruhm; seine massenhaften naturwissenschaftlichen Werke die Produkte einer riesigen und beispiellosen Arbeitskraft. Ein ge-

feierter Mann war auch Wilhelm; Deutschland und ganz Europa ehrte in ihm den hochgesinnten Genossen Stein's. In die politische Geschichte seines Vaterlandes hatte er seinen Namen für immer eingezeichnet. Seine Erlebnisse waren tiefere und reichere, als die seines Bruders. Das Schönste und Beste, was das Leben bietet, aber auch zuletzt den bittern Widerspruch des Ideals zur gemeinen Wirklichkeit hatte er an sich erlebt. Die aus der vielseitigsten Menschenkenntniß gewonnene Einsicht in die Verächtlichkeit des Welttreibens, ja in die Nichtsbedeutung des Lebens selbst, konnte wol beide Brüder zu entschiedenen Skeptikern machen, wie Friedrich der Große und Voltaire. Sie wurden es nicht, oder Alexander war es nur in seinem mehr geistreich spielenden, als boshaften Sarkasmus, und Wilhelm in seiner feinen überlegenen Ironie. Die Erfahrung hatte ihnen nichts von der Humanität geraubt. Sie liebten das Ideal der Menschheit auch in den Menschen, und das Leben selbst empfing für beide noch wie in ihrer Jugend Licht und Reiz von den ewigen Ideen. Sie ermüdeten auch jetzt nicht, wo sie nach ihrer Vereinigung offenbar in die Periode der Ernüchterung, der Reaction und des Falles der Menschheit von den Idealen eingetreten waren, und wo sie sich sagen mußten, daß alle persönliche Größe ihrer eigenen Zeit im Staat, in der Wissenschaft und Dichtung schon um sie her vergangen und erstarrt war, und sie mit einem Epigonengeschlecht weiterlebend sich abzufinden hatten.

Wenn es nun jeden Denkenden anziehen muß, die Lebenswege des seltenen Brüderpaars zu verfolgen, in ihren Parallelen, ihren Berührungspunkten, und da wo

sie sich scheiden, so wird er mit besonderem Anteil ihre letzte Periode der Wiedervereinigung betrachten. Ihr Verhältniß zu einander war von fleckenloser Schönheit. Zeitgenossen die es beobachtet haben, wie Varnhagen, geben von diesem Bruderbunde Zeugniß, „in welchem die Weihe der Natur durch die des Geistes und Gemüths immerfort erhöht wurde". Nur die Liebe zu seinem Bruder machte Alexander die Ausführung des Entschlusses möglich, sich aus den ihm zur Natur gewordenen Lebenselementen des großen Paris in ein ihm fremd gewordenes Erdreich hinüber zu verpflanzen; denn die Familie Wilhelm's gab ihm die Heimat moralisch wieder. Dies gewagte Problem glückte aber auch deshalb, weil die Geisteskraft Alexander's, der Goethe'schen gleich, sich fortdauernd in Schöpfungen erneuerte. Noch hatte er den Kosmos vor sich. Noch hatte auch sein Bruder sein Hauptwerk zu vollenden. Acht Jahre der Gemeinsamkeit, wenn auch unterbrochen, wurden den Brüdern zu Teil.

Als Kammerherr des wolwollenden Königs hatte jetzt Alexander Gelegenheit, seine im Rhodischen Genius ausgesprochene Bemerkung über das Verhältniß des Weisen zum Hofleben zu bestätigen. Es ist fast sprüchwörtlich bekannt, mit welcher diplomatischen Gewandtheit und Feinheit er sich als ein Epicharmus in Hofuniform bewegt hat. Die Welt, die ihn umgab, war voll von Mißgunst und kleinlich beschränkt, aber wieder auch reich an neuem wissenschaftlichen Geist, für welchen sein Bruder in der Universität die Stätte bereitet hatte. Diese zierten, als Humboldt zurückkehrte, Namen, wie Hegel, Schleiermacher, Savigny, Böckh, Bopp und Karl Ritter.

Auch in Berlin war Alexander ein Mittelpunkt der wissenschaftlichen Kreise, und der immer bereite Beschützer und Förderer jedes geistigen Strebens. Zu einer Macht wurde er sogar in dieser begeisterungslosen Stadt, als er im November 1827 seine Kosmos=Vorlesungen begann. Da hat er zuerst den Versuch gemacht, die strenge Wissenschaft mit dem Bewußtsein aller Schichten des deutschen Volkes zu verbinden, in welchem am meisten unter allen gebildeten Nationen die Gelehrsamkeit und das Wissen in einer Kaste abgesondert erhalten wird. Diese volkstümliche, reformatorische That Humboldt's war so kühn wie folgenreich.

Sein Bruder reiste mit seiner Gemalin im Frühling nach Paris und dann nach London, wo sein Schwiegersohn Gesandter war. So trat er aus seiner Klause Tegel zum ersten Male wieder in die große Welt, die ihn mit Ehren empfing. Im October zurückgekehrt, war er nicht mehr Zeuge des gewaltigen Eindrucks, welchen die Rede Alexander's bei der Eröffnung der Naturforscherversammlung am 18. September in Berlin gemacht hatte.

Am 26. März 1829 starb Wilhelm's Gemalin. In ihr verlor er „das Princip des gedankenreichsten und schönsten Teils seiner selbst". Eine von Tieck in Marmor ausgeführte Copie jener Spes mit der Lotosblume in der Hand, von Thorwaldsen, welche im Schlosse zu Tegel steht, bezeichnet auf einer Granitsäule die Stelle des Familienbegräbnisses im Park, wo Caroline von Humboldt bestattet ist. Sie gehörte zu dem Kreise jener anmutigen, seelenvollen Frauen, welche einst Schiller umgeben haben. Nun erst wurde Wilhelm der philosophische Einsiedler in

Tegel. Es war als stiftete er dem Andenken der Todten ein Denkmal der Pietät, indem er jetzt seinen Briefwechsel mit Schiller herausgab. Die tiefsinnige Vorerinnerung ist vom Mai 1830 in Tegel datirt. Derselben weihevollen Stimmung gehört auch seine Abhandlung über den im Jahre 1829 erschienenen Schlußband der italienischen Reise Goethe's.

Auch Alexander verlor in seiner Schwägerin, die er innig verehrt hatte, die Seele des Familienlebens, an dem sein Gemüt sich erfrischte. Aber ihm selbst half über diese Kluft hinweg eine neue große Aufgabe: der russische Reiseplan kam jetzt zur Ausführung, in Folge der Einladung des Kaisers und seines Ministers Cancrin. Schon am 12. April 1829 mußte Alexander seinen Bruder verlassen. Begleitet von den Naturforschern Rose und Ehrenberg trat er die Reise nach Asien an. Mit ungeminderter Elasticität der Lebenskraft bewältigte er die physischen und moralischen Anstrengungen des Bezuges auf eine fremde, rauhe Natur und eine barbarische Menschenwelt. Wie er in der Tropenzeit seines Lebens vom Orenoco und den Anden Amerika's an seinen Bruder Briefe geschrieben hatte, so schrieb er ihm jetzt im blütenlosen Alter von den Ufern der Wolga und aus den Steppen Sibiriens. Diese Briefe sind Zeugnisse der innigsten Liebe und Sorge. In Jekaterinburg hatte er am 14. Juli vier Briefe Wilhelm's auf einmal erhalten, da schrieb er ihm: „Wir sind uns Einer dem Andern so nahe gekommen, ich habe so lebhaft erkannt, was Zartes und Wohlthuendes in Deiner Seele ist, daß die Freude, die ich empfinde, mitten in dieser moralischen Wüste von Dir Nachrichten zu em-

pfangen, über alle Möglichkeit des Ausdrucks hinausgeht — zu keiner Epoche meines Lebens ist Deine Existenz der meinigen nothwendiger gewesen."

XI.

Nicht volle neun Monate dauerte die letzte Forschungsreise Humboldt's. Am 8. December 1829 kehrte er zu seinem Bruder zurück, und er fand diesen in seine Arbeiten versunken. Im Sommer war er in Gastein gewesen. Die Nähe seiner Familie tröstete ihn. Aus feinfühlender Teilnahme hatte der König, gleich nach dem Tode der Frau von Humboldt, den Oberst von Hedemann, Wilhelm's Schwiegersohn, nach Berlin versetzt. Im Bewußtsein, daß eine Schuld an den vereinsamten Staatsmann abzutragen sei, suchte man ihn wieder in das öffentliche Leben zu ziehen. Seine Freunde wollten es hindern, daß er sich „in Tegel vermauere". Im Mai 1829 hatte ihm der König die Leitung der Commission übertragen, welche das neue Museum einrichten sollte: Schinkel, Rauch, Tieck, Waagen, Hirt und Wach gehörten zu ihr. Davon hatte Alexander in Jekaterinburg Nachricht erhalten, und Wilhelm ihm mitgeteilt, daß man ihn, Alexander selbst, zum Director des Museums haben wolle. Die bloße Vorstellung davon versetzte diesen in Aufregung. „Es hat mich", so schrieb er damals dem Bruder, „schlaflos gemacht. Sollte ich meine Stellung in Paris aufgegeben haben, in mein Vaterland zurückgekehrt sein, um Director einer Bildergallerie zu werden, um mich mit Dingen zu beschäftigen, welche diametral allem entgegengesetzt sind,

was mir einigen Ruf in der Welt gegeben hat? Das wäre eine zu starke Erniedrigung, ich werde das rund ablehnen, selbst wenn man schon, ohne mich zu fragen, mich ernannt hätte." Es ist nicht leicht zu begreifen, wie Wilhelm selbst an jenem Plan sich beteiligen konnte.

Endlich erfolgte auch eine „Art von Restitution" des zurückgesetzten Staatsmannes. Da er längst aus dem thätigen Zusammenhange mit der Politik geschieden war, ist sie fast posthum zu nennen. Am 15. September 1830 rief der König Humboldt in den Staatsrat zurück. Diese Entschließung wäre kaum erfolgt, wenn nicht die Julirevolution das Gewissen des Staats mit der Erkenntniß dessen aufgeregt hätte, was man in den Jahren 1813 und 1814 dem Volke verheißen, in den Zeiten der Reaction ihm versagt und verkümmert hatte, und was nun unter dem Druck neuer Welterschütterungen als rächende Nemesis sich erheben konnte. Wilhelm von Humboldt erlebte die Ereignisse des Jahres 1848 nicht mehr, aber Alexander sah damals sich vollziehen, was dem preußischen Trone und Staat erspart worden wäre, wenn derselbe die Ideen seines Bruders zu rechter Zeit zu den seinigen gemacht hätte.

Das Revolutionsjahr 1830 brachte neue Bewegung in das Leben Alexander's, der doch eben erst aus Asien zurückgekehrt war. Er mußte sich jetzt in einen Diplomaten verwandeln. Diplomatische Missionen führten ihn schon im Mai mit dem Kronprinzen nach Warschau, und endlich sogar nach Paris zurück. Vom Herbst 1830 bis zum April 1832 hielt er sich größtenteils dort auf, als officiöser Gesandter, beauftragt, die Entwickelung der

neuen Julimonarchie zu beobachten und darüber zu berichten. Er knüpfte Beziehungen zur Familie Louis Philipp's an, besonders zur Prinzessin Helene, der Gemalin des Herzogs von Orléans, welche ihr Schicksal zu schweren Prüfungen nach Frankreich geführt hatte. Leider haben sich Alexander's Briefe aus den dreißiger Jahren nicht erhalten. Er nahm seine alten Beziehungen wieder auf, wie namentlich zu Arago, und trat in nahes Verhältniß zu Cousin, Guizot und Thiers. In Paris bewegte er sich, als wäre er noch der Mann der zwanziger Jahre, mit derselben Anmut und Unerschöpflichkeit seiner Leben empfangenden und gebenden Natur. Wie viel glücklicher war er jetzt als sein Bruder, welchen alle Täuschungen verlassen hatten, nur nicht der Trieb zu wissen, und die Lust am Denken. Goethe starb, und damit schied der letzte größeste Genosse Wilhelm's aus der Zeit jener unsterblichen Nationalschöpfungen, die, von der Persönlichkeit abgelöst, fortan als Monumente der Literatur der fremden, kalten Nachwelt angehörten. Hardenberg, Scharnhorst, Körner, der Großherzog Karl August, Stein, Gentz, Wolf und Niebuhr waren todt.

Im April 1832 kehrte Alexander zu seinem Bruder zurück. Unter seinen Augen arbeitete dieser an der Vollendung seines Werkes über die Kawi-Sprache. Er erkrankte auf den Tod, im März 1835. An dem Sterbebette dessen, der ihm das Teuerste auf der Welt war, schrieb Alexander mit unglaublicher moralischer Kraft an seinen Verleger in Paris: „Ich bringe mein Leben bei ihm in seiner Villa zu. Welche Tränen habe ich vergossen. Er befindet sich in diesem Augenblick ein wenig besser, aber ich

gebe mich keiner Hoffnung hin. Beweinen Sie mich, mein Herr: ich habe trotzdem den Mut gehabt, Druckbogen zu corrigiren.“ In seines Bruders Armen starb Wilhelm am 8. April 1835. Zehn Tage später schrieb Alexander an Letronne: „Ich habe die Hälfte meines Lebens verloren; ich versenke mich in meine Studien über die allgemeine Physik, ich rufe mir die Erinnerungen des Altertums zu Hülfe, aus welchem mein armer Bruder seine schönsten und glücklichsten Inspirationen geschöpft hat, und ich will versuchen, die Ruhe wieder zu finden, die noch weit von mir entfernt ist.“

XII.

Ueber Wilhelm von Humboldt steht schon heute das Urteil fest, daß er zu den unabhängigsten, wahrsten und großartigsten Charakteren Deutschlands seiner Zeit gehört: ein Mann vom höchsten Adel der Bildung überhaupt. Ihr Problem, welches ihn von Jugend an beschäftigte, hat er an sich selbst so durchaus gelöst, daß wenn je ein moderner Mensch der Antike nahe gekommen ist, dies Wilhelm von Humboldt war. Sein Leben war sein persönliches Kunstwerk. Gebiete des Geistes, die selten ein Einzelner zu vereinigen vermag, hat er in Klarheit zusammengefaßt; Kenntniß antiker und neuer Literatur, die Altertumswissenschaft, Philosophie, Künste, die Sprachen, die Wissenschaft vom Staat. Er war Gelehrter, Dichter, Forscher und Staatsmann, aber alles das in solcher geistigen Höhe und Freiheit, daß nichts zum Beruf in ihm ward, alles nur zum Stoff für ein höchstes, ideales

Gepräge der Humanität. Das handwerksmäßige Treiben, die gewöhnlich machende Gewohnheit, war ihm unbekannt; seine vielseitige Thätigkeit nur bildunggemäßer Ausdruck der Individualität. Deshalb blieb er gleichgültig gegen die Wirkung auf die Außenwelt. Er hatte keinen Ehrgeiz als diesen, groß zu denken und zu sein, und alles fragmentarische Leben und Thun an eine höchste Feier des Cultus der Idee zu knüpfen. Gerade weil er sein Wesen im Aether der Ideen unabhängig erhielt, konnte er dieses wie ein Object der Forschung mit vorurteilsloser Wahrheit zergliedern, wovon seine Briefe ein merkwürdiges Zeugniß geben. Sich selbst nannte er einen Skeptiker. Die Macht seiner Geistesart beruhte nicht auf der großen Stofflichkeit seines Wissens, sondern auf der philosophischen Kraft, dieses zu allgemeinen Gesetzen und Ideen zu vereinfachen; und das macht die Größe des Denkers aus. Wenn man sagen darf, daß das Jahrhundert, welchem er angehört hat, auf die Entdeckung des Menschen ausgegangen ist, so hat er diesen in jenem Gebiet gefunden, wo die Natur durch die Sprache sich zur Persönlichkeit und Unendlichkeit erhebt, und damit geschichtlich wird.

Sein geistiges Totalbild, dessen Einheit menschliche Fehler und Irrtümer nicht aufzuheben vermögen, hat sein Bruder Alexander mit diesen monumentalen Worten gezeichnet: „Ich glaube, daß nichts mehr den Verewigten charakterisirte, als die Tiefe, mit der er in Geist, Anmut der Sitten, Heiterkeit des Gemüths, Stärke und Würde des Charakters, Freiheit des Sinnes, Unabhängigkeit von den einseitigen Bedrückungen der Gegenwart, von

dem Geiste des Altertums als Staatsmann, als Gelehrter, Freund und Verwandter durchdrungen war. Er erschien mir immer als der Reflex von dem, was in der höchsten Blüte der Menschheit uns aus vergangenen Jahrhunderten entgegenstralt."

Mit liebevoller Pietät pflegte Alexander den Nachruhm seines Bruders. Unter dem Beistande von Gelehrten besorgte er dessen literarischen Nachlaß. Schon 1836 erschien der erste Band der großen sprachwissenschaftlichen Arbeit; im Jahre 1841 der erste Band der Gesammelten Werke, deren Herausgabe mit dem siebenten 1852 vollendet wurde. Auch die Sonette gab Alexander im Jahre 1853 gesammelt heraus, und leitete sie mit einem liebevollen, schönen Vorwort ein. Sie, und die ideenreichen Briefe an eine Freundin (Charlotte Diede) haben Wilhelm von Humboldt am meisten bekannt gemacht; denn seine Werke, zu tief, um populär zu sein, sind nur Eingeweihten zugänglich, welche für solche Schätze den Schlüssel der Speculation besitzen.

Seinem Bruder Alexander nun, dem „Urmenschen", wie er sich scherzend zu nennen pflegte, war es bestimmt, noch 24 Jahre lang den Tod Wilhelm's in ununterbrochener Thätigkeit zu überdauern, und dann der Nachwelt von sich selbst das Bild eines Mannes zu hinterlassen, der als eins der seltensten Phänomene des Wissens und der Arbeitskraft, aber auch der liebenswürdigsten Menschlichkeit ewiger Bewunderung wert ist. Als er im neunzigsten Jahre seines Lebens, am 6. Mai 1859, starb, war der vierte Band seines Kosmos erschienen. Mit diesem Torso, dem „köstlichen Kleinod einer Schriftsprache

voll Hoheit und Anmut", wie Peschel den Kosmos bezeichnet hat, schied er von der Welt, deren physische Erscheinungen in das Kunstwerk geistiger Anschauung zusammen zu fassen die Summe seiner Lebensarbeit gewesen war. Der Kosmos ist ein Meilenstein auf der Straße der Wissenschaft. Die nachkommenden Geschlechter können ihn nicht überholen, ohne sich voll Ehrfurcht vor dem großen Manne zu beugen, der ihn dort als eine Marke der geistigen Entwickelung der Menschheit aufgerichtet hat.

Im Jahre 1869 wurde das hundertjährige Jubiläum Alexander's von Humboldt in allen civilisirten Ländern gefeiert, und da ist das Urteil über ihn zum Spruch gekommen. Es hat sich, man darf sagen, eine Humboldt-Legende festgestellt. Wenn die rastlos fortschreitende Wissenschaft seine Werke zurückgelassen, wenn die Kritik die Mängel des Gelehrten und die Schwächen des Menschen an's Licht gezogen hat, so wird doch seine Legende bestehen. Nicht der alle Geister seiner Zeit überragende Kant, sondern Humboldt ist zur typischen Charaktergestalt des modernen Gelehrten geworden. Denn seine Individualität war eindringender und lebensvoller: sie hat die Menschen bezaubert; bis zum höchsten Alter war sie von der Wärme dichterischer Idealität durchstrahlt: sie hat durch ihren lebendigen und persönlichen, nicht blos theoretischen Bezug auf die Welt einen tieferen Abdruck von sich in ihrem Bewußtsein zurückgelassen. Die greise, gebeugte Humboldt-Gestalt, mit der hohen Denkerstirn und dem milden Angesicht voll Güte und Klarheit, ist allen Zeitgenossen bekannt gewesen, und so steht sie auch im Vorstellen der Nachwelt gleichsam wie ein

Friedrich der Große der Wissenschaft legendär und typisch fest.

Der Weltruhm des einen Bruders hat aber das Licht des andern in Schatten gestellt. Es ist richtig gesagt worden, daß, wenn man den Namen Humboldt ausspricht, nur an Alexander gedacht wird. In das Pantheon der Unsterblichkeit scheint erst dieser den älteren Bruder, so selbständig und so viel tiefsinniger derselbe auch ist, mit sich zu ziehen und ihm den Kranz zu bieten, wie Goethe dem Genossen Schiller, in Rietschel's schöner Gruppe. Denn zusammen gehören diese Brüder durchaus, wie die beiden Dichterfürsten. Erst vereinigt stellen sie ein Ganzes in der Cultur ihrer Epoche dar. Dioskuren hat sie Goethe genannt. Die Verse, welche Wilhelm in seinem Sonett „Morgen des Glücks" auf Goethe und Schiller niedergeschrieben hat, können auch von ihnen, den Brüdern, gelten:

> Die beiden strahlverwandten Zwillingssterne,
> Die spät noch glänzen in der Zukunft Ferne.

Was beide Humboldt den außerordentlichen Männern zugesellt, die dem 18. Jahrhundert entstammten, wo die noch schaffenslustig gelaunte Natur Menschen mit verschwenderischer Fülle gebildet hat, war nicht die Gabe schöpferischer Genialität: in einem merkwürdigen Briefe an Wilhelm hat sie Schiller diesem abgesprochen, und jener hat sie niemals für sich beansprucht. Es kam ihm, wie er selbst von sich gesagt hat, mehr auf das Lernen als das Hervorbringen an. Kunstwerke von ewiger Gültigkeit hat keiner der Brüder erzeugt. Was sie so hoch

erhob, war die Universalität ihres Geistes, die Weite des Gesichtskreises, das Genie sammelnder und forschender Erkenntnißkraft, vereint mit dem höchsten ästhetischen Vermögen, die Totalität des Geistes und der Natur als ewige einfache Form zu begreifen. Ihre Universalität machte jeden von ihnen zu einem Abbilde ganzer Richtungen ihres Jahrhunderts. Ihre Biographie, dargestellt als Geschichte eines in solcher Ebenbürtigkeit des Genies nie gesehenen Brüderpaars, welches die großen Gebiete des Wissens von der physischen Natur und ihrer Idealität im denkenden Geiste unter sich teilt und diese doch wissenschaftlich verknüpft, würde zugleich die Culturgeschichte eines Teiles der gesammten Erkenntniß ihrer Epoche sein: und weil sich beide Humboldt als Menschen des Weltbezuges mit zahlreichen Erscheinungen persönlich und geschichtlich berührt haben, so würde solche Doppelbiographie auch ein großes Stück der Zeitgeschichte selbst an ihnen als symbolischen Charakteren zur Darstellung bringen — ein Gegenstand von unendlichem Reiz, aber eine so gewaltige Aufgabe, daß sie ihren Künstler kaum jemals finden wird.[1]

---

[1] Diese Skizze ist die Einleitung zu dem von mir redigirten Buch: „Briefe Alexander's von Humboldt an seinen Bruder Wilhelm, herausgegeben von der Familie von Humboldt in Ottmachau" (Stuttgart, Cotta, 1880). Als ich dieselbe schrieb, ohne mich als Verfasser zu nennen, behielt ich es mir vor, sie früher oder später in die Sammlung meiner Kleinen Schriften aufzunehmen. Die geringe Teilnahme, welche jene von der mir befreundeten Enkelin Wilhelm's aufgefundenen Briefe erfahren haben, macht übrigens unsrer Gegenwart wenig Ehre.

Fünf Tage vor Metz.

1870.



I.

Am 30. September hatte ich einen Teil unserer Belagerungstruppen in das endlich für Deutschland wiedergewonnene Straßburg einziehen sehen. Erhoben von diesem weltgeschichtlichen Ereigniß, aber auch erschüttert durch die Eindrücke und Scenen in der zertrümmerten halbverbrannten Stadt, war ich am 1. October nach Karlsruhe zurückgekehrt, um schnell nach Rom zu eilen. Allein ich änderte plötzlich meinen Plan, und beschloß, erst in das Lager des Ersten Armeecorps vor Metz zu gehen, um meinen Bruder wiederzusehen, welcher daselbst mit Artillerie im Felde steht. Man hatte mir die Schwierigkeit des Reisens dorthin und des Unterkommens für eine Civilperson als sehr groß geschildert, wenn sich diese, gleich mir, nicht einem Sanitätszuge anschließt, sondern auf eigene Hand, ohne die weiße Binde mit dem roten Kreuz um den Arm, sich die Wege zu bahnen sucht.

Ausgerüstet mit einem einfachen Passirschein durch das Etappencommando in Karlsruhe, dahin lautend, daß ich Verwandte in der Armee in Frankreich besuchen wolle, machte ich mich am 2. October in jener Stadt auf, mein

gutes Glück zu erproben, und dieses täuschte mich so wenig, daß ich auf das beste befördert und nicht einmal irgendwo nach meinem Passe befragt wurde.

Von Maximiliansau jenseit des Rheins ging es rasch fort durch die Pfalz über Neustadt an der Hardt nach Neunkirchen, dem ersten preußischen Ort. Hier verspätete sich der Zug, so daß ich Saarbrücken erst um Mitternacht erreichte. Vergebens klopfte ich mit meinen Wagengenossen, von ihren Wunden wiederhergestellten preußischen Offizieren, an die Gasthäuser dieser durch die ersten Kriegsereignisse historisch gewordenen Stadt. Sie waren alle überfüllt; wir kehrten daher auf den Bahnhof zurück, und richteten unser Nachtlager, so gut es ging, in Wagen ein.

Die aufgehende Sonne beleuchtete das bunte militärische Treiben auf diesem jetzt wichtigen Punkte für Truppenbeförderungen. Dort waren Bänke und Tische in großer Zahl aufgeschlagen, woran Soldaten ihr Frühstück einnahmen, während andere an ungeheuern Wasserkübeln ihre einfache Morgentoilette besorgten. Wir folgten ihrem Beispiel; eine wolwollende Marketenderin erlaubte mir sogar die Ecke ihres Tischtuches als Handtuch zu gebrauchen.

Es ist ein Kommen und Gehen und Drängen von Soldaten, das erste Vorspiel der Scenen im Lothringerlande. Die Eisenbahn hält ihre regelmäßigen Fahrten ins besetzte Feindesland hinein bis Courcelles, nahe vor Metz, wo sie gegenwärtig endigt.

Um 8 Uhr Morgens fuhren wir von Saarbrücken ab. Der Himmel war klar und wolkenlos, die Luft so sonnig und milde wie nur immer in Octobertagen auf der Cam=

pagna Rom's. Ueber St. Johann sahen wir die Höhen, auf denen der jetzige Gefangene von Sedan noch in dem Größenwahn seiner Kaisermajestät von baldigen Triumphen über Deutschland geträumt und wo er dem armen Schattenbilde, seinem Sohn, die Feuertaufe gegeben hatte. Dort begann der weltgeschichtliche Feldzug; dort wurde der Vorhang dieses großen Trauerspiels aufgezogen, und schon heute ist alles dies gleich einem Traum.

Man zeigte uns den Spicherer Berg und seine furchtbaren Stellungen, und weiter ging es von Station zu Station in das lothringische Land über St. Avold und Falkenberg, wie jetzt der Eisenbahnführer mit lautem deutschem Selbstgefühl ausruft, statt des Namens Faulquemont.

Die schönen Landschaften, bebuschte Höhen im Farbenschmuck des Herbstes und herrliche Wiesengründe, waren grauenvoll menschenleer und abgestorben. Nicht einmal viel Kriegsvolk sieht man in der Gegend nach der deutschen Gränze zu. Vergebens spähte der Blick nach Eingebornen, zumal nach Landleuten auf den Feldern. Kein Mensch zeigte sich. Aber vor Remilly sah ich weidende Heerden von Schafen und Rindern, und war dieses Anblicks herzlich froh. Leider benahmen mir meine Reisegefährten, preußische Offiziere, alsbald den schönen Wahn, daß diese Heerden dem Landvolk selbst angehörten; sie waren vielmehr für die Armee bestimmtes Schlachtvieh, und zeigten an, daß wir uns dem Belagerungskreise von Metz näherten. Mitten unter dem weidenden Vieh erblickte man gefallenes und noch nicht begrabenes.

Je näher nach Remilly, desto lebendiger werden die

Stationen. Soldaten fast jeder Truppengattung erschei-
nen; das rote Kreuz im weißen Felde weht hie und da
auf einem steinernen Hause, und kündigt ein Militär-
lazareth an. Remilly selbst ist schon stark von Truppen
belebt; denn hier zweigt die neue Eisenbahnstrecke nach
Pont-à-Mousson ab. Sie ist in einer Ausdehnung von
fünf deutschen Meilen das bewunderungswürdige Werk
preußischer Thatkraft, welche sie in nur 40 Tagen voll-
endete, um die Verbindung der Belagerungsarmee von
Metz mit Nancy herzustellen. Erst seit dem 23. Sep-
tember ist diese Eisenbahn dem Betriebe übergeben.

Von Remilly gelangte ich in kurzer Zeit nach Cour-
celles am Flüßchen Nied, wo meine Eisenbahnfahrt ihr
Ende nahm. In diesem Ort von wenigen steinernen
Häusern, die seitwärts am kleinen Bahnhofe liegen, be-
findet sich das letzte Etappencommando vor Metz, wohin
man mit der Bahn über Peltre in 25 Minuten gelangen
würde. Hier ist zugleich ein Centraldepot für drei Ar-
meecorps. Als ich dort aus dem Wagen stieg — es war
die Mittagstunde — glaubte ich in Wahrheit in Wallen-
stein's Lager gekommen zu sein. Eine Wagenburg von
zahllosen requirirten Fuhrwerken, viele Marketenderbuden,
Soldatenbaracken, Militärtrupps, Johanniterritter, Sani-
tätsbeamte, das Gewühl des Eisenbahnzuges — alles dies
vereinigte sich zu dem buntesten Gemälde. Dazu der An-
blick der Chaussee, welche zu dem östlichen Hochgefilde vor
Metz führt und die ich selber nach Ste. Barbe hin ein-
schlagen sollte. So weit das Auge über die Nebenwege
streifte, nichts als lange Colonnen von Wagenzügen,
nichts als marschirende Companien von Landwehren,

Jägern und Füsilieren, hin- und hersprengende Reiter, Offiziere, Ordonnanzen, einzelne Fuhrwerke besetzt mit Soldaten.

Ich hatte als Ziel vor mir Ste. Barbe, das Hauptquartier des Generals von Manteuffel vom Ersten Armeecorps, zwei Stunden von Courcelles gelegen, wo ich meinen Bruder zu finden hoffte; aber sein Standort mußte erst ermittelt werden, denn die Truppenteile wechseln ihre Lager sehr oft. Auf welche Weise ich mein Ziel erreichen konnte, war mir zweifelhaft, bis sich ein junger reconvalescenter Offizier meiner annahm, und mich gegen Ste. Barbe zu geleiten versprach. Er selbst suchte sein Regiment, das 45., dessen Ort auch er zu erfragen hatte.

Leutnant S. requirirte flugs einen großen Leiterwagen, mit zwei starken lothringer Pferden, ergriff selbst als geübter Wagenlenker die Zügel, und so ging es gegen Ste. Barbe, bald auf dem breiten Wege durch Ortschaften, bald querfeldein über Stock und Stein, wie toll vorwärts, während wir nichts zum Sitzen hatten als ein paar hin- und herwankende Koffer. Wir kamen an einem kahlen Hügel vorbei, und auf dessen Gipfel sah ich das verlassenste, kläglichste Jammerbild stehen: einen verhungerten räudigen Hund. Er erschien mir wie der leibhafte Dämon alles namenlosen Elends, welches der Krieg über die Welt bringt. Welch' ein Gegenstand würde dies für die pessimistische Poesie Leopardi's gewesen sein!

Jeden Trupp uns entgegenkommender Soldaten rief der Offizier an: „Wo steht das 45. Regiment?" Er fragte lange vergebens, ich desgleichen nach dem Standort der zweiten Fußabteilung ostpreußischer Feldartillerie,

erstes Regiment. Wir fuhren durch die Orte Laquenexy und Colomby. Sie starrten von Bajonnetten. Nichts als Soldaten, nirgends ein Einwohner; auf Wänden und Thüren der verödeten Häuser Kreideschrift, anzeigend wie viele Mann und von welcher Companie darin einquartiert seien. Hier hatte ich den ersten Begriff von dem, was die Invasion eines Landes ist.

Wir suchten Ste. Barbe. Endlich zeigte sich der dicke Kirchturm dieses kleinen Orts, ein weithin sichtbares Wahrzeichen der Hochebene, die sich über der Mosel erhebt. Meine Spannung war groß, mein Blick stets nach jenem nun welthistorischen Metz gerichtet, diesem von den Wogen des Kriegs umtobten Eilande, worauf sich das verzweifelte Alt-Frankreich geflüchtet hat, und wohin sich die letzten Trümmer der bisher größesten Militärmacht Europa's aus dem furchtbarsten aller Schiffbrüche gerettet haben, den je ein mächtiges Reich oder Volk erlitten hat.

Wann zeigt sich Metz? Ist jene dunkle Gestalt dort unter dem blauen Bergrücken die Kathedrale dieser alten fränkischen Kaiserstadt? Der Hauptturm und zwei Nebentürme steigen in der Ferne auf, geheimnißvoll und düster und magisch anziehend, doch nur schattenhaft für das bloße Auge, aber in deutlichen Umrissen durch das Fernglas sichtbar. Die Stadt selbst ist nicht zu sehen. Sie liegt in der Tiefe, wo die Mosel das Tal durchfließt, und auch dieser Fluß, den einst der Dichter Ausonius so schön besungen hat, ist nicht sichtbar; nur das Gelände deutet ungefähr seinen Lauf an.

Die Mittagssonne hatte die Berglandschaft hinter Metz in blauem Duft umschleiert, und deutlich trat auf

der höchsten Höhe das Hauptfort St. Quentin hervor. Es liegt 1078 Fuß hoch. Man schoß aus ihm, oder vielleicht aus St. Julien. Die ersten Schüsse aus dem belagerten Metz, die ich vernahm, diese ersten feindlichen Stimmen des stürzenden Frankreichs, erhöhten die Bewegung, in der ich mich ohnehin befand. Ich fühlte mich da angeweht von dem heißen Odemzug der Geschichte unserer großen tragischen Gegenwart. Weiter hinauf entfaltete sich immer herrlicher das Panorama der Landschaft mit ihren Höhen und sonnigen Fernen, mit ihren herbstlich bunten Wäldern, zerstreuten Ortschaften, und den langen Pappelalleen vieler Straßen, welche das Land durchziehen. Diese prachtvollen Baumreihen geben ihm ein reiches und vornehmes Ansehen. Ich sah jenseit der Mosel weiße Rauchwolken aufsteigen; es war ein Dorf, welches noch seit dem Ausfalle Bazaine's vom 27. September fortbrannte.

Mein Begleiter hatte endlich sein Regiment erfragt; mich selbst aber setzte er auf dem Kreuzwege unter Ste. Barbe ab, in dessen Nähe mir vorüberziehende Soldaten den Ort Cheuby als das Lager der zweiten Fußabteilung der Artillerie bezeichnet hatten. Ein Marketenderbursche nahm mein Handgepäck auf sich, und so schritten wir auf einem Feldwege weiter bis litthauische Dragoner des Wegs daher kamen, mich auf einen Wagen nahmen, und vor die Thüre des Hauses fuhren, wo mein Bruder sein Quartier hatte. Er war nicht daheim. In einem Vorzimmer traf ich seinen Adjutanten, den Feldprediger seines Corps und den an der Ruhr erkrankten Stabsarzt. Er selbst kam nach einer halben Stunde vor's Haus ge=

ritten. Nach dreijähriger Trennung fand ich meinen Bruder wieder, in Feindesland, vor dem belagerten Metz — das war eine schöne Lebensstunde in dieser lebenswerten Zeit.

Das Dorf Cheuby ist, wie das nahe Ste. Barbe, ein kleiner freundlicher Ort von einiger Wolhabenheit. Das durchaus massive Material der Häuser gibt den lothringischen Dörfern diesen Anstrich. Nicht wie in Deutschland stehen dort die Wohnungen vereinzelt als Gehöfte mit Gärten, sondern stadtartig aneinander gebaut. Sie sind meist einstöckig, höchstens zwei Stockwerke hoch, gelb übertüncht, mit abgeplatteten Dächern. Sie erinnern mich bisweilen an südliche Ortschaften, etwa in der Lombardei. In der Regel haben die bessern Häuser, wo es der Raum gestattet, vor sich einen mit guten Mauern umschlossenen Hof. Wo dieser fehlt, und das Wirtschaftsgebäude nebst dem Stall, wie oft in der Schweiz und in Süddeutschland, ein Ganzes mit dem Hause bildet, wird der Dünger vor der Thüre aufgehäuft. Dies macht die Dörfer unsauber. Unsere Truppen entfernten, in allen Orten wo sie einzogen, diese Schätze des Landmannes. Im Innern gibt es gewöhnlich freundliche und städtisch aussehende Zimmer, mit Gypsdecken, mit Tapeten an den Wänden, zierlichen Schränken und Bettgestellen von Holz.

Die lothringischen Dörfer sind ihrem Aeußern nach von einem glücklichen Landvolke bewohnt, dessen Reichtum in Ackerbau und Viehzucht besteht. Sie verraten eine verhältnißmäßig fortgeschrittene Cultur. Hie und da sieht man schöne Landhäuser und Schlösser; selten ein Gebäude feudalen Charakters; auch die Kirchen treten nicht auf-

fallend hervor. Der Katholicismus macht sich nur in einem steinernen Kreuz am Haupte des Dorfs bemerkbar. Lebensgroße Christusbilder habe ich nirgends aufgestellt gesehen. Der deutsche Schmuck der Gärten fehlt meistens; nur Rebstöcke oder Pfirsichbäume sieht man an den Wänden vieler Häuser ranken. Nirgends bemerkte ich, daß ein einquartierter Feind sich an diesem Schmuck vergriffen hatte. Wo es einen Garten gab, blühten ungestört die Herbstblumen fort. Allgemein ist hier der Gebrauch, thönerne Röhren oder Gefäße in die Wände der Häuser zu mauern, worin Schwalben nisten.

Was hat man nicht den Lothringern alles von den Preußen erzählt! Sie sollten schlimmer sein als Turcos und Cannibalen. Vor allem fürchtete das Landvolk, was ihm Priester eingebildet hatten, daß die wehrhafte Jugend überall ins preußische Militär eingesteckt werde, um dem Könige Wilhelm zu dienen. Bei der Annäherung unserer Heere entwich daher zuerst die Jugend, und fast die ganze Bevölkerung folgte ihr mit Hab und Gut nach, meist in den Umkreis der Festungen von Metz. Hie und da blieben nur ein paar Frauen, Kinder und mutige Männer zurück. Der Anblick dieser ganz verlassenen Dörfer und ihrer unbestellten Felder machte mir große Pein. In Wahrheit, es ist erschreckend, ganze Ortschaften nur von Soldaten bevölkert zu sehen. Der Krieg hat diese Fremdlinge aus fernen Landen wie eine Sturmwelle in die Häuser geworfen, aus denen die friedlichen Einwohner klagend entflohen sind. Die tapfern Kinder Ostpreußen's bewohnen jetzt die Räume bisher glücklicher Familien, deren Namen sie nicht einmal kennen, von deren Per=

sonen und Schicksalen sie nie etwas sehen und erfahren werden.

Ausnahmsweise war in dem kleinen Hause zu Cheuby, wo ich mich jetzt mit meinem Bruder einquartiert fand, ein Teil der Bewohner furchtlos zurückgeblieben, nämlich Mann und Frau, mit Namen Holère, oder vielmehr Holler. Ihre zwei erwachsenen Töchter hatten sie nach Metz in Sicherheit gebracht, und seither nichts von ihrem Schicksal gehört. Aus den wohnlichen Zimmern verdrängt, waren sie unter das Dach gezogen, und dort lag der Mann auf seinem Lager in den Fieberträumen des Typhus. Wir brachten Aerzte zu ihm, und trösteten die Frau mit allen möglichen Beweisen der Teilnahme. Sie kam oft zu uns, um sich auszuweinen. Sie faßte Zutrauen, und dankte uns an jedem Morgen durch die Gabe von Aepfeln und Birnen, welche sie aus ihrem Garten brachte, und diesen hatten also die gefürchteten Feinde nicht angetastet. Der Johanniterritter von C., unser Freund und Landsmann, beschenkte sie aus dem Vorrat seiner Liebesgaben mit einer wollenen Jacke, worüber sie sehr glücklich war. Sie hatte mich vorher gebeten, ihr eine solche in Courcelles zu kaufen. Als wir sie ihr brachten und sie nach dem Preise fragte, forderte ich 4 Bazaine-d'or aus Metz. Sie lachte und sagte: „Il n'y en a pas.“ Sie sprach nur französisch und Patois. So wird in allen Orten um Metz geredet. Zwei Kinder, die wir noch in Cheuby fanden, sprachen gutes Französisch, das sie in der Schule gelernt hatten. Ein kleines Mädchen zeigte mir ihre Schulbücher oder Preise, die sie für guten Fleiß gewonnen hatte. Sie war zutraulich geworden und

wußte auch von den Ursachen des Kriegs etwas zu reden. Als ich ihr bemerkte, daß wir, die Feinde Frankreichs, wider Willen hier im Lande seien, sagte sie: „Ich weiß es, daß der Kaiser Napoleon den Krieg erklärt hat, und nicht ihr.“

Das deutsche Wesen Lothringen's tritt voll hervor auf der Seite nach Saarlouis hin, und verschwindet gegen Metz, wo es wol niemals stark gewesen ist. Nur in Namen von Geschlechtern dauert es auch hier noch fort; unter denen, die ich mir in Cheuby nennen ließ, gab es die Namen Schmit und Walther. Es wäre ein Act der Gewalt die ganz französischen Bezirke Lothringen's uns einverleiben zu wollen. Aber der deutsch redende Teil dieses Landes wird sich ohne allzu lange und schwere Mühe wieder in das große Mutterland einfügen, wie Deutsch-Elsaß, und dies trotz aller Doctrinen idealistisch übertriebener Weltbürgerei. Gründen wir Deutschen nur erst unsere nationale Familie, ziehen wir unsere deutschen Grenzen, wehren wir dem ruhelosen Feinde für immer die seinigen nochmals mitten durch unser eigenes Land zu ziehen. Seien wir heute erst Männer unseres Vaterlandes und dann erst Bürger der Welt, mit Schiller und Lessing. Lebten diese beiden Weisen heute mitten in dem heldenhaften Aufschwunge ihres Volks, dann würden auch sie wol ein paar patriotische Zusatzartikel zu ihrer Philanthropie schreiben.

Patrouillen streifen auf und ab, durch die Felder und bebuschten Höhen. Francs-Tireurs aber zeigten sich hier nicht. Nur in vereinzelten Fällen tritt der fanatische Haß auf. Abends am 3. October kam Meldung nach

Cheuby, daß drei Bursche, Eingeborne dieses Dorfs, auf dem Felde nach einem Dragoneroffizier geschossen hatten, und alsbald ergriffen worden seien. Sie wurden festgesetzt. Der hier befehlende Artillerieoberst rief den Vicemaire des Orts herbei, ihm das Verhör der Sträflinge aufzutragen. Monsieur Henrion, ein stämmiger Mensch in blauer Blouse, erschien, empfing widerwillig und verlegen trotzend seine Ordre und versprach noch am Abend zu berichten. Die Schuldigen sollen im trunkenen Zustande gewesen sein. Man lieferte sie am Morgen vor das Kriegsgericht nach Ste. Barbe ab. Ich fürchte, daß man sie dort erschossen hat.

Der Etappenmajor D. in Courcelles erzählte mir, daß vor kurzem ein Schulmeister mit Genossen eine schlafende Feldwache Nachts überfallen und abgeschlachtet habe. Man ergriff die Schuldigen und hängte sie.

An einem Morgen trafen wir bei Laquenexy einen Musketier am Eingange des Dorfs auf Posten stehen. Auf unsere Frage: weshalb er hier Wache halte, antwortete er, auf eine ummauerte Wassercisterne hinter sich deutend: „Ich stehe hier, um zu verhüten, daß der Brunnen vergiftet werde, wie man mehrmals versucht hat.“

Trotz aller Furcht und alles Hasses beginnen manche Einwohner auch hier zurückzukehren, denn der vorschreitende Herbst zwingt sie, die Feldarbeit zu bestellen. Wenn ich ein vereinzeltes Ackergespann auf diesen Gefilden, oder einen Pflug, oder ein frisch geackertes Erdreich sah, so dünkte mich diese älteste aller menschlichen Thätigkeiten immer wie ein Evangelium wiederkehrender Civilisation, die uns augenblicklich durch die Schuld Frankreichs ab=

handen gekommen ist. Wie auf der Flucht, wie Verbrecher, wie der vertriebene Kain, ackern hier diese armen Menschen auf ihrem eigenen Boden. Der Himmel stralt von der wärmsten Octobersonne, und die Herbstlerche steigt jubelsingend in die blaue Luft. Wenn diese treue Freundin des Landmanns Augen und Sinne hätte wie wir, dann würde sie wol verstummen. So weit die Blicke reichen, deckt gelber Heberich die Felder dieses Landes, und seine Farbe breitet über die schönen Gefilde einen sanften blonden Ton aus, der ihnen eine reizende Anmut gibt. Sie glänzen davon wie Gold, aber Unkraut ist heute das Gold dieser gesegneten Fluren.

Da murrt Bazaine wieder: dumpfe Schüsse dringen aus den Festungen vor Metz; man hört auch fernes Rottenfeuer der Vorposten. Fällt ein Schuß, so blicken unsere Artilleristen am Eingange des Dorfs nach der Seite aus woher er kam. Es ist eine ewige Spannung auf Ausfall und Alarm.

Das belagerte Reich dieses Marschalls, des Quälers Maximilian's in Mexico, eines rohen aber kraftvollen Menschen, näher zu sehen, bestieg ich den Turm von Ste. Barbe. Ein prachtvolles Amphitheater that sich dort meinen Blicken auf, aber die Stadt Metz selbst sah ich auch von dieser Höhe nicht. Nur die Kathedrale trat größer und sichtbarer hervor.

Metz ist wie Verona von Forts umgeben, welche dem dort eingeschlossenen Heer ein Gebiet von mindestens sechs deutschen Meilen Umfang zur Ausdehnung und Bewegung gestatten. Darin liegen viele Dörfer. Um diesen Festungskreis aber lagert eine deutsche Armee von sieben Corps

und einer Division, zusammen etwa 230,000 Mann stark. So viel brauchten einst die alten Römer nie um Asien und Afrika zu erobern. Mit einer solchen Kriegsmacht würde Carl V., welcher einst Metz drei Monate lang vergebens bestürmte, ganz Europa bezwungen haben. Unser deutsches Heer umschließt heute nur Metz und bestürmt es nicht. Es will den Feind aushungern, einen Feind von mehr als 100,000 Mann. Ehe Bazaine in diesen Kessel eingeschlossen wurde, hatte er Zeit die Dörfer der ganzen Umgegend auszubeuten und viel Schlachtvieh zusammenzutreiben. Dies soll jetzt aufgezehrt sein. An die hungernden Truppen und die Bürger gibt der Marschall, so sagt man mir, täglich 100 Pferde zur Nahrung ab. Es fehlt nicht an Mehl, aber gänzlich an Salz. Die Belagerten brechen bisweilen in Verzweiflung aus, um Lebensmittel zu holen. Vor wenigen Tagen kamen sie plötzlich mit Eisenbahnwagen, worin sie selbst Mitrailleusen führten, bis Peltre nahe vor Courcelles gefahren, wo das große Armeedepot aufgehäuft liegt. Sie bemächtigten sich des Orts; eine Companie Preußen ward abgeschnitten und gefangen genommen; vierzig Wagen und einiges Schlachtvieh wurden erbeutet. Jetzt soll das Depot weiter zurück verlegt werden.

An eine Durchbrechung der Linien unserer Armeen ist freilich nicht mehr zu denken; sie sind dafür zu stark geworden. Vertiefte Schützengräben und Verhaue ziehen sich um den ganzen breiten Gürtel der Umschließung hin. Alle Anstrengungen Bazaine's, sich durchzuschlagen, müssen daher erfolglos bleiben, und doch vergeht kein Tag, wo er nicht Ausfälle machen und die Vorposten angreifen läßt.

Man sagt, daß er dies thue, um seine Leute in Disciplin zu halten und zu beschäftigen, oder um die Anzahl der Verzehrer zu verringern, was ich nicht glauben will, denn das würde ein wahrhaft gräßliches Motiv sein. Es liegt für einen verzweifelten General ein mächtiger Reiz darin, eine große Armee von 230,000 Mann gleichsam nach seiner Pfeife tanzen zu lassen, so oft er es will. Wenn es ihm einfällt, alarmirt er sie nach allen Richtungen, und diese beständige Aufregung ohne ein ihr entsprechendes Ergebniß ist unsern Truppen sehr lästig. Am meisten ist diesen Ueberfällen die Landwehrdivision Kummer am linken Moselufer ausgesetzt, so daß sie nicht ohne Grund ihren Namen führt.

Trotz ihres heitern Mutes sehen unsere Truppen mit Unwillen auf die lange Unthätigkeit, wozu sie vor Metz verdammt sind, während ihre Brüder von der Südarmee Frankreich siegreich durchziehen, oder schon vor dem großen Babel Paris lagern. Sie machen sich auf die Wintercampagne vor Metz gefaßt, doch wird hoffentlich die Uebergabe der Stadt schneller erfolgen.

Seit der tapfere Uhrich in Straßburg capitulirt hat, ist Bazaine der einzige Kriegername, den man in Frankreich mit Achtung nennt, an welchen der besiegte französische Soldat noch glaubt. Ich konnte es nicht erfahren, welches politische Programm diese mexicanische Creatur Napoleon's heute bekennt, ob er noch zum Kaiser schwört oder die Republik anerkannt hat. Aber unter den beispiellosen Verhältnissen, in welchen sich heute der französische Marschall befindet, wäre es wol das Einfachste sich vorzustellen, daß ein tüchtiger Kriegsmann weder an Em-

pire noch an Republik, sondern an sein eigenes Schwert glaubt. Vielleicht daß er, wenn die Hamlet, Polonius, König und Königin, Rosenkranz und Guldenstern, Schranzen und Schreier des zweiten Kaiserreichs alle umgebracht oder entflohen sind, träumen mag, im letzten Act dieses großen Trauerspiels als Fortinbras mit seinen Soldaten auf der leeren Bühne zu erscheinen und eine kaiserliche Erbschaft anzutreten. Denn nach so furchtbaren Erschütterungen Frankreichs sind auch dort Erscheinungen möglich wie im bas empire von Rom und Byzanz.

Horch! wieder Schüsse von Metz her, Stoßseufzer der geängstigten Stadt. Aus vertieften Mörsern, so sagten mir Offiziere, werfen die Franzosen 7000 Schritt weit Bomben herüber. Die Geschütze schweigen in der Regel wenn es Abend wird, und lassen sich von neuem um 3 Uhr des Morgens hören.

Welche friedlich-feindliche Abendruhe hier in den Lagern vor Metz, wenn der sich füllende Mond ostwärts vom Vaterland herüber kommt und diese menschenöden Fluren Lothringen's bescheint, worauf nichts zu sehen ist als das Leuchten zerstreuter Lagerfeuer. Schwermüthig-schöne Abendstunde in Feindesland! Aus allen Dörfern ringsum, wo sonst plaudernde Nachbarn vor ihren Thüren saßen, klingt dann Militärmusik. Ein Corps scheint dem andern zu rufen. Sie spielen die Wacht am Rhein, das Preußenlied und alte Soldatenweisen aus Blücher's Zeit. Im Hauptquartier zu Ste. Barbe fand ich das Musikcorps der Musketiere mitten auf dem Friedhof der Kirche spielen, über den Gräbern alter Lothringer und neben den frisch aufgeworfenen Leichenhügeln so manches tapfern

Cameraden. Es war eine seltsame Scene. Viele Soldaten standen an der Kirchhofmauer zuhörend, und drei kleine Mädchen, vielleicht die einzigen in Ste. Barbe zurückgebliebenen, hielten sich an den Händen gefaßt und tanzten dazu in sorgloser Ausgelassenheit, wie nur immer Kinder in Italien wenn Musik erschallt. Die Regimentsbande der Dreiundvierziger führt noch den vor die Pauke gespannten Hund mit sich, welchen sie von den Oesterreichern bei Königgrätz erbeutete. Dieses starke und kluge Tier heißt Sultan. Nach beendigtem Spiel schritt es stolz mit seiner Pauke einher, und wurde von manchem Soldaten geliebkost.

Um $^3/_4$ auf 9 Uhr Abends bläst der Trompeter die Nachtruhe; dann wird es still im Dorfe. Kein Mensch rührt sich mehr darin außer den Dienstthuenden. Aber Ordonnanzen zu Pferd sprengen ab und zu heran und man hört das Wechselwort der Losung und des Feldgeschreies. Eines Abends war die Losung in Cheby: „Handstreich", das Feldgeschrei „Alexander"; ein andermal „rastlos und Paul". Ich darf dies jetzt mitteilen, ohne Furcht, daß der Feind davon Nutzen ziehe.

Während der strömenden August- und September-Regen waren unsere Truppen übel daran; sie lagerten auf freiem Feld in Strohhütten. Jetzt sind sie besser eingerichtet: sie haben Baracken oder feste Hütten aus Geflecht, oder sie liegen meist in den Häusern der Ortschaften. Ihr Gesundheitszustand ist gut, obwol Ruhr und Typhus nicht selten auftreten. Nie zuvor war in irgendeinem Kriege des mörderischen Menschengeschlechts eine Armee besser verpflegt als die unsrige es in Frankreich ist. Wir

Deutschen haben mehr als 600,000 Mann in diesem unglücklichen Lande stehen, die Blüte der Männerkraft des ganzen Vaterlandes; eine Nationalmasse von Streitern, wie sie seit der Völkerwanderung wol kein einzelnes Volk mehr in irgendeinem feindlichen Lande zu derselben Zeit versammelt gehabt hat. Und alle diese Tausende kraftvoller Menschen, und ihre Pferde mit ihnen, werden täglich reichlich genährt. Man sagt, daß Mac Mahon unter allen Erscheinungen dieses gigantischen Krieges nichts so sehr angestaunt hat, als die ununterbrochene Verpflegung der deutschen Armee. Wer vom Kriegswesen kein Jota versteht, wird die Möglichkeit davon nimmer begreifen. Wenn ich auf meinen Fahrten vor Metz alle Straßen mit endlosen Proviantcolonnen bedeckt sah, mußte ich immer verwundert fragen: wo kommt das alles her, wo kommen alle diese Wagen, Pferde, Ballen, Säcke, Kisten und Kasten her, die kein Mensch zu zählen vermag? Sie ziehen Tag und Nacht ununterbrochen durch das Land zu ihren Depots. Ein Heer von Beamten scheint nötig, das zu ordnen. Und alle die 600,000 Menschen und ihr Troß haben täglich genug.

Der praktische Geist der Deutschen, die man im Auslande nur als Menschen nebelnder Ideale begriff, hat sich in nichts glänzender vor der Welt dargethan, als in den Kunstwerken seiner Militärorganisation und seinem Verpflegungs- und Verwaltungssystem. Unterschleife und Liederlichkeit gibt es hier nicht. Selbst das Telegraphenwesen und die Post sind in Lothringen geregelt wie bei uns zu Hause. In jedem Orte sieht man das Postschild mit dem preußischen Adler und Postwagen vor der

Thüre der Station. Nun kommen auch die sogenannten „Liebesgaben“ zu den einzelnen Truppencorps. Denn Heimatstädte und Landschaften senden eigene Wagenzüge ab, beladen mit Nahrungsmitteln und andern Bedürfnissen, welche Vereine schicken. Diese Liebesboten, die Mercure der Caritas, vermitteln den Zusammenhang der Armee mit ihrer fernen Heimat, und den der Krieger mit dem Volk und Bürgertum. In Cheuby langten eines Tags Herren aus Königsberg an, welche Gaben von dort herbrachten, und so konnte ich, nach langer Abwesenheit von meinem Geburtslande, im Angesichte von Metz wieder Bier aus Königsberg trinken, oder Käse aus der fetten Niederung Elbing's essen. Es mangelt an Wein in Lothringen; was dort die Marketender teuer verkaufen ist ein ungenießbares Gemisch. Da versorgten uns die Johanniter aus ihrem Depot mit trefflichem Portwein, von dem sie sonst viel an Leidende und Kranke spenden.

Ich spreche nicht von der musterhaften Einrichtung der Lazarethe. Wenn, wie oft im Leben, das Uebel ein Gutes erzeugt, so hat dieser furchtbare Nationalkrieg der Gegenwart eine hohe Blüte der Menschenliebe emporgetrieben, die nicht mehr verdorren kann. Sie wird auch zwischen den Feinden als ein Baum des Friedens emporwachsen, und alle die Tausende von französischen Gefangenen und Verwundeten, welche die Barmherzigkeit Deutschlands verpflegt und mit Bruderliebe aufgenommen hat, werden einst, so hoffen wir, heimgekehrt die Missionäre der Versöhnung zwischen beiden Völkern sein.

II.

Ich habe das schöne Land am Ostufer der Mosel kennen gelernt, so weit dies gegen die Forts hin möglich war. Vormittags und Nachmittags fuhr mich der Johanniterritter von C., selbst kutschirend, in dem Wagen meines Bruders umher, da sich dieser nicht allzu weit von Cheuby entfernen mochte, wegen der Möglichkeit plötzlichen Alarms. Ich sah die Schlachtfelder vom 31. August und 1. September, wo unter blutigem Ringen Bazaine in die Festung zurückgeworfen ward. Man nennt diese Kämpfe zusammen „die Schlacht vor Metz". Leichengeruch weht noch über dem durchwühlten Boden, zumal bei Noisseville. Oberflächlich begrabene Pferdecadaver verpesten noch die Luft. Hier und dort liegen noch vergessene Tschakos. Kleine Hügel mit hölzernen Kreuzen bezeichnen an vielen Stellen die Grabstätten von Offizieren.

Bei ihrem melancholischen Anblick gedachte ich einiger Bekannten und Freunde, welche jenseit der Mosel bei Mars la Tour und bei Gravelotte gefallen sind. Dorthin sandte ich einen Gruß zu dem Leichenhügel eines jüngern Genossen im Gebiete historischer Wissenschaft. Es war Hermann Papst, ein liebenswürdiger und heiterer Mann, mit dem ich in Rom viel verkehrt habe. Als Landwehroffizier hatte er den Krieg in Böhmen im Jahr 1866 mitgemacht und glücklich überstanden; als Mitarbeiter für die „Monumenta Germaniae" war er hierauf im Auftrage von Pertz nach Italien gegangen, dort Kaiserurkunden zu sammeln und Ausgaben mittel=

alterlicher Chronisten zu besorgen. Mit glühender Leidenschaft, und ausgerüstet mit reichen Kenntnissen seines Fachs, gab er sich diesem Unternehmen hin, der Resultate froh, die er gewonnen hatte. Im Sommer 1870 fehlte ihm nur noch ein Bestand der Archive in Umbrien und Toscana, um seine Aufgabe abzuschließen und dann nach Berlin zurückzukehren. Er sprach mir von den Freuden und Hoffnungen dieser seiner letzten wissenschaftlichen Reise in italienischen Städten mit Begeisterung am Tage vor meiner Abreise von Rom, am 3. Juli, und schon am 18. August senkten ihn seine Cameraden in das blutige Grab vor Metz. So beschloß er in jungen Jahren sein der Erforschung deutscher Vergangenheit geweihtes Leben durch den schönsten Heldentod für die Größe des deutschen Volks der Gegenwart. Seine Freunde werden ihn nicht vergessen. Wenn der Friede geschlossen ist, werden sie sein Andenken durch einen Grabstein ehren, im Namen der deutschen Wissenschaft.

Wir fuhren weiter nach Charly und darüber hinaus bis eine Meile vor Metz. Die Orte in dieser Richtung, wie Bremy und Servigny, sind den feindlichen Geschützen sehr ausgesetzt. Es vergeht kein Tag, wo nicht Bomben in sie hineinfallen, wo nicht Bazaine den dort stehenden Vorposten Granaten in die Suppe legt, wie sich ein Offizier energisch ausdrückte. Von Charly aus sah ich deutlich die Schanzen des Forts St. Julien, und mit dem Augenglas sogar die dortigen Schilderhäuser und herumspazierende Franzosen.

In allen diesen Orten an der Vorpostenkette fand ich Truppen meines Geburtslandes Ostpreußen, Brauns=

berger Jäger, Dragoner aus Tilsit, Königsberger Infanterie, selbst polnisch redende Masuren. Es war eine Freude, diese kräftigen Gestalten zu betrachten. Einem geübten Blick wird sofort der preußische Soldat unter andern durch seine militärische Haltung kenntlich. Sein ganzes Wesen ist ernste Entschlossenheit. Diese harten Naturen, in denen die preußische Tradition vom großen Kurfürsten und dem Alten Fritz her fortlebt, haben eine männliche Disciplin, die an's Antike erinnert. Als die modernen Spartaner hat sie jetzt Frankreich und Europa kennen gelernt. Sie sind Menschen des Kant'schen Pflichtgesetzes und Kategorischen Imperativs. Der preußische Militärstaat, bis auf unsere Zeiten so viel getadelt und geschmäht, wurde durch ein wundervolles Geschick der feste Kern für die Umgestaltung Deutschlands, seitdem das Reich zerfiel. Und was wäre unser Vaterland heute ohne diesen ehernen Schild Preußens, hinter welchem es sich seit den Befreiungskriegen wieder gesammelt und geeinigt hat? Ohne Frage die Beute von Franzosen und Slaven.

Ich sah an der Brust manches selbst blutjungen Offiziers das Eiserne Kreuz, den erneuerten Orden der Befreiungskriege, und jetzt des Nationalkrieges für das ganze deutsche Vaterland. Es ist der Gipfel aller Wünsche des Soldaten in diesem Feld, und in Wahrheit die schönste Auszeichnung, die es für ihn geben kann. Man beginnt zu tadeln, daß dieses Kreuz zu verschwenderisch ausgeteilt werde. Es mag dies von einem gewissen Standpunkte richtig sein; aber wie viele gibt es unter den Myriaden unserer tapfern Brüder, die in diesem großen Kampfe für

die Ehre und Freiheit der deutschen Nation nicht ihre Schuldigkeit und mehr als diese gethan haben?

Es ist lange Zeit her, daß ich preußische oder deutsche Truppen in Masse sah. Nun ich mich unter ihnen bewegte, erfreute mich der allgemeine Eindruck den sie machten: eine saubere und geschmackvolle Kleidung, ernste und kriegerische Natur, musterhafte Zucht und der Ausdruck der Intelligenz nicht beim Offizier allein, sondern auch bei vielen Gemeinen, unter denen es so zahlreiche Freiwillige gibt. Ein Volk, dessen Bürger aus allen Ständen, vom Fürsten bis zum Bauernsohn, in allen Graden des Heeres dem Vaterlande so stolz und freudig dienen, kann von keinem Feinde je bezwungen werden.

Kurz vor Charly stieß ich auf ein schwarzes Regiment von Braunschweigern. In einem entzückenden Talgrunde bauten diese Söhne des Harzes ihre Lagerhütten. Sie plünderten einen nahestehenden herbstlich geröteten Laubwald, aus dessen Stämmen und Zweigen sie mit heimatlicher Geschicklichkeit zierliche Häuser straßenweise aufstellten. Selbst ihre schwarzen Waffenröcke mit schwarzen Schnüren auf der Brust, das schwarze Käppi mit schwarzem Federbusch erinnern an die edle Bergmannskunst ihres Heimatlandes. Diese Braunschweiger sehen nicht martialisch aus wie die Preußen, sondern malerisch und romantisch. Ihre Doppel-Vorposten standen an den äußersten Linien gegen den Festungsbereich von Metz. Vorposten und dahinter Feldwachen in Hütten bilden hier die Cordons. An vielen Stellen sah ich Schützengräben und aufgeworfene Schanzen.

Ich freute mich über die Schonung aller Orte, durch

die ich kam. Nirgends bemerkte ich Verwüstungen, außer an Bäumen, die man zum Lagerbau oder zu Verhauen gebraucht. So sah ich eines Tags von Cheuby aus die prächtige Allee bei Ste. Barbe Baum nach Baum niederfallen; nur eine einzige königlich ragende Pappel blieb stehen. Ich hoffte, daß man sie erhalten wolle; aber auch sie wankte endlich, sank und war nicht mehr. All dies glich aus der Ferne einem geisterhaften Spiel, da man die Menschen und die Aexte nicht sah, welche jene herrlichen Bäume fällten.

Am 5. October fuhr ich von Cheuby wieder nach Courcelles, wo Freund C. von den Johannitern Liebesgaben für sein Depot in Avancy in Empfang nehmen wollte. Die Johanniter haben ein Haus an der Station von Courcelles, darin eine mit dem Louisenorden geschmückte Dame ihre Küche besorgt, und diese schien reichlich und gut zu sein. Man belud unsern Wagen mit vielerlei Kisten; wir bestiegen das Fuhrwerk eines andern Johanniters, und ließen das unsrige nachfolgen. C. führte mich hierauf im Wagen nach Cheuby zurück, durch schöne Landschaften, und zuerst nach Pange. An diesem zierlichen Orte liegt ein Park oder vielmehr eine von Laubwäldern umkränzte große Wiese, welche das Flüßchen Nied durchfließt. Der Marquis de Pange besitzt daselbst ein schloßartiges Landhaus. Der reiche Besitzer ist vielleicht nach Metz entflohen, während Preußen ein Lazareth in seinem Palais eingerichtet haben. Ringsum sah ich Soldaten ihr Wesen treiben. Einige saßen in Gruppen um das Landhaus her, andere vergnügten sich auf dem Flüßchen im Kahn zu rudern. Der Prinz Friedrich Karl

hatte in diesem Landsitz sein Hauptquartier aufschlagen wollen, aber typhöse Krankheiten, die im Ort ausgebrochen waren, hielten ihn davon zurück.

Wir fuhren weiter durch anmutiges und reich bebautes Land und viele Ortschaften von guter Bauart. Sie alle waren von den Einwohnern verlassen und von unsern Truppen angefüllt. Vor Silly kamen wir durch ein dichtes Eichengehölz, wo uns Francs-Tireurs, wenn sie darin steckten, ohne Mühe und Gefahr für sich selbst leicht den Garaus machen konnten. Es war eine unheimliche Fahrt. Doch nichts regte sich im Busch als der Häher, und bald stießen wir auf eine große Heerde von Schlachtvieh. Reitende Cürassiere, lange Stecken in der Hand, bewachten und trieben sie fort nach Silly. Die Thiere kamen aus Belgien. Wegen der Rinderpest darf kein Vieh aus Deutschland mehr nach Frankreich eingeführt werden.

Am 6. October eine neue schöne Fahrt nach Glattigny, wo das 45. Regiment preußischer Musketiere steht. Dann weiter nach Heyes und Lue durch grüne Gefilde mit unberührten Feldern, wo selbst die Kartoffeln und das Futterkraut unangetastet geblieben sind. In Heyes liegt das 8. Ulanen-Regiment im Quartier, und hier sah ich zum ersten mal im Kriegsdienste diese leichte Reiterei, welche der Schrecken Frankreichs geworden ist. Ihre Posten standen am Orte zu Fuß, die Pistole in der Hand. Heyes hat ein Schloß mit Park; ich weiß nicht mehr welchem Herrn es gehört, aber wir sahen den Besitzer, einen alten Mann, trübselig durch das Portal seines Hofraums schleichen, wo jetzt an allen Wänden Feindeslanzen mit schwarz-

weißen Fähnchen lehnen. Ausnahmsweise war dieser Mann auf seiner Besitzung zurückgeblieben; wir grüßten ihn deshalb von unserm Wagen herab mit einer gewissen Ehrerbietung, worüber er sich zu verwundern schien.

Weiterhin kommt man durch eine schönbelaubte Landschaft zu dem Schlosse von Lue, dem Besitz der Comtesse de Jobal. Die edle Dame ist auf ihre Güter in die Normandie entwichen, und nur ihr Verwalter blieb zurück. Das Schloß ist ein anspruchloses Landhaus in einem weiten Park, ohne Luxus und deshalb sehr anheimelnd — ein köstlicher Sitz in schattiger Einsamkeit, wo man mit den Erinnerungen des Lebens oder den Musen stille verkehren kann. Es ist ein idyllisches Wesen hier, wie in Tälern von Thüringen. Jetzt haben Ulanen darin ihr beneidenswertes Quartier aufgeschlagen. Wir fanden die saubersten Zimmer mit Rococo=Meubeln und Bildern an den Wänden: keine feindliche Hand hatte sich auch nur die geringste Beschädigung erlaubt. In der Küche sahen wir Porcellangeschirre der Herrschaft im Gebrauch. Frische Fische lagen auf Schüsseln; denn diese lachenden Ulanen fischen den Karpfenteich der gnädigen Frau Gräfin tüchtig aus. Unteroffiziere vergnügten sich am Billard: Offiziere saßen auf Damast. Ihre Pferde füllten die geräumigen Stallungen, wo auch die herrschaftliche Kutsche stehen geblieben war. Im Hofraum nahmen Ulanen ihr Mittagsmal ein, bestehend aus einer, wie es schien sehr kräftigen Fleischbrühe mit Reis und Hammelfleisch. Wie es mir vorkam, waren diese Reiter besser versorgt als die Stabsoffiziere in Cheuby. Der Gutsverwalter zeigte uns alles Sehenswürdige des Schlosses mit den Manieren eines

grämlichen Concierge; da er offenbar im Wahne war, daß wir gekommen seien, eine Ambulanz in der Villa einzurichten, versicherten wir ihn, daß unsere Besichtigung des Schlosses nur aus Neugierde veranlaßt sei, was ihn beruhigte.

Bei Luc sahen wir auf den Feldern auch einiges Landvolk mit eigenem Gespann ackern — ein erquicklicher Anblick. Man sagte uns, daß die Bevölkerung allmälich zurückkehre, zuversichtlich gemacht durch das musterhafte Verhalten der Truppen, und außerdem genötigt die Wintersaat zu bestellen.

Am Nachmittage des 6. October machte ich mit C. eine andere Fahrt auf der trefflich gehaltenen Route Impériale, die von Metz nach Saarlouis führt, und deren Pappeln die Axt verschont hat. Wir wollten die Stadt Boulay besuchen, den größten Ort in diesem Teile Deutsch-Lothringens vor Metz, wo, wie man uns gesagt hatte, die Einwohnerschaft entweder zurückgeblieben oder bereits zurückgekehrt war. Dort wollten wir zugleich einige Einkäufe machen, um den homerischen Zustand des brüderlichen Quartiers ein wenig zu verbessern. Wir fuhren über das schön gelegene Les Etangs, Conté-Northen und andere sehr wolhabend aussehende Ortschaften längs der Hauptstraße. Hier arbeiteten überall die Landbewohner auf den Feldern wie in Friedenszeiten. Sie ernteten Heu oder Kartoffeln, oder sie bestellten den Acker. Ich sah auf einem Felde unsere eigenen Soldaten den Eigentümern, in deren Quartier sie liegen mochten, brüderlich mithelfen, was mir große Freude machte. Diese guten Kriegsleute, wahrscheinlich Landwehren, die in dieser Gegend

überhaupt die Besatzung bilden, erinnerten sich wol mit Sehnsucht an die friedlichen Bedürfnisse ihrer eigenen Familien, denen sie selbst entrissen waren, um im fernen Lande das grausame Kriegshandwerk zu betreiben.

Je weiter von Metz und dem Kriegstheater entfernt, desto friedlicher wird auch die Landschaft. Der Zustand des Volks erscheint wieder normal; es bewegt sich in seinem Geschäft zu Fuß oder zu Wagen auf der breiten Straße. Nur hin und her sprengende Ulanen oder Trupps von andern Waffengattungen erinnern an den Krieg. Es fiel mir auf, daß nirgends Fabriken zu sehen waren. Der Lothringer scheint in diesen Gegenden hauptsächlich Ackerwirtschaft und Viehzucht zu betreiben. Wir sahen auch Wiesen von solcher Natur und Ausdehnung, daß ihr Anblick jeden Landwirt würde entzückt haben.

Boulay, welches wir besuchten, ist ein sauberes Städtchen von etwa 6000 Einwohnern, mit guten Häusern und einem großen Platz. Nichts von deutscher oder gotischer Architektur ist hier zu sehen, sondern der ganze Ort sieht romanisch aus, und doch ist er grunddeutsch in seiner Bevölkerung. Sein deutscher Name ist Bolchen. Wie in Straßburg, so fand ich auch hier fast durchweg deutsche Namen auf den Schildern der Kaufleute, wie Kraft, Müller, Weber und Steinmetz. Fast jeder Mann den wir ansprachen erwiderte uns deutsch. In der Stadt herrschte schon einiges Leben und Treiben, zumal in den Kaufläden, welche gute Geschäfte machen. Denn hier kaufen Offiziere und Soldaten ihre Bedürfnisse ein, und sie bezahlen dieselben mit starken Preisen. Frauen in einem Laden, wo wir eine ansehnliche Summe ausgaben,

und sich viele Käufer zusammendrängten, schienen gar vergnügt. Auf unsere indiscrete Frage, ob sie gern wieder deutsch werden möchten, antworteten sie lächelnd: „Es wird wol so kommen, und wir werden mit jedem Zustande zufrieden sein, der dieser Unsicherheit ein Ende macht."

Wir besuchten auch das Lazareth in Boulay, worin es viele an Ruhr und Typhus Kranke und auch noch Verwundete gibt. Das Haus ist das städtische Hospital und sehr ansehnlich. Die preußische Lazarethverwaltung hat es als solches mit den französischen Krankenwärtern übernommen. Diese zeigten sich anfangs widerspänstig, jetzt aber leisten sie willige und gute Dienste. Wir bemerkten daselbst einige Schwestern von sehr jugendlichem und gar zierlichem Wesen.

Der Mond ging auf, als wir nach Cheuby zurückfuhren. Wachtfeuer brannten hie und da an der Straße und beleuchteten mit grellem Licht dunkle Höhen und Waldgebüsche. Manchmal sprengten die Chaussee herab Reiter oder Militärwagen mit donnerndem Gerassel, gleich als käme die wilde Jagd daher. Als wir Cheuby erreichten, fielen zwei dumpfe Schüsse aus Metz; dann schwieg es drüben. Die Nacht war still. Um 3 Uhr des Morgens murrte Bazaine wieder, wie man in Cheuby zu sagen pflegt.

Es war der 7. October. Ein köstlich frischer Morgen brach an, klar und sonnig, so daß ich mich freute noch hier geblieben zu sein. Denn schon am 7. hatte ich abreisen wollen, um von Metz nach Rom zurückzukehren, dort noch Zeuge des letzten Acts im großen Trauer-

spiel des Papsttums zu sein, dessen tausendjähriges Reich eben zu Grabe geht, inmitten der großen Welterschütterung kaum bemerkt und nicht beweint, verlöschend wie eine Kerze, die bis zum Stumpf herabgebrannt ist. Ich hatte nun diesen Tag als eine Liebesgabe zugegeben, meine Abreise auf den 8. verschoben, und dafür sollte ich durch das großartigste Schauspiel belohnt werden, das ich je im Leben gesehen habe.

Ich war von Freund C. ins Lazareth Avancy's zu Tische geladen, wo ich die Bekanntschaft der dortigen Aerzte machte. Wir saßen an der bescheidenen, aber mit guter Hausmannskost besetzten Tafel, von einer „Schwester" bedient, und ließen es uns wolschmecken, dann erhoben wir uns um in einer Nebenkammer Kaffee zu trinken. Da kam ein Trompeter an dem Hause vorüber gesprengt, mit vollen Tönen Alarm blasend. Es war gegen 2 Uhr. Wir sprangen auf, und die ganze friedliche Gesellschaft stob auseinander. Weil der Ort Avancy nahe am Tale von Bremy liegt, so konnte er bei einem glücklichen Vorstoß der Franzosen leicht mit in den Kampf gezogen oder genommen werden. Der Johanniter eilte deshalb in seine abgelegene Wohnung, um seine Effecten, Kisten und dergleichen ins Lazareth und so in Sicherheit zu bringen, und ich machte mich auf, über die Höhen von Ste. Barbe wieder Cheuby und meinen Bruder zu erreichen, ehe er ausgerückt war.

Als ich auf jene Hügel gelangte, in Eile über einsame Felder fortschreitend, in hoch erregter Spannung auf das was kommen sollte, und eines längst erwarteten Ausfalls von Metz her gewiß, hörte ich bereits unablässigen

Kanonendonner und das ununterbrochene Getöse des Gewehrfeuers. Bataillone marschirten vorwärts über Ste. Barbe, Artillerie rasselte heran, im Talgrunde hielt ein Ulanenregiment. Offiziere sprengten hin und her. Der schreckliche Kanonendonner und diese Bewegung von Truppen versetzten mich in eine Aufregung fieberhafter Art. So möchte wol jedem friedlichen Menschen zu Mute sein, wenn er plötzlich den wirklichen Krieg und Kampf vor Augen hat. Ich habe mehr als hundert Schlachten in den Geschichten der Zeit beschrieben, und es deshalb vielleicht verdient, daß ich einmal eine aus respectvoller Ferne mit Augen sehen mußte, und damit will ich mich auch für mein Leben lang begnügt haben.

Bazaine war wirklich und mit starker Macht, selbst mit seinen Garden, ausgefallen, sowol links der Mosel, über welche er Brücken geschlagen hatte, auf die geplagte Division Kummer, als rechts des Flusses gegen die Gründe von Poix, Servigny und Bremy.

Noch ehe ich Chenby erreichte, sah ich, daß in langen Linien bereits gekämpft wurde. Die vier Batterien jenes Orts, schnell alarmirt, rückten schon gegen Ste. Barbe. Ein Soldat führte mich auf eine Höhe, von wo aus das ganze Gefecht übersehen werden konnte. Auch ein Wagen kam herbei, ich stieg ein und fuhr an den mir bezeichneten Ort. Dort ist ein Feld, welches, wie Ste. Barbe selbst, die ganze Gegend beherrscht. Es fällt ab in einen tiefen Grund, über dessen Rand ganz nahe die Häuser Bremy's emporragen. Jenseit desselben ziehen sich waldige Höhen hin; nach Metz zu steigt das Fort St. Julien am Walde von Grimont über einem mehr

als 700 Fuß hohen Hügel auf. Darüber hinaus sieht man das ganze Moselland mit Dörfern und Gefilden, Höhenzügen, Tälern und weiten Fluren, bis nordwärts in die Gegend von Thionville hinauf. Deutlich zeigt sich die Kathedrale der belagerten Stadt.

Auf dem Felde von Ste. Barbe sammelten sich viele Stabsoffiziere. Der Kampf aber tobte ohne Unterbrechung unten im Moselgebiete fort, und entfaltete sich vor meinen Augen als ein deutlich und vollkommen übersehbares Schauspiel. Ich sah ihm zu, bald bei Offizieren stehend, bald unter Soldaten auf dem Giebel einer hölzernen Baracke sitzend neben Munitionskarren, vielleicht die einzige unberufene Civilperson auf dieser Scene. Ist nicht auch dies ein passender Sitz für einen Beobachter der Welt, eine Specula zum Einblick in das Treiben der ewig streitenden unseligen Erdenmenschen? Sollte ich mich dessen schämen, die männermordende Feldschlacht einmal wie ein Spiel anzusehen, welches man von den Stufen eines Theaters ruhig betrachtet? Mich bestürmten Gedanken mancher Art, aber ich hatte doch keine Zeit sie zu fassen oder ihnen nachzuhängen: sie wandelten nur durch die Seele mit aufregender Erschütterung, und stimmten mich zu tiefer Trauer. Sie glich jener, welche ich in Straßburg empfand, als ich nach der Uebergabe Uhrich's diese von uns zertrümmerte deutsche Stadt durchwanderte, und nie hat mich ein außer dem Persönlichen liegender Zustand so tief bewegt, als jener dort und diese geschichtliche That hier auf dem Felde vor Metz. Doch in das allgemeine Empfinden mischte sich auch das persönliche. Denn ich sah meinen eigenen letzten Bruder mit seinen

Batterien über die Höhen gegen das Gefecht vorrücken, und ich wußte nicht, ob er mir daraus wiederkehren werde.

Welch ein Schauspiel ist der Kampf von Tausenden von Männern mit einander! Verabscheuungswürdig und barbarisch, und doch groß, weil sie kühn und verachtend ihr Leben dem Augenblick dahinwerfen, und erhaben, wenn sie für hohe Güter der Menschheit kämpfen. Es gibt nur eine Schlacht in der Geschichte, die mich immer begeistert hat: Marathon! Auf dem Grabe des größten Trauer-spieldichters aller Zeiten stand kein anderer Ruhmestitel als dieser allein, daß er ruhmvoll bei Marathon gekämpft hatte. Nur noch Marathon-Schlachten sollten civilisirte Völker schlagen. Vielleicht schlagen wir sie einst mit die-sen tapfern Franzosen vereint, die wir nicht hassen, die ein stürzender Despot und ein frevelhafter Uebermut gegen uns bewaffnete: vielleicht, wenn es gelten wird, unsre gemeinsame Cultur vor dem Einbruch der Scythen zu retten. Ich ließ diese abwechselnden und aufregenden Er-scheinungen an mir vorüberziehen: diese Kriegergestalten voll blühender Jugend und entschlossener Männlichkeit; diese so sauber gekleideten Mannschaften, die daherschritten wie zum Manöver; die vorübersausende Artillerie, bereit den Tod aus ihren Feuerschlünden auszusenden; die Am-bulanzen mit ihren Fähnchen von der Genfer Convention, ein tröstlicher Anblick; die langen Züge der Kranken-träger, deren aufopferndes Geschäft der Barmherzigkeit vielleicht nicht mindere Bewunderung verdient als der Todesmut des Schlachtenkämpfers. Diese Samariter der Civilisation gingen, der Feldprediger mit ihnen, ruhig ihrer Pflicht und dem Gefecht entgegen, während schon

französische Granaten tausend Schritte von ihnen entfernt einschlugen. Und hier überzeugte ich mich durch wirkliche Wahrnehmung, wie leicht Kugeln und Bomben unter die Ambulanzen fallen können, auch ohne daß der Feind dies beabsichtigt hat.

Das Krachen der Geschütze, das Sausen der Bomben, die knatternden Salven des Kleingewehrs und der Mitrailleusen erfüllten die Luft mit einem infernalen Gelärm, in welchem das übertönende Donnern der Mörser aus dem Fort St. Julien die Hauptaccente bildete. Das Gefeuer wurde nie unterbrochen; von 2 Uhr Nachmittags bis zur völligen Dunkelheit schwieg es auch nicht einen Augenblick. Vor mir lag das Theater des Kampfes in einer etwa zwei deutsche Meilen betragenden Linie auf einer Landschaft von herbstlich milder Schönheit, deren Hintergrund die blaue Bergkette von Metz bildete. Aber die schwarzen Reihen der Kämpfer bedeckte bald ein dichter, weißer Schleier. Nur aufquellende Wolkenzüge bezeichneten auf dem grünen Grunde die Schützengräben, aus denen geschossen wurde, oder die feuernden Bataillone und Batterien. Bald kam das Gewehrfeuer näher, bald entfernte es sich. Im Mittelgrunde brannten zwei Dörfer, Kesseln gleichend, aus denen rote Flammen emporschlugen. Zur Linken sah ich die dunkle Kathedrale von Metz, geisterhaft aufragend, und sie erschien dort wie der Genius des Christentums, welcher von Pulverdampf verhüllt machtlos und traurig auf das Schlachtfeld niederblickte. Weit nach Norden, wo nicht gekämpft wurde, stieg über einem Walde plötzlich eine hohe weiße Wolke auf, ohne daß ein Schuß hörbar wurde; nach einer Viertel-

stunde folgte ihr eine ähnliche. Die Soldaten, bei denen ich stand, hielten dies für Signale, ich weiß nicht von wem. Wollte etwa Bazaine dorthin herausbrechen?

Nach zwei Stunden schwieg die Artillerie auf dem rechten Flügel; der Feind mußte zurückgeworfen sein. Bald bedeckte Pulverdampf diese Landschaft. Das Gefecht zog sich jetzt stärker auf die linke Seite in der Richtung von Servigny und Noisseville. Dort standen Batterien, welche ein Reitercorps in Reserve deckte. Immer mehr Artillerie wurde herangezogen und vorangeschickt. Ich sah eine Batterie seitwärts Vremy sich aufstellen; in kurzer Zeit war sie schußbereit. Zweimal feuerte sie ihre sechs Geschütze eines nach dem andern ab. Erst dann wurde sie von dem Fort St. Julien visirt und mit Granaten beworfen. Schon begann es zu dunkeln. Man sah zuerst einen Blitz im Fort, dann sauste es mit unheimlichen Tönen in der Luft, und eine hohe Staubwolke zeigte die Stelle, wo die Granate in den Boden einschlug. Ich erinnerte mich dabei eines Schauspiels im Golf von Castellamare, wo ich englische Kriegsschiffe mit Geschützen manövriren sah; wenn dort die Kugel ins Wasser schlug, erhob sich einer Fontaine gleich eine hohe prächtige Wassersäule.

Die Franzosen schossen schlecht; ihre Granaten trafen kein Geschütz; sie fielen entweder vor den Batterien oder hinter ihnen an dem Schützenwall nieder, welcher die westliche Seite des Hochfeldes von Ste. Barbe befestigt. Es wurde dort sehr unheimlich, denn auch bis zu uns konnten die Bomben reichen. Wenn sie die Luft durchzischten, war es als ob sie gerade über unsern Köpfen schwebten,

und da ich nichts mit dem Kriege zu thun habe, will ich ruhig eingestehen, daß ich jedesmal die instinctartige Neigung empfand mich zu bücken. Ein Unteroffizier machte mich auf seltsam pfeifende Töne aufmerksam, die in der Luft daherfuhren: dies sind, so sagte er, versprengte Chassepotkugeln; wenn sie auf etwas Hartes aufschlagen, so schnellen sie sich noch einmal mit unglaublicher Kraft fort. Der wackere Mann war von solchen Kugeln bei Noisseville gestreift worden, und eine Bombe hatte ihm dort das Pferd unter dem Leibe getödtet.

Ich verließ das Feld, da es dunkel wurde und das Geschützfeuer allmälich matter ward. Ich fand meinen Wagen an einem Hause der Chaussee, unter einem Gewühl von Soldaten, die dort ihre Gewehre abgestellt hatten. Dies Haus war für die Ambulanz eingerichtet; Wagen hatten dorthin Verwundete gebracht. Schon waren die Aerzte thätig. Ich fuhr nach Cheuby zurück. Noch hallten Kanonenschüsse, aber das Gewehrfeuer knatterte nur noch in Pausen. Hinter mir sah ich noch die beiden Dörfer in Flammen stehen, und vor mir stieg der fast volle Mond in Dünsten blutigrot empor.

Cheuby war leer, selbst der Wachtposten eingezogen. Die wenigen dort zurückgebliebenen Frauen saßen auf dem Rande des Grabens an ihrem öden Hause und blickten stumm in die Nacht hinein. Vielleicht hatten sie in ihrem Herzen den Sieg Bazaine's gewünscht; vielleicht sandten sie ihre sehnsüchtigen Klagegrüße zu den Ihrigen, die dort in dem schrecklichen Metz mit dem Hunger und dem Elend kämpften. Im Zimmer des Bruders fand ich schon Freund C., der mir abhanden gekommen war. Wir er=

warteten mit Bangigkeit die Rückkehr der Artillerie. Nach einer Stunde hörten wir Pferdetritt und Gesang. Das 8. Ulanenregiment kam mit seinen wehenden Fähnlein daher, ein prächtiger Anblick im Mondschein. Die Reiter sangen; in ihrem Liede hörte ich wiederholt die Worte: „Die Preußen und die Franzosen.“ So ritten sie durch das Dorf in ihre Quartiere nach Les Etangs und Heyes zurück. Bald sprengten auch die Artillerieoffiziere herein. Die Freude war groß. Kein Mann war verwundet worden. Bazaine war auf beiden Ufern der Mosel in seine Festung zurückgeworfen, wie Telegramme aus dem Hauptquartier und von Versailles meldeten, mit einem Verlust von 2500 Mann, während die Unsrigen 500 verloren hatten.

Befehl kam von Ste. Barbe, die Nacht gerüstet zu bleiben. Die Artillerie schirrte nicht ab, und andre Truppencorps nahmen hie und da Stellung auf dem Felde.

So fand ich sie noch am Morgen des 8. October, wo ich Abschied von Cheuby, von diesem Lothringer Lande und seinem Kriegstheater nahm, mit heißen Wünschen für das baldige Ende des furchtbaren Kriegs. Vielleicht ist dieses Ende nahe, und dann mag unser Vaterland mit noch höherem Gewinn als dem Rückerwerb seiner deutschen Gebiete aus ihm hervorgehen, als ein einiges und wahrhaft freies Reich des Friedens und der Menschlichkeit, als die Grundveste der europäischen Cultur.

* * *

Diese Blätter schrieb ich, nach Rom reisend, in München nieder. Der Ausfall vom 7. October war der letzte Bazaine's gewesen. Am 28. erfuhr ich in Rom,

daß Metz sich ergeben habe mit 173000 Mann, 6000 Offizieren, 50 Generalen, drei Marschällen von Frankreich. Als am 17. October 1805 Mack in Ulm mit 26000 Mann sich ergab, erschien dies unglaublich. Selbst wir Nachkommen jener napoleonischen Zeit haben die Capitulation Ulm's lange als nationale Beschämung empfunden. Und heute hat Bazaine mit 173000 Mann capitulirt. Wir Deutsche sollen uns dessen nicht überheben, denn Mars ist ein treuloser Gott. Thun wir es, dann wird auch uns ein Sedan und Metz erwarten.

Nichts kommt vom Ruhm der Schlachten auf die Nachwelt, als ein paar Namen. Die glänzenden Siege des Weltenstürmers Alexander haben keinen Homer gefunden. Seine geräuschvollen Thaten sind heute auf den Inhalt von ein paar dürftigen Büchern zusammengeschrumpft, die in Bibliotheken stehen. Nur eine seiner friedlichen Schöpfungen dauert noch fort, und sie allein wird seinen Namen bis zu den fernsten Zeiten tragen. Wie töricht sind Nationen, die ihre Größe im Ruhm der Waffen suchen. Eine jede besaß solchen einmal und verlor ihn wieder. Wir haben heute die alte Fabel von der gloire militaire Frankreichs gründlich zerstört, und das ist ein Glück für die Welt gewesen. Denn so ist ihr durch eins der größesten tragischen Beispiele noch einmal bewiesen worden, daß Kriegsruhm eitel ist, und daß es nur die Werke des Friedens, der Weisheit und Kunst sind, welche Völker groß und unsterblich machen.

Segesta, Selinunt und der Mons Eryx.

1886.



Der Zweck meines Aufenthalts in Palermo im Frühling 1886 war dieser, einige Nachforschungen im Staatsarchiv Siciliens zu machen, welches (beiläufig gesagt) in dem alten Klostergebäude der schönen Kirche Santa Maria della Catena eingerichtet ist und unter der Leitung des Commendatore Giuseppe Silvestri steht. Mir lag jeder Gedanke an Reisen im Lande fern, allein die verführerische Göttin Gelegenheit klopfte an meine Thür, und sie bewog mich, für einige Tage den Registern des Archivs Lebewol zu sagen.

Der Prinz von Scalea hatte die Liebenswürdigkeit, mich einzuladen, an einer officiellen Fahrt nach Segesta, Selinunt und Trapani teilzunehmen. Dieser Palermitaner, der Zweitgeborene des Hauses der Herzoge von Trabia, ist königlicher Commissar der Altertümer Siciliens. Er bekleidet demnach ein Amt von hoher Wichtigkeit für die Erhaltung des antiquarischen Nationalschatzes seines Vaterlandes, und setzt so die rühmlichen Traditionen Serradifalco's, seiner eigenen Familie, wie überhaupt des sicilianischen Adels fort, welcher sich zumal seit dem 18. Jahrhundert durch patriotische Pflege der Künste und Wissenschaften ausgezeichnet hat.

Der Prinz war eben erst mit andern Delegirten der Regierung von Syrakus zurückgekehrt, wo die feierliche Eröffnung des neu organisirten Nationalmuseums stattgefunden hatte. Diese durch ihre Venus berühmte Sammlung gehört jetzt dem Staat, und zu ihrem Vorstande ist Saverio Cavallari ernannt worden, der bekannte Topograph des alten Syrakus, einer der verdientesten Antiquare, deren sich Sicilien zu rühmen hat.

Einige der von dort nach Palermo gekommenen Herren gehörten zu einer Commission, die das italienische Ministerium beauftragt hatte, in Calabrien und Sicilien die Kunstindustrieschulen zu besichtigen. Sie nahmen zugleich Kenntniß von dem Fortgange wichtiger Ausgrabungen. Die freundliche Aufforderung, mich einer ihrer Excursionen anzuschließen, verhieß mir so viel gesellschaftlichen Genuß als wissenschaftlichen Gewinn. Denn unter diesen Männern befanden sich anerkannte Autoritäten ersten Ranges in Bezug auf die Kenntniß des Landes und seiner Altertümer. Wer kann neben Scalea tiefer darin eingeweiht sein als Antonino Salinas, der Verfasser des Werkes „Die Münzen der alten Städte Siciliens“, und gegenwärtiger Präfect des palermitaner Nationalmuseums? Oder wer hat gründlichere Studien zumal über die mittelalterlichen Baudenkmäler der Insel gemacht, als der Architect Patricolo, der Wiederhersteller der Martorana? Zu diesen drei Palermitanern gesellten sich der mir seit Jahren bekannte römische Altertumsforscher Barnabei, und der Ingenieur Bongiovanelli, beide im Cultusministerium unter Fiorelli in Rom angestellt; endlich zwei namhafte Architecten Norditaliens, Camillo Boito aus Mailand

und Alfredo d'Andrade aus Genua. Boito ist auch als geistreicher Kunstschriftsteller bekannt, namentlich durch seine Bücher „Architettura del medio evo in Italia" (1880) und „Gite di un artista" (1884). In diesem „Reisebericht eines Künstlers" hat er mit so viel Lebhaftigkeit wie Einsicht die Eindrücke geschildert, welche die Kunstschätze und Monumente deutscher Städte, besonders Münchens, auf ihn gemacht haben.

Wer die letzte turiner Ausstellung besucht hat, wird sich des merkwürdigen Castells im Stil des piemontesischen Mittelalters erinnern, welches dort aufgebaut war und allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Dies ist das Werk des Herrn d'Andrade, eines seit langen Jahren zum Italiener gewordenen Portugiesen aus Lissabon. Die Stadtgemeinde Turin hat jenes Castell angekauft und den Künstler mit ihrem Bürgerrecht beschenkt. Von so viel Weisen, sieben an der Zahl, konnte ich daher recht viel profitiren.

Am 19. April um 5 Uhr Morgens bestiegen wir auf der Station Palermo-Lolli den Salonwagen, welchen die Verwaltung der occidentalen Eisenbahnen Siciliens diesen Herren zur Verfügung gestellt hatte. Der westliche Teil der Insel, das wein- und ölreiche Land der Elymer im Altertum, die Valle di Mazzara im Mittelalter, hat jetzt Eisenbahnen, die es mit Palermo verbinden. Sie umschreiben seine Peripherie in einem verschobenen Viereck, auf dessen Meerseite die beiden Vorgebirge Drepanum und Lilybäum und die Hafenstädte Trapani, Marsala und Mazzara liegen. Die Linie auf der Landseite trifft die Binnenstädte Calatafimi, Salemi und Castelvetrano.

Der Zug geht an den südlichen Abhängen erst des Monte Pellegrino, dann des prachtvollen Caps San Gallo hin, durch ein ödes Gebirgsland, bis er sich wieder dem Meere nähert, wo die mit einem Wartturm bewehrte Fraueninsel (isola delle femmine) sichtbar wird, und sich der Golf von Castellamare aufschließt. Dort liegen die Ufergefilde von Partinico und Sala, von Carini und dem alten Hykkara, der Vaterstadt der schönen Hetäre Lais, herrliche Landschaften, welche meilenweit mit Limonen- und Orangengärten bedeckt sind.

Bisweilen geht neben der Eisenbahn die weiße Fahrstraße her, welche nach Palermo führt, und diese betrachtete ich immer mit jener halb melancholischen, halb freudigen Erregung, die das Wiedersehen eines Weges hervorbringt, auf dem man vor langen Jahren dahergezogen war. Ich sah mich hier selbst wieder, reitend auf einem störrischen Maultier, neben mir einen gleich schlechten Reiter, einen jungen Landsmann aus Sachsen. Dies war Konrad Bursian, welcher sich nachher als Geograph Griechenlands und als Philologe und Altertumsforscher einen geachteten Namen erwarb. Dreiunddreißig Jahre sind seit unserer sicilianischen Reise verflossen, und in dieser Zeit haben sich, was kein Sterblicher damals ahnen konnte, in Sicilien und Italien, in Deutschland und der halben Welt staunenswürdige Umwälzungen von Völkern und Staaten vollzogen, während die gesammte Cultur der Menschheit in eine neue, fast wunderbar zu nennende Entwicklung getreten ist. Mein trefflicher Reisegefährte ist leider bereits zu den Schatten seines geliebten Homer auf die große Asphodeloswiese

hinabgestiegen. Ich aber pilgere noch weiter, und ein freundlicher Zufall hat mich auf dieselbe Wanderstraße zurückgeführt, aber nicht mehr in ermüdenden xenophontischen Märschen zu Maultier wie damals, sondern in einem mit aller modernen Bequemlichkeit ausgestatteten Eisenbahnwagen gemächlich hingestreckt, in Gesellschaft geistreicher und bedeutender Männer. Welche der beiden Lagen dürfte wol für mich die schönere und beneidenswertere zu nennen sein? Wie dem auch sei, ich muß heute mit den Alten sagen: „Χρόνος σωτὴρ ἄριστος.“

In dem Buche „Siciliana“ habe ich meinen Ritt im September 1853 durch das entzückende Land nach Alcamo, Segesta, Selinunt und Agrigent beschrieben. Deshalb will ich mich in diesen Blättern nicht selbst wiederholen; nur ein paar Striche, Farben und Bemerkungen aus dem Leben der Gegenwart werde ich jenen Eindrücken vergangener Zeit ergänzend hinzufügen.

Nur zu schnell stürmt der Eisenbahnzug durch diese Gärten der Hesperiden hin, für welche er nicht erfunden ist, und ich muß mir oft genug sagen, daß die rasende Hast, mit der wir jetzt über die Erde fortgeschleift werden, den Reisenden zu verflachen droht. Die Selbstthätigkeit des Geistes hört dabei auf; an die Stelle erworbener Erfahrung tritt das nur passive visionenhafte Schauen flüchtiger und zusammenhangsloser Erscheinungen.

Herr Salinas zeigt mir den kleinen Ort Cinisi mit weißen, plattgedeckten Häusern in einem schönen Tal, und er sagt mir, daß der gefeierte sicilianische Dichter Giovanni Meli dort als Arzt gelebt und seine Idyllen gedichtet hat. Ein Arzt im Garten Eden! Da hat er

wol nicht viel mit Mixturen zu thun gehabt. Ein paar Dosen Chinin und einige Aderlässe, das hitzige sicilianische Blut zu erleichtern: das war genug für seinen Tag, und Meli hatte Zeit vollauf, der moderne Theokrit Siciliens zu sein. Weder Pillen noch Verse haben ihn reich gemacht. Er blieb arm, wie die Grille Anakreon's, die auch er so schön besungen hat, aber doch nicht so bedürfnißlos wie sie; denn in manchen Sonetten hat er sich über seinen kargen Anteil an den Erdengütern beklagt.

Der Frühling blüht jetzt in voller Pracht und entfaltet eine Vegetation von durchaus tropischer Fülle. Die Geranien, Kamillen und Margeriten bilden hier hochaufgeschossene, dichte Gebüsche. Die Abhänge grüner Hügel bedeckt purpurroter Klee, soweit sie nicht mit Reben bepflanzt sind. In Zucco sah ich die ersten Weinmagazine, langgestreckte niedrige Gebäude, und deren sollte ich dann noch viele antreffen. Ich bemerke, daß der Marsalawein seinen Namen nicht durchaus von dem Orte führt, wo er wächst, sondern von den großen Centraldepots in jener Hafenstadt. Ganz Westsicilien erzeugt den starken Wein dieser Gattung. Händler kaufen allerorten von den Bauern die Trauben auf, keltern sie und lagern den Wein in Behältern ab.

Ehedem waren die Engländer Woodhouse, Ingham und Whitaker die alleinigen aus der Fremde eingewanderten Könige dieser Weinfabrikation; aber jetzt schwingt der Palermitaner Florio, der bekannte Schiffsrheder, welcher sich mit der Companie Rubattino vereinigt hat, den Thyrsusstab über Sicilien. Selbst am Meeresstrande Selinunts, in nicht zu weiter Entfernung von den ehr-

würdigen Trümmern der dorischen Tempel, traf ich Weinmagazine Florio's. Wenn nicht diese Dynastie des neuen Dionysos einmal, was wir ihr nicht wünschen wollen, im Marsala ertrinkt, wie der Herzog von Clarence im Malvasier, worüber sich nachher sein Schatten bitter beklagte (wash'd to dead with fulsome wine), so wird sie hier zum Reichtum des Krösus emporsteigen. Ganz Sicilien müßte wol durch Wein und Korn wieder wie im Altertum zum reichsten Lande Europas werden, wenn die Steuern nicht den Landmann erdrückten, wenn die Latifundien nicht den Kleinbesitz verschlungen hätten, und wenn sich nicht der ehemalige Baron oder Bischof und Abt in die unscheinbare, aber volkswirtschaftlich nicht minder gefährliche Figur des Speculanten und Mercante di campagna verwandelte.

Wer dies herrliche Culturland an den Höhen Partinico's betrachtet, mit seinen Weizenäckern und Weinbergen, seinen Baumwolle- und Sumachfeldern, seinen Orangen-, Feigen- und Oelgärten, glaubt ein Eldorado vor sich zu sehen. Allein niemand lasse sich über das von diesem saftigen Grün verschleierte Elend der arbeitenden Volksschicht täuschen. Der kleine Grundbesitz wird nach wie vor durch das große Kapital aufgesogen; die „Lettere meridionali" Villari's haben noch zur Stunde ihre Geltung.

Hinter Ballestrate zeigten sich wieder öde, vom fliegenden Sand verwehte Strecken, so daß die Eisenbahn durch hölzerne Einhegungen geschützt werden muß; das geht so fort, fast bis gegen die Stadt Castellamare, den alten Stapelplatz der Segestaner, dessen weiße Häuserlinie am

schönen Golf sich hinzieht. Der Fiume Freddo, der alte Kremisos, mündet dort ins Meer. An ihm führt die Bahn aufwärts in das kornprangende Hügelland nach Alcamo, der Vaterstadt des Ciullo, eines der ältesten Dichter in der Vulgärsprache Italiens.

Wir fanden an der dortigen Station, welche zugleich die für Calatafimi ist, Wagen bereit, und fuhren alsbald über die Berge nach diesem hochgelegenen Ort, um von ihm aus den Tempel Segesta's zu besuchen. Ich erinnerte mich des Eindrucks grenzenloser Verlassenheit und Oede, welchen mir dies Bergland machte, als ich im September 1853 mit Bursian von Alcamo nach jenem Tempel ritt. Auch jetzt überraschte mich derselbe Charakter großartiger Wildheit, tiefer Einsamkeit und dorischen Ernstes; nur kleidete der Frühling die Natur in Blumenschmuck und Grün, während ausgedehnte Rebenpflanzungen auf den Berghängen zeigten, daß auch hier der Anbau Fortschritte gemacht hat. Der gut unterhaltene Fahrweg nach Calatafimi ist zu seinen Seiten meist mit Hecken von Aloë eingefaßt, welche amerikanische Pflanze hier ganz besonders kräftig zu wuchern scheint.

Da die Dinge in der Welt durch unsichtbare Ketten von Ursache und Wirkung mit einander zusammenhängen, so will ich behaupten, daß der ganze heutige Culturfortschritt Siciliens im Causalnexus zu einer einzigen Schlacht steht: und diese wurde am 15. Mai 1860 in den Bergen Calatafimi's geschlagen. Am 11. Mai war Garibaldi mit den „Tausend" in Marsala gelandet und durch den Zuzug der Sicilianer verstärkt in das innere Land vorgedrungen, um die Straße Salemi-Palermo zu

gewinnen. Unterhalb Calatafimi, bei Vita, versperrte ihm diese das bourbonische dreifach überlegene Heer. Er zersprengte dasselbe, und schon am 26. Mai stand er vor Palermo. So entschied jenes siegreiche Gefecht zuerst die Befreiung Siciliens, dann die Vereinigung Italiens zur nationalen Monarchie.

Der jüngste Held dieses Landes hat auf demselben Schauplatz oder doch in dessen Nähe einen alten Vorgänger gehabt, den Korinther Timoleon, welcher durch seinen Sieg am Kremisos im Jahre 342 v. Chr. Sicilien vom Joch der Karthager befreite. Diese verließen die Insel, wie sie die Bourbonen infolge jener Niederlage endlich räumen mußten. Der Zug Garibaldi's von Marsala nach Palermo hat die classischen, die saracenischen und normannischen Heldenerinnerungen Siciliens, des Landes der heroischen Abenteuer, um eine glänzende Episode vermehrt. Sie übertrifft an Kühnheit sogar alle ihr hier voraufgegangenen Unternehmungen erobernder Krieger, und ist um so erstaunlicher, weil sich dies seltsame Ereigniß in der modernsten Zeit der gleichmäßigen Staatsverfassungen, des kunstvoll geordneten Militär- und Polizeisystems, des friedlichen Bürgertums, des Dampfes und der Maschine, wie eine ritterlich-romantische Aventure vollzogen hat.

Der mutige Kampf der Tausend hier war im Verhältniß zu den riesigen Schlachten, die nachher die Welt erschüttert haben, nur ein kleines Freischarengefecht; allein das reichte hin, gewaltige Wirkungen hervorzubringen. Denn von dort her laufen Fäden in das ganze Weltgewebe hinein, welches von 1860 bis 1870 in Italien,

Frankreich und Deutschland gesponnen worden ist, so daß ein hellsehender Philosoph aus der Niederlage des bourbonischen Generals, wenn nicht den Fall Napoleon's, so doch den des Papstes hätte vorausberechnen können. Wir thun das jetzt post festum et bellum, da wir alle Daten in der Hand haben. Es hätte aber auch alles anders kommen können. Denn was wäre erfolgt, wenn der General Landi am 15. Mai 1860 jene Freischaren massakrirt und ihren Führer einfach als Räuberhauptmann im Castell Calatafimi hätte erschießen lassen? Es ist gut, daß dies nicht geschehen ist. Aber hängt nicht der Gang der Weltgeschichte von dem kleinsten Zufall ab? Und stecken nicht die Geschicke ganzer Generationen und Völker in den Läufen elender Flinten?

Calatafimi steht auf einer bedeutenden Höhe, so daß seine graue Häusermasse und das Castell weithin sichtbar sind. Auch die sicilianischen Landstädte zeigen schon einen merklichen Fortschritt in ädilicischer Hinsicht; das Straßenpflaster ist besser geworden, und auf die nettezza pubblica wird mehr Acht gegeben. Freilich sind die Orte im Innern nicht immer so reinlich gehalten wie in der Nähe Palermo's, wo mir Monreale deshalb ganz besonders aufgefallen ist.

Ein Geistlicher, der kundige Genius loci, machte unsern Führer in dem einsamen Orte. Wir besichtigen ein paar Kirchen, einige Altertümer und Inschriften, worauf wir vor dem Tore an den alten Stadtmauern zu Wagen stiegen, um nach Segesta zu gelangen. Nach einer Strecke fanden wir Pferde unten im Tal bereit, die uns auf unfahrbaren Wegen weiter brachten.

Der einsame Tempel zeigt sich in der Ferne als überraschende Gestalt aus einer fremden Götterwelt über einem Hügel zwischen grauen Bergen mit rötlichen Felsabstürzen. Dies starre Amphitheater sinkt gegen Calatafimi in einen offenen, vom Fluß Pispisa durchströmten Wiesengrund. Wir ritten durch den von Frühlingswassern lebhaft gewordenen Fluß, da keine Brücke über ihn führt. Eine Fahrstraße gibt es hier nicht, weil das alte Segesta durch keine neue Stadt ersetzt worden ist. Hier hat sich seit 30 Jahren nichts verändert, Kornfelder abgerechnet, welche reiche Besitzer aus Trapani angebaut haben.

Einige Minuten vom Tempel entfernt steht unter dem Monte Barbaro eine Meierei und das Haus des Custoden, welches auch studirenden Maulwürfen zur Unterkunft dienen kann. Solche zweckmäßige Einrichtung ist überall in Italien getroffen worden, wo sich bedeutende Ausgrabungen finden. Seitdem Fiorelli die Generaldirection der Antiquitäten und schönen Künste übernommen hat, sucht die italienische Regierung auch dies Gebiet der Verwaltung des Nationalgutes einheitlich einzurichten, und die verschiedenen Gesetze, welche sie aus der Administration der ehemaligen Staaten Italiens übernommen hat, auszugleichen. Wer sich darüber näher unterrichten will, lese die Berichte Fiorelli's: „Sull' ordinamento del servizio archeologico", von 1883 und 1885. Die Einheit des Systems gibt sich schon äußerlich darin zu erkennen, daß die Custoden überall die gleiche Kleidung tragen.

Der Tempel Segesta's ist das besterhaltene, aber nicht das schönste, alte dorische Bauwerk Siciliens. Seine

architectonische Wirkung wird durch Lage und Umgebung bedeutend erhöht. Als ein wie durch ein Wunder gerettetes, verlassenes und namenloses Kunstgebilde tritt er zu dieser wilden Natur in Gegensatz, aber nicht in Widerspruch; denn seine ruhigen, einfachen Formen stimmen mit den großartigen Bergen seiner Umgebung so ganz überein wie die gelben Farbentöne seines Gesteins. Er steht auf einer künstlich geebneten Höhe, welche westwärts in eine tiefe, vom Wildbach durchflossene Schlucht abstürzt.

Er ist unvollendet und hat keine Zelle; die beiden Giebel sind ohne Schmuck geblieben; die aus Trommeln zusammengesetzten Säulen haben noch keine Cannelirungen. Da der Stilobat noch lückenhaft, die oberste Tempelstufe unvollendet ist, scheinen die dorischen Säulen auf viereckigen Basen zu stehen. Weil ich die Tempel Athens kenne, erschien mir jetzt dieser Segesta's etwas schwer und gedrückt, die Säulen plump und sehr nahe beisammen; und diese Wirkung würde noch stärker fühlbar sein, wenn der Innenraum ausgebaut wäre. So wie der Tempel ist, bildet er nur eine auf vier Stufen ruhende Halle, gleichsam ein Belvedere für das erhabene Panorama der Landschaft. Saverio Cavallari hat auch an diesem dorischen Bauwerk den optischen Effect der leisen Curve aller Horizontallinien bestätigt, welchen zuerst im Jahre 1837 die Architecten Pennethorn und Schaubert am Parthenon Athens bemerkt haben.

Wir ritten aufwärts zu den Trümmern der Stadt auf verwilderten Pfaden des Monte Barbaro über öde Heiden, welche Palmengras, Borax, Asphodelen und der gelbe Fenchel bedecken. Vom alten Segesta und seiner

Akropolis ist außer dem Theater nichts mehr über dem Boden zu sehen, als einige Reste der zwiefachen Mauerlinie mit ihren Eingängen und Fundamenten der Türme; auch erkennt man Straßen mit ihrem Felsenpflaster. Die zuerst von Serradifalco, dann von Hittorf und Zanth, endlich von Cavallari unternommenen Ausgrabungen des Theaters haben keine nennenswerten Nachträge erfahren. Dieser schöne Bau, dessen sechs Sitzreihen nebst den Stützmauern noch erhalten sind, bietet bekanntlich neben jenem Taormina's die deutlichste Vorstellung der Einrichtung des altgriechischen Theaters dar. Da die Zuschauer hoch auf der nach Nordost gerichteten Bergflanke saßen, so breitete sich vor ihren Blicken die prachtvollste Scenerie der Natur aus. Nordwärts sieht man das von blauen Küstensäumen umfaßte leuchtende Meer, jenseits im Westen steigt der Gipfel des Eryx empor: unten sind lachende Täler zwischen den rauhen Bergen eingebettet.

Als wir, Segesta verlassend, wieder über den Fluß setzten, wandte sich Herr d'Andrade, welcher neben mir ritt, zu mir und sagte: „Wissen Sie auch, daß Sie den Genuesen einen guten Dienst geleistet haben? Wenn der Palast der Bank von San Giorgio heute noch aufrecht steht, so haben Sie dazu mitgewirkt.“

„Oh! Wie sollte das möglich sein!“

„Nun, haben Sie nicht vor jetzt gerade zehn Jahren einer an Sie gerichteten Aufforderung der genuesischen Commission zur Erhaltung der Denkmäler entsprochen und sich um die Rettung jenes bedrohten Palastes bemüht?“

„Freilich, ich begab mich mit Monteverde zum Ministerpräsidenten Depretis; wir legten ihm die Sache

dringend ans Herz, und es ist jener ausgezeichnete Bildhauer gewesen, welchem seine Vaterstadt die Erhaltung des Palazzo delle Compere verdankt."

„Wir haben Ihren Brief an uns damals veröffentlicht, und er hat Eindruck gemacht; demnach haben Sie sich um jenen Palast verdient gemacht."

„Nun denn, so ist das Wort wahr, daß auch irgendein geringfügiges Instrument, ein Nagel, ein Stein, welchen man vom Boden aufhebt, bisweilen zu etwas gut sein kann."

Ich erinnerte mich jetzt, daß ich schon eine Beziehung zu meinem liebenswürdigen Gefährten hier hatte, daß die Aufforderung jener Commission auch von Herrn d'Andrade unterzeichnet war. Wenn ich dies Gespräch mit ihm bemerke, so geschieht es aus folgendem Grunde. Kurz vor meiner Ankunft in Palermo hatte ich einen offenen Brief an den Präsidenten der Akademie von San Luca gerichtet, die gewaltsame Verwandlung Rom's durch den Umbau der Stadt betreffend. Ich hatte mir niemals eingebildet, mit einem Strohhalm einen Strom aufzuhalten; aber die Bekümmerniß um die Zerstörung der Villa Ludovisi und des Klosters Araceli und meine alte Leidenschaft für Rom hatten mich zu jenem Briefe veranlaßt, welcher nichts anderes bedeutete, als einen verzeihlichen Klageruf über so viel Schönes, was jetzt in Rom der alles verwandelnden Zeit zum Opfer fällt. Gerade während meiner Anwesenheit in Sicilien erhob sich in manchen römischen Journalen ein heftiger Angriff gegen meinen Brief, nicht von Seiten der Römer, welche mir immer wolwollend und freundlich gesinnt sind, sondern von solchen, die ich nicht

weiter bezeichnen will. Darum mußten mir gerade jetzt die Worte d'Andrade's und die Erinnerungen, welche sie in mir erweckten, doppelt erfreulich sein.

Wir waren kaum über den Fluß hinüber, als sich uns in der von Menschen verlassenen Landschaft der überraschende Anblick eines Festzuges darbot. Eine lange Reihe von Reitern, auch von hochräderigen Wagen, die mit anscheinend fröhlichen Menschen angefüllt waren, bewegte sich auf der Straße nach Calatafimi fort. Ein in träumerische Erinnerungen des Altertums versunkener Archäologe hätte sich einbilden können, daß dies ein Zug von Männern sei, welche einen mit dem Oelzweige bekränzten Athleten oder Wagenlenker aus dem Festspiel heimgeleiteten. Allein der Heros dieses Pompes war kein Gegenstand für eine Ode Pindar's, sondern, wie man mir zu meiner Ueberraschung erklärte, ein Mensch, welcher als Verbrecher processirt seine Freisprechung erhalten hatte und eben erst von seinen Gemeindegenossen aus dem Tribunal abgeholt worden war. Das Geleite der Gratulanten war schon vorüber, ehe ich mich so weit nähern konnte, um aus dem Angesicht des Glücklichen herauszulesen, ob dies ein Triumphzug der Gerechtigkeit oder ihres Gegenteils sei, und ob auch nach dem Spruche des Richters der unbestechlichen Nemesis noch etwas mit dem Manne zu thun übrigbleiben werde.

Es gibt genug Beispiele der Einschüchterung der Geschworenen, namentlich aus der Zeit des heftigen Kampfes der gesetzlichen Gewalt mit der sicilianischen Maffia. Die Regierung war bisweilen genötigt, schwerer Verbrechen Angeklagte von Gerichten des Festlandes aburteilen zu

lassen. Als ich mich ein paar Wochen später im Hafen Palermo's nach Neapel einschiffte, sah ich gefesselte Männer auf das Dampfschiff bringen, darunter einige von so verwilderter und vertierter Physiognomie, daß ich sie nur mit Grauen betrachten konnte. Wenn sich auch die Zustände Siciliens im allgemeinen sehr gebessert haben und das Land von den Grassatori der Straßen gesäubert ist, so ist doch die Hydra der Maffia keineswegs ganz und gar erstickt; denn sie dauert noch als das die socialen Verhältnisse tyrannisirende Clientelwesen fort, und der Rechtssinn hat noch nicht das Bewußtsein des Volkes durchdrungen. Dem Richter fehlt die Achtung, die aus der Unbestechlichkeit fließt, und dem Gesetz jener Nimbus der Furcht und Ehrfurcht, welcher seine heilige Macht umgeben soll. In dieser Hinsicht haben Kirche, Schule und Gesellschaft in den meridionalen Ländern noch viel zu thun.

Um 4 Uhr Nachmittags stiegen wir auf der Station Alcamo-Calatafimi wieder in den Eisenbahnzug und fuhren weiter nach Castelvetrano über Gibellina und Santa Ninfa. Der erste Ort hat seinen Namen wol eher von dem arabischen Gebel erhalten als von der Faction der Ghibellinen. Das Land sinkt hier schon zum Meere ab; es ist baumlos und kahl, ohne Wein- und Olivencultur, doch von Saaten grünend. Statt wolhabender Ortschaften, die man hier bei einander anzutreffen erwartet, sieht man nur zerstreute Campagnahäuser, die Zeichen, daß der Freibauer seit Alters zum Colonen der Latifundien herabgesetzt ist.

Nach wenig mehr als einer Stunde erreichten wir

Castelvetrano. Ich rief mir wieder die Zeit zurück, wo ich vor 33 Jahren in diesem Ort mit Bursian angelangt war, von dem langen Ritte so ermüdet, daß ich nicht ohne Hülfe vom Maultier steigen konnte. Wir waren damals nur zur Nacht in Castelvetrano und ritten schon in der nächsten Morgenfrühe weiter fort nach Selinunt und Sciacca.

An der Station standen zwei elegante Wagen mit Dienern in Livree bereit, und mehrere Herren, unter ihnen der Syndicus der Stadt, Baron Saporito, empfingen die Gesellschaft mit zuvorkommenden Höflichkeiten. Sie luden uns ein, ehe wir uns ins Hotel Bixio begaben, das städtische Museum zu besichtigen. Diese kleine Sammlung ist aus Altertümern gebildet, welche im Gemeindebezirk durch Zufall gefunden sind. Man hat sie in den obern Räumen des verfallenen Dominicanerklosters aufgestellt: Thon- und Bronzefiguren, Sculpturtrümmer, große und kleine Vasen u. dgl. Ein paar bemalte griechische Gefäße erregten unsere Aufmerksamkeit; das eine zeigte auf weißem Grunde die Figur einer sitzenden Frau, welche einen Kranz windet; die in schwarzen Linien gezeichnete Gestalt ist von der schönsten classischen Einfachheit. Einen andern Lekythos schmückt das Bild einer Frau, die ihre Toilette macht. Unter den Bronzen fanden wir eine archaistische Figur in dreiviertel Lebensgröße, welche Apollo darzustellen scheint.

Man tadelt das Anlegen kleiner Stadtmuseen, weil dadurch Kunstschätze dem Staate entzogen und zersplittert werden. Allein solche Sammlungen sind doch immer ein Schmuck der Gemeinden, deren geistige Bedeutung sie er-

höhen können. Auch mindert sich im Zeitalter der Eisenbahnen die Unbequemlichkeit, sie an Ort und Stelle aufzusuchen. Der Kunstforscher kann heute so ohne Mühe von Neapel nach Ruvo gehen, um die berühmte Vasensammlung Jatta zu besuchen, als er von Palermo nach Syrakus, Noto und Castelvetrano gelangt.

Man hat in demselben Dominicanerkloster auch Elementarschulen und sogar ein Gymnasium mit fünf Professoren eingerichtet, und dies ist freilich rühmlicher und wichtiger, als ein Museum von Antiquitäten oder Bildern sein kann; denn was diesem so lange Zeit hindurch von Unwissenheit und Aberglauben verdunkelten Insellande vor allem notthut, ist Aufklärung des Volkes durch Unterricht. Ich sah mit besonderm Anteil die dort in drei schmucken Sälen aufgestellte Bibliothek und fand darin zu meiner Ueberraschung einige Incunabeln von Wert, so eine von Gallus in Wien gedruckte Bibel und einen lateinischen Josephus aus der bekannten Officin des Pannartz zu Rom in domo Maximorum.

Trotz der eingebrochenen Dunkelheit besuchten wir noch die ansehnliche Kathedrale San Giovanni Battista, und wir bewunderten daselbst hinter dem Hochaltar, beim Schein von Kerzen, schon aus Pflichtgefühl, die übrigens treffliche Marmorfigur des Täufers, ein Werk des Antonio Gagini. Dieser berühmteste Bildhauer Siciliens in der Renaissance war im Jahre 1480 zu Palermo geboren. Er und seine talentvollen Söhne haben die Kirchen dieser und anderer Städte ihres Vaterlandes mit vielen Statuen, Reliefs und andern Werken der Sculptur geschmückt.

Da wir zwei Nächte in Castelvetrano zubrachten, hatte ich Muße genug, diese geräumige Stadt zu sehen. Ihre freie Lage auf einer langgestreckten gartenreichen Bodenerhebung über der zum nahen Meer sinkenden großen Niederung erinnert durchaus an Velletri. Freilich fehlt hier das interessante Naturgemälde, welches dort in Latium durch die schönen Volskerberge, die pontinischen Sümpfe und das Cap der Circe geschaffen ist. Aber Castelvetrano ist viel ansehnlicher, eine durch Landbau und Weincultur wolhabende Stadt von 30000 Einwohnern, mit breiten geraden Straßen, manchen stattlichen Palästen und altertümlichen Kirchen noch aus normannischer Zeit. Ehedem war gebietender Herr des Orts der Duca di Monteleone. Diese einst mächtige Familie besitzt hier noch ihren großen Baronalpalast. Ein Blick auf das jetzt verfallende Schloß mit crenelirten Mauern und hohem Turm und mit einem in irgendwelchem Volkstumult ausgelöschten Wappen über dem Portal zeigt, daß auch in Sicilien die Epoche des Feudalismus glücklicherweise der Vergangenheit angehört. Die Monteleone-Pignatelli sind aus großen Lehnsherren zu Gutsbesitzern geworden. Andere Günstlinge der Fortuna, der Speculation und Arbeit haben sich neben ihnen emporgeschwungen, wie die Brüder Saporito, welchen im Gebiete Castelvetrano's weite Ländereien angehören.

Am 20. April brachen wir um 6 Uhr Morgens nach Selinunt auf und legten diese Strecke von 1½ Stunden zu Wagen zurück. Der Bau einer Eisenbahn bis zu den Tempeltrümmern ist im Plan. Die Straße, die wir nahmen, ist die nach Sciacca führende, welches ostwärts

auf einer mäßigen Höhe sichtbar wird. Sie geht erst durch üppige Wein- und Oelgärten an Landhäusern vorbei, dann nach dem öden Küstenstrich, zu welchem wir rechts abbogen. Die gewaltigen Ruinen Selinunts erheben sich vor uns über dem Meeresstrande in zwei getrennten Gruppen; sie scheinen die durcheinandergeworfenen Reste der ganzen Stadt zu sein, und doch sind sie nur die Trümmer von sieben ihrer dorischen Tempel.

Nichts anderes ist heute von jenem alten Selinunt übriggeblieben, welches in die Geschicke Siciliens und Griechenlands so verhängnißvoll eingegriffen hat. Das geschichtliche Leben dieser Stadt, deren Bürger reich und kunstsinnig genug waren, um den Göttern solche gigantische, für ewige Dauer berechnete Tempel aufzurichten, ist für uns ganz so dunkel und unpersönlich wie jenes ihrer Feindin Segesta. Der innern Uneinigkeit, der engherzigen Eifersucht und dem Mangel an Sinn für das höhere Wol eines gemeinsamen Vaterlandes sind beide Städte zum Opfer gefallen. Der Begriff des Vaterlandes fehlte freilich diesen Griechencolonien, deren jede einen eigenen Staat für sich bildete.

Der erbitterte, durch Grenzstreitigkeiten entstandene Krieg zwischen Segesta und Selinunt, in welchen auch Syrakus verflochten war, hatte zur Folge, daß die erstere die Athener zur Hülfe rief. Diese erlagen in der furchtbaren Katastrophe des Nikias vor Syrakus. Dann rief Segesta unglücklicherweise die Karthager herbei, und Hannibal, der Sohn Giskon's, der Enkel und Rächer des bei Himera besiegten Hamilkar, eroberte und zerstörte nach nur neuntägiger Belagerung Selinunt, im Jahre 409.

Die wahre Blütezeit dieser durch Handel und Ackerbau reichen Stadt, einer im Jahre 628 v. Chr. gegründeten Colonie des dorischen Megara-Hybläa, umfaßte vielleicht nur den kleinen Zeitraum von 480 bis 409, von dem großen Siege der Griechen über die Punier bei Himera bis zu der verhängnißvollen Rückkehr der Karthager. In dieser Epoche sind nicht die ältesten, aber die schönsten jener dorischen Tempel gebaut worden, deren Reste jetzt das unvergleichliche Gemälde einer zertrümmerten griechischen Stadt am Meer, in todtenstiller Verlassenheit darbieten. Selinunt war mit der Zeit selbst bis auf den Namen so verschollen, daß diesen erst der sicilianische Geschichtschreiber Fazello im 16. Jahrhundert wieder entdeckt hat.

Die ersten Ausgrabungen machten hier im Jahre 1822 die Engländer Samuel Angell und William Harris; dann stellten 1824 Hittorf und sein Schüler Zanth ihre epochemachenden Untersuchungen der Trümmer an, ohne jedoch Ausgrabungen zu veranstalten. Solche ließen der Herzog Serradifalco und der Prinz della Trabia durch den jungen Architekten Cavallari im Jahre 1831 fortsetzen. Ihre Resultate stellte dann Serradifalco im zweiten Bande seines Werkes über die Altertümer Siciliens zusammen. Cavallari führte die Ausgrabungen von 1865 bis 1872 weiter fort, und heute werden sie unter der Leitung Scalea's mit neuem Eifer fortgesetzt. Davon Augenzeuge zu sein, war mir vom höchsten Wert.

Der Stadtplan Selinunts, welchen Cavallari und Schubring im Jahre 1865 topographisch festgestellt haben, zerfällt in zwei Gebiete, deren jedes eine von Nord nach

Süd zur Küste hingestreckte Hochfläche umfaßt. Beide sind durch die Vallara, ein langes, tausend Schritte breites Tal von einander getrennt. Auf dem östlichen, weniger erhobenen Bergrücken stehen die mächtigsten Tempeltrümmer. Die westliche Terrasse tritt näher und schroffer ans Meer und enthält über der Küste die Ruinen der Akropolis. Dann wird sie an der Nordmauer dieser durch einen grabenartigen Einschnitt des Bodens abgebrochen, über welchen sie sich nordwärts als ein von Flugsand und Gestrüpp bedecktes Hochfeld fortsetzt. Hier lag ein großer Teil der eigentlichen Stadt. Von diesem Hügel steigt man westwärts in die sumpfige Niederung, durch welche der Fluß Selinus oder Madiuni ins Meer fällt. Er soll der Stadt ihren Namen gegeben haben. Das Selinon (wilder Sellerie oder Eppich) wird dort in Massen angetroffen. Das zierliche, feingegliederte Blatt dieser Pflanze muß auch die Aufmerksamkeit der alten Künstler erregt haben, denn es wurde zum gewöhnlichen Emblem der selinuntischen Silberdrachmen. Auf dem Avers sieht man das Eppichblatt hinter dem gehörnten Flußgott Selinos oder dem Hypsas, neben dem Bilde eines Stiers, oder eines schreitenden Sumpfvogels, oder eines Viergespanns.

Als ich im Jahre 1853 Selinunt besuchte, waren die Tempelreste des Osthügels durch die Ausgrabungen Serradifalco's zugänglich gemacht; weil aber diese nicht mehr fortgesetzt wurden, boten die Trümmer noch das schöne landschaftliche Schauspiel der Versunkenheit in die Naturwildniß dar. Myrten, Mastix und Fächerpalmen quollen überall zwischen den riesigen Steinblöcken hervor,

und der Schritt des kletternden Besuchers störte dort die buntgefleckten Schlangen auf. Heute ist der Ausgraber im Kampf mit der Wildniß wieder Sieger geworden, und wie fast überall in der classischen, von der Wissenschaft eroberten Trümmerwelt ist die Poesie der Ruine gründlich zerstört. Statt der vom Pflanzenwuchs umschlungenen Steinblöcke gestürzter Tempel, deren tragischen Untergang die Natur selbst zu sühnen schien, indem sie diese zerstörte Pracht unter Blumen bestattete, sieht jetzt der zu künstlerischen oder dichterischen Empfindungen geneigte Wanderer mit Unwillen nur kahle, sorgsam gereinigte Architrave, Metopen, Triglyphen, Säulenstücke auf nacktem Erdboden gruppenweise hingelagert, und es fehlen nur die Nummern oder Aufschriften auf den Blöcken, um ihm darzuthun, daß er Gegenstände eines wolgeordneten archäologischen Museums vor sich habe.

Der Gewinn für die Wissenschaft ist bisweilen ein Verlust für die Phantasie; denn Dichtung und Kunst ziehen ihr innerstes Leben aus dem Geheimniß. Die nackte Wirklichkeit schreckt sie als Tyrannei der Thatsache ab, und niemals würde Homer die „Ilias“ gedichtet haben, wenn ihm ein Archäolog oder Anthropologe die Mumien des Agamemnon und Achill vorgezeigt und nachgewiesen hätte, daß jeder dieser Heroen zwar über sechs Fuß lang gewesen sei, daß aber ihre Schädelbildung eine sehr kleine Gehirnmasse voraussetze; woraus auch der trojanische Krieg zu erklären sei. Denn bei mehr Gehirn würden jene Könige nicht wegen einer weggelaufenen liederlichen Prinzessin zehn Jahre lang Troja bestürmt haben. So widerspruchsvoll ist unser Verhältniß zu den

Dingen der Welt. Wenn Fiorelli und Schliemann Ursache zum Jubeln haben, trauern vielleicht Geister wie Lord Byron und Claude Lorrain.

Ich bekenne, daß der erste Eindruck beim Wiedersehen Selinunts mich gar nicht erfreute. Diese majestätischen Ruinen, älter und merkwürdiger als jene Baalbek's, erschienen mir jetzt nicht nur ihrer Weihe beraubt, sondern verkleinert und zu Haufen von Schutt eingeschrumpft, den man zusammengekehrt hat. Jedoch nachdem ich mich mit dem Bewußtsein getröstet hatte, diese wunderbare Trümmerwelt noch zu einem großen Teil in ihrem Jahrhunderte alten wilden Naturzustande gekannt zu haben, mußte ich mich zufrieden geben, sie jetzt von den Dienern einer Wissenschaft gezähmt zu sehen, welche uns wenigstens die Entwicklung der Kunst vor Augen führen kann und fähig ist, Gebiete göttlicher Schönheit zu erschließen, wenn ihr ein Winckelmann seinen Geist einflößt.

Ausgrabungen in Ruinen sind zuerst vom Schatzgräber gemacht worden; denn erst auf das Raubsystem derer, die nach kostbaren Metallen und Steinen suchten, was nie ohne ein frevelhaftes Ruiniren der Ruinen vor sich gehen konnte, folgte deren wissenschaftliche Erforschung in der Renaissance. Sie stockte während der geistigen Verwilderung des 17. Jahrhunderts, und nachdem sie im folgenden wieder aufgenommen, im 19. besonders infolge der Befreiung Griechenlands neu belebt worden war, durchlief sie mehrere Phasen des Schwankens und der Willkür in der Behandlung des Ausgegrabenen, bis sie durch die Hülfe der geschichtlichen Kritik ihre heutige Methode gewonnen hat. Der Zweck des Ausgrabens ist

jetzt einfach dieser, verschüttete Monumente der Wissenschaft zugänglich zu machen. Nichts darf daran verändert und aufgemauert werden, es sei denn, wo architectonische Glieder zu ihrer Erhaltung einer Stütze bedürfen. Wenn demnach die Commission der Ausgrabung ihre Aufgabe vollendet hat, beginnt die andere des wissenschaftlichen Forschers.

Es war in Selinunt nicht leicht, so ungeheuere Trümmermassen vom Pflanzenwuchs, vom Schutt und Flugsande in solcher Weise frei zu machen, daß die durcheinandergestürzten Blöcke nicht wiederum in Bewegung kamen. Um dies zu verhüten, hat man beim Graben entstehende Lücken mit stützenden Steinen ausgefüllt, und so sich bemüht, den geschichtlichen Moment des Sturzes gleichsam festzuhalten. Wenn das auch nicht immer geglückt sein kann, so wird doch der Besucher diese Tempeltrümmer wesentlich in denselben Winkeln und Neigungslinien gelagert finden, in welchen sie gefallen sind.

Die östliche Terrasse liegt von der Akropolis so weit entfernt, daß sie als ein eigener heiliger Bezirk der Stadt anzusehen ist, und hier steht die großartigste Trümmergruppe nicht nur Selinunts, sondern des griechischen Altertums. Zu ihren drei Tempeln haben Ausgrabungen nichts Neues hinzugefügt, denn dort sind keine Reste andrer Bauwerke mehr entdeckt worden. Weil alle Tempel Selinunts bis zum Jahre 1865 namenlos geblieben waren, hat man sie auf dem topographischen Plan mit Buchstaben bezeichnet. Der vorderste Tempel (G) ist der größeste von allen; an Raumverhältniß steht er nur dem Zeustempel Agrigent's nach. Leider hat ihn das Erdbeben nicht in einer Rich-

tung umgestürzt, sondern in Entsetzen erregender Wildheit durcheinandergeworfen. Aus diesem Chaos ungeheuerer Architrave und Capitäler und der Säulentrommeln von 4 Meter Durchmesser ragen nur noch eine Ante und eine einzige kopflose Säule turmartig hervor. Da sich nur zwei Säulen dieses Tempels mit Cannelirungen vorgefunden haben, so ist er nicht vollendet worden. Cavallari fand hier im Jahre 1871 eine altdorische Votivinschrift, die zuerst Holm erklärt hat: sie bewies, daß der Tempel dem Apollo geweiht war, und dieser ist demnach der Schutzgott Selinunts gewesen. Hittorf nennt den Tempel das vollendetste religiöse Monument des griechischen Altertums, und Benndorf den Parthenon von Selinunt. Er hatte wie dieser 17 Säulen an den Langseiten, 8 an den Fronten.

Der zweite Trümmerhaufen ist namenlos geblieben; den dritten (E) hat eine 1865 entdeckte Inschrift als Heratempel erkennen lassen. Gerade dieser bietet noch heute ein überraschend malerisches Ruinenbild dar. Denn seine mächtigen Säulen (er hatte deren 38) sind meist nach innen auf die Cellawand gestürzt; die Trommeln der einen liegen noch so in ihrer Reihenfolge da, wie jene der umgestürzten Säule des Olympieion Athens. Drei hohe Säulenstumpfe stehen noch aufrecht. Hier grub Cavallari zwischen 1831 und 1833 die fünf Metopenplatten aus, deren Figuren einen schon entwickeltern Stil zeigen; jene des Zeus und der Hera kommen an classischer Schönheit den Parthenonsculpturen nahe.

Als diese drei Bauwerke altdorischer Kunst hier in einer Linie über dem Meer aufgereiht standen, müssen sie einen feierlichern Anblick gewährt haben als die drei von=

einander weiter abstehenden Tempel Pästums. Der tragische Ernst ihrer einfachen und streng gegliederten Massen wurde durch polychrome Malerei gemildert. Denn nicht nur die Giebelflächen, der Grund der Metopen und die Triglyphen und Gesimse waren in Rot oder Blau, oder Schwarz und Grün gemalt, sondern auch die Capitäler und Hohlstreifen der mit Stuck überzogenen Säulen lebhaft gefärbt.

Wir gingen über den Osthügel fort ans Meer auf der öden, vom wilden Blumenflor und Palmengebüsch bedeckten Fläche. Virgil hat Selinunt palmosa genannt, daher sind diese Küsten schon zu seiner Zeit von derselben Chamoerops humilis bedeckt gewesen. Ich sah sie nirgends in so erstaunlicher Menge. Die stark wurzelnde Zwergpalme breitet kaum einen Fuß hoch über dem Boden ihre schönen starren Fächer aus und überwuchert gleich dem Grase weit und breit das Land. Die Naturforscher werden kaum zu sagen wissen, ob sie hier einheimisch oder von Afrika herübergekommen ist. Ich bilde mir ein, einen warmen Lufthauch von dort her zu empfangen, welcher dies tiefdunkle, weite, leblose Meer leise bewegt. Die Linie, die man von hier nach dem Südwesten zieht, trifft das Cap des Mercur am Golf von Karthago. Selinunt war die am weitesten auf diesem Südrande Siciliens vorgeschobene Griechencolonie, und die Nähe Karthago's brachte ihr Verderben.

Die Küste hier ist eigentlich hafenlos; aus dem Mangel eines großen Seehafens erklärt sich auch die geschichtliche Unwichtigkeit Selinunts. Der mäßige Vorsprung der Akropolis bildet nur einen notdürftigen Ankerplatz für

Handelsschiffe. Wir stiegen über rötliche Dünen an das Meer und fanden in der Ausmündung des fiebervollen Talgrundes Arbeiter beschäftigt, welche aus dem Sande Mauern von gelbem Stein freilegten, und diese hält man für Dämme des Hafens. Doch sind die Ausgrabungen noch nicht weit genug gediehen, um ein richtiges Urteil darüber zu haben.

Die Akropolishöhe tritt sehr nahe ans Meer, und auf ihr stehen am südlichsten Rande einige Häuser, die geräumige, auch zur Aufnahme Studirender eingerichtete Wohnung des Custoden, und ein mittelalterlicher Wartturm, welcher ehemals mehr zum Signalisiren als zum Schutze gegen die Piraten gedient hat. Die ganze Hochfläche erhebt sich nur 30 Meter über das Meer. Sie ist so ausgedehnt, daß sie außer Heiligtümern auch die eigentliche Altstadt umfaßt haben muß. Ihr Grund und Boden gehört jetzt fast ganz dem Staat, und so kann hier die Commission der Altertümer ungehindert schalten. Ihre Ausgrabungen seit 1875 gehören auch, wie zu den schwierigsten, so zu den am besten gelungenen Italiens. Nur ein Teil der Westseite ist noch freizulegen.

Eine antike Straße im Felsboden geht mitten durch die Akropolis, eine andere durchkreuzt dieselbe; so gelangt man von allen Seiten bequem zu den Trümmerhaufen. Da diese Burgterrasse von Natur nicht stark genug war, bedurfte sie fester Mauern, zumal auf der Landseite nach Norden, ihrem schwächsten Punkte. Mauern umziehen auch die ganze Akropolis; sie sind meist aus oblongen Steinblöcken aufgeführt, zeigen aber verschiedene Epochen des Baues. Auf der Westseite sind sie ganz freigelegt,

auf der Ostseite noch größtenteils mit Schutt und Gestrüpp bedeckt.

Im Nordosten liegt das Haupttor, welchem die Richtung jener alten Straße entspricht. Dort grub man eben aus, und es zeigte sich unter dem Eingange noch eine untere Mauer aus Quadersteinen, wie es scheint mit einem Ausfalltor. Ein Bodeneinschnitt unterbricht an dieser Stelle die Akropolisterrasse. Es war hier, wo Cavallari im Jahre 1872 die Fundamente eines eine Curve beschreibenden Baues entdeckte, welchen er trotz seines geringen Umfanges und der vom System des griechischen Theaters abweichenden Anlage für ein solches hielt. So hat er dasselbe auch in seiner topographischen Karte verzeichnet. Allein die neuesten Ausgrabungen widersprechen dieser Ansicht. Das rätselhafte Gebäude erschien uns wie ein zum Schutze des Stadttors bestimmtes Bollwerk, und ihm entspricht seitwärts eine noch auszugrabende Erhöhung, die wahrscheinlich die Reste eines zweiten Flankenturms verbirgt.

Vier Tempel, minder gigantisch als jene des Osthügels, liegen auf der Akropolis in Trümmern. Den kleinsten hielt Hittorf für ein Heroon des Empedokles, welcher sich um die von der Malaria verpestete Stadt durch Trockenlegung der Sümpfe verdient gemacht hatte. Hittorf's Studien über Selinunt sind von dieser Ruine ausgegangen. Die vielen bemalten Baustücke, die er daselbst fand, gaben ihm den Anlaß zu seinem berühmten Werk über die polychrome Architectur der Griechen (Paris 1851). Weiter aufwärts auf dem höchsten Punkt der Akropolis lag ihr größester Tempel, der dem Stil nach

auch der älteste Selinunts überhaupt ist. (Tempel C.) Seine Säulen sind reihenweise nach innen gestürzt und haben die Tempelmauer zerdrückt. Damit sie nicht tiefer fallen, hat man sie durch Steine gestützt, und so liegt ein riesiges Stück des Architravs der Länge nach ausgestreckt.

In diesem großartigen Trümmerhaufen fanden Harris und Angell die berühmten Metopen, welche Perseus und Medusa, Hercules mit den gefangenen Kerkopen und ein Viergespann darstellen: die ältesten Sculpturwerke Siciliens, deren Stil noch weit jenseit der Aegineten zu liegen scheint und die Einflüsse Assyriens erkennen läßt. Alle Metopen Selinunts sind in dem grauen Kalktuff von Menfrici gearbeitet; nur bei einigen die nackten Glieder der Frauengestalten mit weißem Marmor eingesetzt. Was von diesen Sculpturen in drei Tempeln gefunden worden, ist im Nationalmuseum Palermo's aufgestellt, dessen kunstgeschichtlich wichtigsten Schatz sie bilden, wie die Aegineten das kostbarste Kleinod der Glyptothek Münchens sind. Benndorf hat sie illustrirt („Die Metopen von Selinunt", Berlin 1873).

Als dieser kolossale Tempel noch aufrecht stand, legten Christen in seinem Peristyl ihre Kapellen an, und selbst christliche Gräber sind hier entdeckt worden. Man fand im Schutt die bronzene, jetzt im Museum Palermo's aufbewahrte Lampe aus der Zeit der von Afrika geflüchteten Donatisten. Auf Stücken des Architravs sieht man griechische Kreuze eingemeißelt. Eine prähistorische Culturschicht liegt übrigens noch unter der altdorischen auf der Akropolis begraben; dies bewies ein Pfeil aus der Steinzeit, welchen Herr Salinas zufällig vom Boden aufnahm.

Die große Nordterrasse jenseit der Akropolis zeigt keine Spuren von Tempeln oder andern Bauwerken, sodaß hier keine Ausgrabungen gemacht worden sind. An ihrem äußersten Ende entdeckte zuerst Schubring eine antike Nekropole mit ihren in den Kalktuff gehauenen Gräbern, worin sich viele bemalte Vasen aus weißem Thon fanden. Eine zweite Gräberstätte wurde westlich vom Fluß Madiuni aufgefunden.

In welcher Zeit die Tempelkolosse untergegangen sind, hat kein Geschichtschreiber gemeldet. Sie überdauerten das classische Altertum und wol noch manches christliche Jahrhundert. Wenn man vom alten Selinunt, wie dies nachgewiesen ist, leichter bewegliches Material zum Bau von Brücken oder von Campagnahäusern und selbst nach größern Orten verschleppte, von denen Castelvetrano der nächste ist, so konnte man doch nimmer die riesigen Säulen weder fortbringen, noch sie passend verbrauchen. Die Kirchen in Castelvetrano zeigen, so sagte man mir, keine antiken Säulen auf. Erst die furchtbare Naturgewalt eines Erdbebens hat diese Tempel zerstört und die Nachwelt um den Anblick des Großartigsten gebracht, was der dorische Volksgeist zu erschaffen vermochte und was jetzt noch in Trümmern uns mit Staunen und Ehrfurcht erfüllt. Die Stadt, welche diese kostbaren Prachtmonumente aufrichtete, zählte schwerlich auch nur 20000 freie Bürger. Unsere Hauptstädte zählen Millionen; aber was sind ihre modernen Denkmäler, ihre neuesten Kirchen, Paläste, Opernhäuser, Rathäuser, Museen im Grunde für geputzte, sterbliche und doch anspruchsvolle Dinge gegen diese Tempel Selinunts! Wenigstens will ich hier mit Boito sagen:

„Die einzige classische Kunst ist die der Griechen; sie bleibt immer schön, wie die Verse Homer's."

Nachmittags fuhren wir von Castelvetrano ins Land hinein, um eine kürzlich entdeckte normannische Kirche zu sehen. Da nur Feldwege dorthin führen, mußten wir uns der landesüblichen Carretten bedienen. Dies ist ein Fuhrwerk so primitiv dorisch, daß es nicht weit von den Streitwagen des Hektor und Diomedes entfernt zu sein scheint. Drei Breterwände, gelb angestrichen und je nach dem gewählten Muster mit mythologischen, heiligen, profanen und romantischen Figuren bemalt, bilden das Sitzgehäuse, welches zwischen zwei hohen Rädern feststeht. Die Gemälde sind nicht gerade so schön wie antike Vasenbilder, aber sie haben Inschriften wie sie, und auch der Name des Künstlers oder der Fabrik ist angegeben. Unsere Karren stammten aus Catania. Sie setzten sich kaum in Bewegung, als uns das Staucken und Rütteln jene wehmütigen Laute auspreßte, welche Dante dolenti note nennt. Zwei Culturzustände miteinander zu verbinden, die durch Jahrtausende so weit getrennt sind, wie ein Salonwagen der Eisenbahn und ein sicilianischer Karren auf dem Feldwege, machte mir kein geringes Vergnügen.

Die Kirche Santa Trinità di Delia, das Eigentum des Barons Saporito, wurde in einer Meierei desselben, drei Kilometer von Castelvetrano entfernt, aus einem sie verbergenden Häuserklumpen gleichsam ausgegraben. Als der Architect Patricolo diesen abbrach, kam zu aller Erstaunen ein Juwel der Baukunst ans Licht, eine kleine, vollkommen erhaltene arabisch-byzantinische Kirche des 12. Jahrhunderts. Sie ist ein regelrechtes Viereck aus

Kalksteinquadern mit entsprechenden Façaden und einer Kuppel, welche in dem ganz schmucklosen Innenraume auf vier Säulen aus Cipolin und rotem Granit ruht, und über diesen spannen sich arabische Spitzbogen aus. Der Plan ist genau derselbe der beiden Kirchen San Giovanni degli Eremiti und Martorana in Palermo, und auch der Metropolis in Athen.

Kein anderes Land bietet einen gleich großen Reichtum kunstgeschichtlicher Epochen dar wie Sicilien. Die wechselnde Formenwelt der Griechen, Phönizier, Römer, Byzantiner, Araber, Normannen, Italiener — kann man hier beisammen finden. Eben erst hatten wir dorische Tempel betrachtet, auf denen ein Reflex altägyptischer Kunst liegt, und jetzt zeigte uns eine Kirche den künstlerischen Zusammenhang des byzantinischen Orients und des arabischen Aegypten mit Sicilien. Herr Patricolo hat seiner schönen Entdeckung eine Abhandlung gewidmet im „Archivio Storico Siciliano" (Neue Serie, Jahrg. 5), und in demselben „Archiv" wird der Leser noch andre lehrreiche Schriften dieses Baumeisters finden, auch über die Martorana. In Castelvetrano führt er gegenwärtig ein Theater im dorischen Stil auf.

Unsre architectonischen Studien in der Deliakirche wurden plötzlich sehr angenehm unterbrochen, denn Landleute brachten große Körbe herein, mit duftigen Orangen gefüllt, welche man frisch aus dem Garten geholt hatte. Wir fanden die köstliche Frucht so schmackhaft, daß sie dem Namen des Barons Saporito Ehre machte. Als es nach unsrer Rückkehr Abend wurde, nahmen wir im Hotel Bixio ein treffliches Mal ein, wozu der Prinz

auch einen ehemaligen deutschen Diplomaten eingeladen hatte, welcher vor wenigen Jahren mein zufälliger Schiffsgefährte zwischen Smyrna und Konstantinopel gewesen war, und jetzt plötzlich unter den Ruinen Selinunts mir wieder begegnete. Bei unserm Symposium verschmähten wir alle den feurigen Wein Siciliens und tranken den milden Chianti Toscana's, welcher sich demnach auch auf dieser Insel eingebürgert hat.

Am folgenden Morgen besuchten wir die Steinbrüche Selinunts, die nicht weit von Castelvetrano in der Nähe der Station Campo Bello an der Straße nach Trapani gelegen sind. Diese Latomien kommen denen von Syrakus nicht gleich, sie erschienen mir nur wie ein Spielwerk im Vergleich zu den Felsengallerien bei Heluan am Nil, aus denen die Steinblöcke für die Pyramiden gehauen worden sind; allein nirgend in Italien findet sich noch ein anderes Atelier wie dieses hier, wo die Urstoffe für die Tempel Selinunts in der ersten rohen Arbeit des Bruchs und der Ausmeißelung zu Tage liegen. Eine plötzliche Katastrophe hat, vor mehr als 2000 Jahren, diese Arbeiten für die noch zu vollendenden oder für neu geplante Tempel der Götter abgebrochen, und das Material blieb hier verlassen, wie die Marmorblöcke auf dem Tiberemporium in Rom oder die Säulen von Granit in der ägyptischen Wüstenstadt des Mons Claudianus, welche Schweinfurth besucht hat. Jene Katastrophe aber war die Belagerung und Zerstörung Selinunts durch Hannibal.

Dies kunstliebende Dorervolk wurde von den Säbeln der Afrikaner zusammengehauen oder zu Tausenden in die

Sklaverei fortgeschleppt, und an einem einzigen Tage versank hier eine ganze herrliche Cultur. Ein ähnliches Schicksal haben in spätern Jahrhunderten Mongolen und Türken den blühenden Griechenstädten in Kleinasien bereitet.

Hittorf hat die Steinbrüche zu einem Teil gekannt: vor zwei Jahren fanden Scalea und Patricolo noch andere auf. Die italienische Regierung hat sie angekauft, und der Ingenieur Rau, welcher in Selinunt beschäftigt ist, macht davon einen Plan. Die Brüche liegen in weiter Ausdehnung auf einem öden von Palmengestrüpp bedeckten Felde in größern und kleinern Vertiefungen, wo man senkrecht abgehauene Kalktuffwände sieht, und viele Säulenstücke, erst zur Hälfte aus dem Fels gearbeitet oder schon völlig von ihm abgetrennt, sodaß sie nur noch umzuwerfen sind. An manchen Stellen sieht man sogar nur die ersten Kreislinien vertieft, und so die auszuhauende Säule erst angedeutet. Einige Stücke haben bis 10 Meter Umfang. Man steht auf grauen Säulentambours, worauf Cactus, wilde Feigen und Oleaster emporgewachsen sind. Da die Brüche zehn Kilometer von Selinunt entfernt liegen, muß der Transport so ungeheuerer Blöcke schwierig genug gewesen sein. Auch hier haben wol Tausende von gefangenen Kriegssklaven Frondienste leisten müssen.

Die Bahn geht von Campobello in einer Curve der Küste entlang nach Trapani fort, und deshalb ist die Fahrt auf ihr höchst angenehm. Die Westküsten des Mittelmeeres sind meist zerrissener und daher malerischer als die Ostküsten; nur in Sicilien ist das nicht der Fall;

denn hier senkt sich gerade im Westen eine meilenweite Ebene zur lybischen See hinab, an deren Saum vom Vorgebirge Lilybäum bis zum Drepanum ein Kranz aus dem Meere aufblühender Eilande, die ägadischen Inseln, sich vom Festland abgesondert hat. Diese Niederung mit ihren Gärten, Saatfeldern und Heerden dickwolliger Schafe und roter Rinder scheint unermeßlich reich zu sein. Allein auch hier sind die Ortschaften selten; die Bevölkerung hat sich ans Meer gezogen, wo die Hafenstädte in langen weißen Linien aufgereiht stehen und seit uralten Zeiten den Verkehr der Insel mit Afrika vermitteln.

Wie der Ostrand Siciliens am ionischen Meer die stärkste hellenische Colonisation aufnehmen mußte, ebenso naturgemäß hat der Westrand die nahen Phönizier von Afrika und später die Saracenen an sich gezogen. Hier gründeten die Karthager bis nach Panormus und Soluntum im Norden hin ihre ansehnlichsten Emporien: Lilybäum, Motye, Drepana und Eryx. Hier mußte auch der heftigste Zusammenstoß zwischen Puniern und Römern stattfinden und die Frage entschieden werden, welche dieser Nationen den Welthandel beherrschen sollte. Auch im Mittelalter wiederholten sich dieselben Verhältnisse; denn der semitische Stamm kämpfte nochmals mit Griechen und Lateinern um den Besitz der wichtigsten Insel des Mittelmeeres, welches in alten Zeiten ein phönizischer See gewesen war. Auf eben dieser Westküste landeten im Jahre 827 von Afrika her die Araber bei Mazzara, um sich dann erobernd und colonisirend über das byzantinische Sicilien auszubreiten.

Wegen so vieler geschichtlicher Beziehungen ist die

Fahrt nach Trapani in hohem Maße anregend; allein nur im Fluge betrachtete ich diese schönen Gefilde, ihre sanften Strandlinien und die in smaragdnen Lichteffecten stralenden Meeresweiten. So bin ich Mazzara vorbeigefahren, welches sich mit seinem Hafen, der grauen Burg, den Türmen und Mauern als eine sehr ansehnliche Stadt darstellt. So sah ich nur als flüchtige Erscheinung Marsala, das alte vielumkämpfte Lilybäum, seinen von Schiffen belebten Hafen, die dort den Feuerwein holen, und die im Meeresduft emporragenden ägadischen Inseln. Die kühne, von einem geradezu fabelhaften Glück begünstigte Landung Garibaldi's sollte man dort durch einen kolossalen Löwen aus Stein verewigen, welcher im Begriff ist aus dem Meer aufs Land zu springen.

Trapani zeigt sich mit seinem sichelförmigen Hafen weit in die See hinausgreifend, neben dem Drepanum, der Nordwestspitze Siciliens. Weiße Salinen und Dünen sind an diesem flachen Strande hingebreitet, welchen Virgil freudenlos (illaetabilis) genannt hat. Auch die zahlreichen Windmühlen erwecken die Vorstellung, daß dies Drepanum sehr stürmisch und zumal dem Mistral ausgesetzt ist. Landwärts ragt über einem langen Aquäduct ein hoher Berg, welchen eine graue Stadt krönt: es ist der Eryx, das Ziel unserer Reise.

Jeder weiß aus dem Virgil, daß Drepanum neben Segesta der wichtigste Schauplatz der „Aeneide" ist und zwar wegen des uralten Cultus der Aphrodite, der göttlichen Mutter des trojanischen Heros. Anchises stirbt in Drepanum; Aeneas bestattet ihn und segelt nach Afrika. Der Stammvater Rom's bringt die künftige Gebieterin der Welt

mit Karthago in Verbindung, und die Punier haben die Schmach der verlassenen Dido einst an den Enkeln des Frevlers in furchtbaren Kriegen zu rächen. Von Afrika kehrt Aeneas nach Drepanum zurück, wo er das Andenken seines Vaters mit Leichenspielen ehrt.

Ein Enthusiast des Virgil wird demnach am Fuße des Eryx mit derselben Andacht umherwandern, wie in Ardea, Lavinium und Albalonga. Nun aber ertappte ich mich auf einer ganz ketzerischen Gleichgültigkeit gegenüber diesem merkwürdigen Local, soweit es nämlich virgilisch ist. Und doch habe ich manche ionische Küsten und Eilande und selbst das sagenhafte Cap der Circe mit fast gläubiger Andacht begrüßt, weil auf ihnen der Zauber der homerischen Dichtung liegt. Diese Verschiedenheit der Stimmung ist leicht zu erklären. Das homerische Epos ist alt und urwüchsig; es ist das Zeugniß eines untergegangenen Heroenalters und einer im Dämmer erst beginnender Geschichte emporsteigenden Religion und Cultur. Seine Schauplätze liegen mehr oder minder in einer dem Abendlande entrückten zaubervollen Welt, und sie sind noch heute geheimnißvoll. All dieser Reize entbehrt die Dichtung Virgil's. Sie ist jung und secundär, ein Werk der Schule und Reflexion, oft erkältend als Nachahmung Homer's. Sie ist am hellen Tage des römischen Staates in einer schon philologisch ausgebildeten Literatur entstanden, und so wenig volkstümlich, daß man sie sogar das Product des beginnenden Cäsarentums nennen kann; denn die Spitze der „Aeneide“ ist die Verherrlichung der Julier, die vom Aeneas und der Venus abstammen. Freilich hat Virgil die Aeneassage nicht erfunden, welche

griechischen Ursprungs ist. Er hat sie mit genialem Instinct aufgegriffen und künstlerisch gestaltet; er hat Troja mit Rom, die homerische Welt mit der lateinischen verknüpft, ja eine dritte Culturwelt, die semitische Karthago's, in diesen ethnographischen Kreis gezogen, und so das größeste Denkmal der römischen Literatur geschaffen, welches zugleich der Abschluß des antiken Epos überhaupt ist. Also möge mir der Schatten des unsterblichen Dichters meine Ketzerei verzeihen.

Von dem Bahnhofe Trapani's führten uns Wagen ohne Verzug in wenig mehr als zwei Stunden nach dem Eryx hinauf. Der Eryx lehnt sich an keinen Höhenzug an, er steigt allein und inselartig auf, in der schönsten Pyramidalform. Ich halte ihn geradezu für das Ideal eines Berges, für das Meisterwerk der Natur in der Bergbildung. Dort mußte eine hehre Göttin, die schönste des Himmels, ihren Sitz nehmen. Nicht nur die im Zickzack sich an den Felswänden fortwindende Straße, sondern der Eryx selbst erinnerte mich lebhaft an den Monte Gargano, das östliche Cap Apuliens. Auf beiden Berggipfeln liegt hoch über dem Meere eine seltsame Stadt mit einem himmlischen Heiligtum von weitverbreitetem Ruf. Dort pilgerten das Mittelalter hindurch und wallfahrten noch heute die Christen zur Grotte des Erzengels Michael; hier zogen die Gläubigen des Altertums zum Tempel der Venus Urania. Aus Asien stammen beide Culte.

Der Eryx war die westliche Station Europa's für den von dort fortwandernden Dienst der Aphrodite. Hier stand ihr Tempel, gleich berühmt wie der zu Paphos

und Kythera. Nachdem die Karthager die elymeische Stadt Eryx auf der Ostseite des Berges zerstört und ihre Bewohner nach Drepanum verpflanzt hatten, verehrten sie die phönizische Venus oder Astarte, die große Schutzgöttin des Mittelmeeres, in einem Prachttempel auf dem Berge droben, und ihr Cultus wurde dann auch von den Römern fortgesetzt. Die Schiffer von Afrika, von Spanien, Gallien, Italien, Griechenland, alle huldigten ihr, legten Opfer in den Tempel nieder, und feierten Bacchanale mit den Hierodulen. Tausend üppige Tempeldienerinnen machten hier ihrer Gebieterin Ehre.

Jetzt stehen graue Türme des Mittelalters und verwitterte hohe Mauern um den Eingang der sonderbaren Stadt, welche sich über der steilen Kante des Felsenberges mit cyklopisch aussehenden Straßen emporzieht. Sie heißt San Giuliano, und so steckt wenigstens in diesem Namen noch die Erinnerung an das Geschlecht der Julier. Gleich zur Linken liegt der Dom, ein Bau vom Anfange des 14. Jahrhunderts mit crenelirten Zinnen und einem Turm aus schwärzlichem Stein, und mit einer schönen Vorhalle von Spitzbogen. Neun byzantinische Kreuze sind an der Seitenwand der Kathedrale eingemauert, und eine lateinische Inschrift vom Jahre 1685 sagt, daß diese Kreuze vom Kaiser Konstantin in dem „vaterländischen Venustempel" der ehrwürdigen Muttergottes geweiht gewesen und von dort hierher gebracht worden sind. So hat die Jungfrau Maria die Astarte vom Eryx verdrängt und der Cultus dieser sich in den Dienst jener verwandelt. Nach dem Venusideal der Antike hat die Kunst nichts Schöneres geschaffen, als die Madonna der Renaissance; der Eryx

aber würde das herrlichste irdische Piedestal sein für die Assunta Tizian's, die sich zur Glorie des Himmels emporschwingt. Ich sah in jener Kirche ein altes Madonnenbild, und da es die Osterwoche war, hatte man das Grab Christi in einer Kapelle dargestellt und mit reichem Blumenflor geschmückt. So schmückte man im Tempel der Aphrodite einst auch deren altes heiliges Cultusbild, wenn im Lenzmonat April ihre Blumenfeste oder der Tod und die Auferstehung des Adonis gefeiert wurden. Es gibt in Wahrheit nichts Neues in der Welt, denn alles ist schon einmal dagewesen.

Wir gingen links von der Kathedrale fort zu den berühmten Stadtmauern, die sich hier auf der Meeresseite in langen Linien hinziehen und meist noch wol erhalten sind. Obwol sie im Mittelalter erneuert wurden, erkennt man doch streckenweise noch die cyklopischen Reste grauen Altertums an ihren gewaltigen Kalksteinblöcken; noch vierzehn viereckige Türme sind übrig. Herr Salinas welcher bisweilen die Sommerzeit in der frischen Luft San Giuliano's zubringt, hat diese Mauern untersucht und auf ihnen phönizische Schriftzeichen entdeckt. Er machte mich auf sie aufmerksam, doch mein ungeübtes Auge hatte Mühe, sie als solche wahrzunehmen. Von seiner Entdeckung hat er einen lesenswerten Bericht veröffentlicht („Le mura fenicie di Erice, Accad. dei Lincei, Notizie degli scavi", April 1883).

Auf entsetzlichen Pfaden bergauf und bergab sind wir an diesen ehrwürdigen Mauern fortgeschritten, bis wir durch ein Tor wieder die Stadt betraten. Ihre niedrigen Häuser aus grauem Stein mit wenigen Fenstern,

und mit roh aufgemauerten dunkeln Höfen, bieten den Anblick wahrhaft primitiver Zustände dar. Im Grunde wohnen die Menschen hier, wie sie vor Jahrtausenden gewohnt haben. Freilich gibt es auch modern eingerichtete, oft sogar malerische Häuser mit steinernen Freitreppen. Die kleine Eryx-Stadt ist eine unerschöpfliche Fundgrube für Malerei der seltsamsten Achitecturstücke, die man sich vorstellen mag. Sie hat Raum für etwa 4000 Einwohner. Die Männer tragen hier wie auf dem Gargano aus denselben klimatischen Ursachen dunkle Kapuzenmäntel, und die Frauen, welche noch heutigentags, wie in den Zeiten der Aphrodite, mit seltner Schönheit begabt sein sollen, hüllen sich in lange schwarze Schleier. Die Stadt war übrigens auffallend menschenleer. Da immer mehr Einwohner von dem unwirtlichen Berge in die Ebene hinabziehen, ihr Land zu bebauen, so wird mit der Zeit San Guiliano ganz entvölkert sein, wie andre auf hohen Bergen gelegene Ortschaften Siciliens und Italiens, die der Ephen zugedeckt hat.

Wir traten auf einen Felsenvorsprung am östlichen Ende der Stadt, wo durch alte Untermauerungen eine künstliche Fläche hergestellt und vom Municipium des Orts zu einem kleinen öffentlichen Garten mit Ruhesitzen eingerichtet ist. Von hier blickt man auf das tief unten glänzende Meer, und hat rechts vor sich das mächtige in zwei Gruppen gegliederte Castell des Eryx. Hohe steinerne und stumpfe Türme bilden den vordern Teil der Burg; dann setzt sich dieselbe noch auf den äußersten Felsgipfel fort, welchen sie bekrönt. Der Anblick der Turmkolosse, die sich in dieser Höhe vom blauen Himmel

finster abheben, ist ganz unvergleichlich schön. Vom Castell überblickt man ein Meer- und Küstenpanorama, dessen farbenreiche Pracht nicht mit Worten zu sagen ist. Neben jenem von Taormina ist es sicher das großartigste Siciliens.

Die Burg steht auf der Stelle, wo einst der Venustempel lag. Dies Heiligtum war demnach schon in meilenweiter Ferne dem sehnsüchtigen Schiffer sichtbar. Welche Gestalt der Tempel gehabt hat und wann er unterging, melden keine Kunden. Die mittelalterliche Burg hat seine letzten Reste begraben. In dem vordern Teile des Castells hat sich der Marchese Pepoli einige Räume zum Sommeraufenthalt eingerichtet. Seine Familie gehört zu dem bekannten bologneser Geschlecht, von welchem ein Zweig im 16. Jahrhundert nach Trapani übersiedelte. Herr Pepoli führte uns in seine romantische Wohnung, die mit modernem Comfort, mit Gemälden, Antiquitäten und Büchern ausgestattet ist. Sie erschien mir als das interessanteste Heim, welches ein lebensfroher Signor wählen kann, wenn er sich zu zeiten aus der großen Welt in die Einsamkeit zurückziehen will. Auf der geheimnißvollen Stätte des Astartetempels kann er hier, wie Byron's Manfred, diese Göttin und andre Geister versunkener Religionen heraufbeschwören, wenn der Mond die alten Türme, die bleichen Mauern der Phönizier, die wilden Felsenufer und das endlose Meer bescheint. Auf allen meinen Reisen habe ich nichts so schauerlich Phantastisches und zugleich so Bezauberndes gesehen wie den Gipfel des Eryx.

Durch die lange Wanderung in den steinigen Labyrinten erschöpft, beschlossen wir den seltenen Tag mit einem Festmal, welches der Marchese und die erycinische

Municipalität ihren Gästen darboten. Auf der reichbesetzten Tafel erregten meine besondere Aufmerksamkeit zwei Osterlämmer aus Confect, von beträchtlicher Größe, die mit bunten Fähnchen und Goldfäden geschmückt und umsponnen waren. In der Osterzeit sieht man solche zierliche Bildwerke der Marzipanplastik in allen Confiturläden Palermo's massenhaft ausgestellt. Man verschickt sie weit und breit, auch nach dem Festlande. Ich gestehe freilich, daß sie mehr mein Auge als meinen Gaumen reizten; denn innen sind diese Figuren mit Ricotta angefüllt. Aehnliches Backwerk mögen auch die alten Eryciner an ihren Adonisostern genossen haben.

Trapani sah ich nur beim Schein der Gasflammen. Wir durchwanderten den Hafen und mehrere Straßen, so daß ich bedauerte, so viel Merkwürdiges nicht am Tage sehen zu können. Wir besuchten auch eine Kunstindustrieschule und fanden in später Stunde die Ateliers mit emsigen Künstlern gefüllt, welche hier in Marmor und Alabaster, in bunten Muscheln und schwarzen Korallen die traditionelle Kunst eifrig fortsetzen, durch welche Trapani seit der Renaissance berühmt geworden ist.

Am folgenden Morgen traten wir unsre Rückreise nach Palermo an, und so verdanke ich der Liebenswürdigkeit meiner ausgezeichneten Gefährten eine der genußreichsten Fahrten, die ich in diesem schönsten Lande Europa's gemacht habe.

Der Umbau Rom's.

1886.



An

Ludwig Friedländer.

Eines Tages hatte ich Verlangen, ein Buch in guter spanischer Sprache zu lesen, und Schack gab mir aus seiner Bibliothek die Novelle „Una en otra" von Fernan Caballero. Ich fand darin diese Klage über die Modernisirung der schönen Stadt Sevilla: „Die Localfarbe und die Nationalphysiognomie schwinden dahin, dank diesem modernen Prokrustes, welchen man Civilisation nennt. Aber solche Ansicht darf man nicht laut werden lassen, ohne daß sie sofort von der Stimme der Allgemeinheit erstickt wird, die einzig vom modernen Princip der materiellen Wolfahrt durchdrungen und beherrscht ist." [1] Dies überraschte mich; es stimmte zu sehr zu

[1] El color local, la fisionomia nacional va desapareciendo, gracias á ese moderno Procusto que llaman civilisation. Mas esta opinion no puede darse á luz sin ser sofocada desde luego, ante la de la generalidad imbuida del principio moderno del bienestar material que todo lo rige.

meinem eigenen Kummer über das Schwinden der Localfarbe und Physiognomie Rom's.

Es ist wahr: alle alten Culturstädte der Welt hat die umwandelnde Zeit ergriffen. In Kairo am Nil, und sogar in Damascus, welches doch als die Stadt vom eigenartigsten Gepräge des arabischen Orients gilt, habe ich neue, ganz europäisch aussehende Straßen vorgefunden und erbauen gesehen. Ist es daher nicht überflüssig, um alte Scherben zu klagen, die dem neuen Geschlecht der Utilitarier im Wege sind? Es wird überflüssig und vielleicht auch töricht, aber sicher wird es menschlich sein, und jenes alte Rom, wie auch Sie, lieber Freund, dasselbe noch im Jahre 1853 zum ersten Mal gesehen haben, ist wol einer Monodie, eines klagenden Nachrufs wert gewesen.

Ich habe hier ein paar Blätter gesammelt, die durch den Umbau der ewigen Stadt veranlaßt worden sind. Der Wind hätte sie immerhin hinwegwehen dürfen; allein es liegt mir heute etwas daran, sie Freunden und Gegnern wenn auch als flüchtige Beiträge zu einem merkwürdigen Prozeß in die Hand zu geben. Man wird daraus erkennen, daß meine Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Erneuerung der Stadt immer dieselbe geblieben, daß aber meine Erregung bei ihrem zu gewaltsamen Fortschreiten mit jedem Jahr gewachsen ist. Nur hat man mit Unrecht mir zugemutet, die Römer der Zerstörung classischer Denkmäler geziehen zu haben.

Die Reste der Villa Sallust's sind freilich für immer verschwunden; aber auch die spätesten Enkel, die ein anderes Rom vor sich sehen werden, als wir, auch diese

werden das Colosseum, die Trümmer der Kaiserpaläste auf dem Palatin, die Triumphbogen, die Tempelruinen, die Wasserleitungen, wenn auch in einer neuen localen Umgebung bewundern können. Sie werden dann nicht mehr vermissen, was wir schon heute vergebens suchen, manches altertümliche Bauwerk aus späteren Epochen, von der zerstörten Fontäne der Ripetta bis zum Kloster Aracöli, von der Tiberinsel bis zu Trastevere und den Villen des Pincio und Esquilin.

Indem ich Ihnen, lieber Freund, diese Blätter nach Königsberg zuschicke, von wo ich einst nach Rom ausgezogen war, überrascht mich die Vorstellung, wie lebhaft doch das wissenschaftliche Verhältniß unserer heimatlichen Stadt zu dem fernen Rom geworden ist. Denn gerade aus ihr sind in neuerer Zeit Werke von anerkannter Bedeutung über die Geschichte und Cultur Rom's hervorgegangen: jene historischen Drumann's, die archäologischen des zu früh verstorbenen Heinrich Jordan, und Ihre eigenen weitverbreiteten „Darstellungen aus der Sittengeschichte Rom's", deren zweiter Band das mir besonders wertvolle Denkmal Ihrer freundschaftlichen Gesinnung für mich ist. Daß ich dessen dankbar eingedenk bin, mögen Ihnen auch diese Zeilen von neuem bestätigen.

München, 7. November 1887.

I.

Der Umbau Rom's.

Ein angesehener Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung" hat sich bei seiner Besprechung des neuen vom Buchhändler Joseph Spithöver in Rom herausgegebenen Stadtplans auf die von mir ausgesprochene Hoffnung bezogen, daß man beim Umbau Rom's die Wünsche der ganzen gebildeten Welt berücksichtigen und nicht ohne äußerste Not das Alte zerstören möge.[1]

Er hat dann hinzugefügt: „Aber er (nämlich der jene Hoffnung aussprach) hat zugleich zugestanden: von dem alten uns teuer gewordenen historischen Angesicht Rom's haben wir seit dem Jahre 1871 für immer Abschied nehmen müssen. Wenn dies die Empfindung derer ist, die dem Ergebniß des 20. September, dem Sturze der weltlichen Macht des Papsttums, entgegengejubelt haben und ihm nachzujubeln nicht müde werden, so kann man ihnen freilich nur sagen, daß sie es so gewollt haben."

[1] Dieser hochverdiente Forscher auf dem Gebiete italienischer Geschichte und Cultur war Alfred von Reumont, dessen Tod wir vor kurzem zu beklagen hatten.

Diese Bemerkung ist es, was diese Zeilen veranlaßt hat.

Im Anfange seiner Anzeige des neuen Stadtplans sagt der Schreiber derselben selbst, daß die Veränderung des Antlitzes der Stadt Rom „schon vor der gegenwärtigen großen Umwandlung begonnen habe". Er führt die Region an, wo vor dem Jahre 1871, in Folge der Anlegung der Eisenbahn und ihres Centralhofs neben den Thermen Diocletian's, uralte, dem Römer wie dem Fremden liebgewordene Locale „modernen Bedürfnissen hatten Platz machen müssen".

Er weiß demnach sehr wol, daß der Umbau Rom's nicht urplötzlich aus der Gewaltthat der Italiener seinen Ursprung genommen hat, welche das weltliche Papsttum enttronten, noch daß der Wille derjenigen damit in Verbindung steht, die diesem Sturz entgegengejubelt haben, oder (lassen wir den Jubel beiseite) die als Menschen der Gegenwart mit freudiger Genugthuung anerkennen, daß der Untergang der mit der Verfassung und den Aufgaben der heutigen Welt nicht mehr vereinbaren Priesterregierung in Rom eine geschichtliche Notwendigkeit und segensreiche Thatsache gewesen ist.

Wenn ich nun das Ende des Jahres 1870 oder den Beginn des folgenden als den Zeitpunkt bezeichnet habe, von welchem eine neue große Metamorphose auch der äußern Stadt Rom zu rechnen ist, so that ich das in Bezug auf den völligen Abschluß einer geschichtlichen Epoche, mit welchem zugleich der Umbau der Stadt unter einer neuen Regierung mit neuer Energie betrieben werden mußte.

Das Bedürfniß dieser Verbesserungen, welches sich

bereits vor 1871 fühlbar machte, würde noch stärker zur Geltung gekommen sein, wenn die städtische Bürgerschaft bemittelter gewesen wäre, und endlich die päpstliche Regierung selbst über reichere Finanzquellen hätte gebieten können, oder von der Furcht vor Neuerungen minder wäre geängstigt worden.

Die Macht des Bedürfnisses ist jedoch in unserer Zeit so groß, daß sie selbst dem Regiment von Priestern, welches naturgemäß die conservativste aller Regierungen sein mußte, viele Zugeständnisse abzwang. Gregor XVI. hatte die größeste Erfindung des menschlichen Geistes in neuer Zeit, die Eisenbahn, als ein Werk des Teufels verwünscht, aber sein Nachfolger Pius IX. war genötigt worden, sie und die Telegraphen im Kirchenstaat einzuführen — und das kann ihm nur zum Ruhm gereichen.

Der mönchische Gregor ahnte freilich die unabsehbare revolutionäre Gewalt, die in der Eisenbahn wirksam ist. Denn diese ist es wesentlich, die das Antlitz der politischen und socialen, selbst der geographischen Welt verändert hat und fortdauernd verändern wird. Sie macht, mit dem Telegraphen vereinigt, die Räume zusammenschrumpfen. Königreiche, welche noch zur Zeit des Eroberers Napoleon I. groß erschienen und es waren, zog sie zu kleinen Provinzen zusammen, die in wenigen Stunden durcheilbar sind. Sie erst fügte die durch die dynastische Politik unnatürlich getrennten Glieder von Völkern wieder zusammen. Sie half Deutschland und Italien einigen, und sie wird die Hauptarbeit an dem großen Werke geleistet haben, wenn früher oder später Europa ein System von Vereinigten Staaten geworden ist.

Die Eisenbahn aber war die unwiderstehliche Macht, welche schon unter Pius IX. Rom zu verändern begonnen hat.

Da nun der Verfasser jener Anzeige die Geschichte der Stadt während des ungewöhnlich langen Pontificats dieses Papstes sehr genau kennt, so darf ich ihn nicht daran erinnern, wie viele Veränderungen überhaupt Rom schon vom Jahre 1846 bis 1871 erlebt hatte. Ich darf ihm nicht bemerken, daß während dieser Zeit der größeste Teil der altertümlichen Basiliken einen Umbau erfahren und oft durch ungeschickte Behandlung im Innern, namentlich durch grelle Ausmalung, eine häßliche Verwandlung erlitten hat.

Ich darf ihm nicht mitteilen, daß man eine berühmte Kirche, Sant Angelo in Pescheria, ganz abgebrochen und dann von Grund aus neu aufgebaut hat; daß sogar die Spolia Christi genannte Kirche am Platze Carleone, aus Bedürfniß der Straßenerweiterung, für immer abgetragen worden ist. Da diese Zerstörung durch päpstliches Edict geschah, so wird man heute das Municipium Rom's nicht gerade der Tempelschändung zeihen dürfen, weil es aus demselben Bedürfniß die Kirche der Bretonen, Sant Ivo an der Scrofa, niederreißen ließ.

Jedermann weiß, wie der vaticanische Borgo, wie Teile Trastevere's, selbst des Marsfeldes, selbst die Piazza Navona, der Pincio, einige Gegenden der Monti, der Tiberufer u. s. w. schon unter der Regierung Pius' IX. ihr Aussehen so sehr verändert haben, daß ein Besucher Rom's noch aus der Zeit Gregor's XVI. Mühe gehabt hätte, manche Locale wiederzuerkennen.

Was ferner das prätorianische Lager und den Bezirk zwischen Viminal, Esquilin und Quirinal betrifft, welcher heute die gewaltsamste Verwandlung erleidet, so weiß ein jeder, daß die italienische Regierung in Rom den kühnen Plan, dort ein neues Viertel aufzubauen, aus den Händen des bekannten Monsignor de Merode, eines hohen Würdenträgers der päpstlichen Curie, geerbt oder übernommen hat. Von diesem ehemaligen Kriegsminister Pius' IX. rührt der Keim her, aus welchem sich die jetzige Via Nazionale entwickelt.

Kurz und gut, der Umbau des veralteten und vernachlässigten Rom war eine Forderung, die das Leben der Stadt selber machte, so gut wie es die Einführung der Eisenbahn und jene der Gasbeleuchtung gewesen ist. Diese aber hat die sehr träumerische und mystische, jedoch etwas schauerliche und nicht ausreichende Beleuchtung ersetzt, welche Rom ehemals nur von den Lampen empfing, die vor den christlichen Laren, den Bildern der Madonna an den Straßenecken brannten.

Die Dinge alle unter dem Monde müssen sich wandeln, das ist das unvermeidliche Gesetz des Lebens, und die Geschichte der Welt. Keine irgend namhafte Stadt, sei es Paris, London, Berlin oder Mailand und Florenz, sieht heute noch aus wie sie vor fünfzig oder nur vor dreißig Jahren ausgesehen hat. Denn der Puls des Völkerlebens überhaupt ist beschleunigt und die umwandelnde Arbeit des Bürgertums in den Städten vertausendfacht.

Wie wir nun heute von dem uns gewohnt und teuer gewordenen historischen Angesicht Rom's Abschied nehmen müssen, so thaten dasselbe sicherlich mit ähnlichem Gefühle

die vor uns lebten, und zwar so oft diese ehrwürdigste aller Menschenstädte in eine neue Epoche ihrer Verwandlung trat. Wie viele Umgestaltungen hat nicht die ewige Stadt unter den Kaisern seit Cäsar und Augustus, und wie viele unter den Päpsten erlebt.

Von den ältern Transformationen in den carolinischen und nachfolgenden Zeiten zu schweigen, so erinnere man sich nur an die weitgreifende Umwandlung der Stadt während des 15. und 16. Jahrhunderts, unter so baulustigen Päpsten, wie Nicolaus V., Sixtus IV., Julius II. und gar Sixtus V.! In den wenigen Jahren ihrer flüchtigen Regierung haben diese Priesterkönige, unterstützt durch die Mittel der vom Vatican her gebrandschatzten Christenheit, Rom mit einer so imperatorischen Kühnheit angegriffen, so rücksichtslos umgestaltet, daß alles, was das neue nur auf die Finanzen der Stadt und Italiens angewiesene Regiment seit 1871 hier ausgeführt hat, dagegen gering erscheint.

Ich darf auch den Verfasser jener Besprechung nicht an den schonungslosen Vandalismus erinnern, mit welchem gerade die Päpste der Renaissance die Stadt, welche sie zu ihrem bleibenden Ruhme verschönerten und teilweise umbauten, behandelt haben; denn er selbst hat genug Gelegenheit gehabt, die von ihnen an den Altertümern begangenen Frevel zu verzeichnen und zu beklagen.

Wenn er heute wieder nach Rom käme, würde es mir ein Vergnügen sein mit ihm, dem gelehrten und verdienten Manne, die erlauchte Stadt zu durchwandern, deren Geschichte wir beide so viele Jahre der Studien gewidmet haben; ich würde dann meine oft wiederholten Klagen

mit den seinigen vereinigen, wenn wir nämlich dort, wo jetzt am meisten gebaut wird, statt jener classischen Idyllen im größesten historischen Stil, statt jener erhabenen Wildnisse voll weihevoller Stille und feierlicher Majestät, nichts anders mehr vor uns finden als auseinandergezerrte Weinberge, abgegrabene Flächen, ganz isolirte, wie in einer fremden Welt dastehende Ruinen, oder gar neue Häuserreihen im langweiligen Casernenstil oder dichte Staubwolken, die das Ameisengewühl des Neubaues aufwirbelt, so daß jenes Rom dort wie ein von Motten zerfressener Prachtteppich erscheint, welcher ausgestaubt wird und darüber in Fetzen zerfällt.

Aber auf solchem schwermütigen Gange (und die Empfindung, die er erweckt, ist die umgekehrte jener Petrarca's auf den Ruinen Rom's) würde ich meinen Gefährten zu dem Geständnisse bringen, daß das römische Municipium und die nationale Regierung beim Umbau bisher mit möglichster Schonung und Achtung vor der Geschichte der Stadt verfahren sind.

Sie haben in Wahrheit niemals den Gedanken gehabt, antike Ruinen, noch dauernde Monumente der großen Römerzeit mutwillig abzubrechen, wie das einst Sixtus IV., Sixtus V., der Zerstörer des Septizonium, Paul V., der Zerstörer des zu seiner Zeit noch in herrlichen Resten erhaltenen Tempels der Minerva, Urban VIII. und andre Päpste gethan haben. Die italienische Regierung hat es geduldet, daß die Capellen der Stationen und das große Kreuz in der Arena des Colosseum entfernt wurden, aber würde sie wol jemals auf den Einfall kommen, das berühmte Amphitheater so barbarisch zu mißhandeln,

ja mit Vernichtung zu bedrohen, wie es Sixtus V. gethan hat?

Genug! Die menschliche Klage um das unvermeidliche Schwinden vieler Charakterzüge in dem ehrwürdigen Angesichte der Stadt, die sich erneuern muß, steht uns frei — aber sie sei ehrlich und gerecht.

In den lebhaften Wunsch, daß nicht ohne die äußerste Not das Alte dort zerstört werde, stimmt ja jeder ein, der irgend einmal die ewige Roma zu seinem Pilgerziel gemacht und dort vom Wasser Trevi getrunken hat. Und diesem Wunsche werden die Römer zu entsprechen wissen.

(„Allgemeine Zeitung" vom 8. September 1876.)

II.

Neue Schicksale alter Ruinen.

Es hat einer langen Zeit bedurft, bis der gebildete Mensch erkannte, daß eine Ruine noch mehr Wert haben kann, als den materiellen ihrer Bausteine, und einer noch längeren, bis er empfand, daß sie als solche auch etwas Schönes sei. Jene Entdeckung machte die wissenschaftliche Renaissance, diese die gefühlvolle Romantik.

Im Altertum wußte man nichts von elegischer Ruinenbetrachtung. Der große Reisende Strabo hat niemals beim Anblick einer mondbeglänzten Tempelruine die weltschmerzliche Wehmut eines Byron oder Shelley empfunden, und nie hat sich Pausanias auf eine umgestürzte Säule niedergelassen, wie Volney, um vor Trümmern in

Träumerei zu versinken und über die Schicksale der Völker nachzudenken. Die Alten reisten nach Aegypten, den zersprungenen Koloß des Memnon klingen zu hören, doch die mächtige Schicksalssprache, welche aus großen Ruinen redet, haben sie nicht wie wir zu vernehmen vermocht. Denn wir haben vor uns nicht nur die Ruinen Aegypten's, Ninive's und Babylon's, sondern auch die von Hellas und Rom.

Der französische Forscher, welcher das Aufgangstor zur Akropolis Athen's entdeckte, schrieb im Jahre 1853 diese Worte nieder: „Il y a dans les grandes ruines, comme dans les grandes infortunes une poésie et majesté, qui ne veut pas être touchée."

Solche Empfindungen sind selbst im christlichen Mittelalter vor Petrarca und Poggio kaum bekannt gewesen. Denn erst die Renaissance entdeckte die Schönheit, die Majestät und Herrlichkeit des Altertums wieder, und sie flößte den Menschen Ehrfurcht vor den in den barbarischen Jahrhunderten mishandelten Ruinen ein. Sie stellte diese in den Schutz der Wissenschaft, dann stellte sie die Romantik auch in den Schutz der Poesie.

Als die Landschaftsmalerei im 17. Jahrhundert selbständig wurde, nahm sie die Ruine in die Kunst auf. Rococomaler gebrauchten sie erst als Schönheitspflaster im Antlitz der Natur, und die Mode der Sentimentalität verliebte sich so sehr in sie, daß man in Parks künstliche Ruinen aufbaute. Wir lachen heute, wenn wir sogar in römischen Villen, wie der Fürsten Borghese, Torlonia, Doria, Albani solche Zierruinen sehen, aber im 18. und noch im Anfange des 19. Jahrhunderts fand man diese

Spielerei sehr schön und es durchaus nicht lächerlich, daß man Eulen nach Athen, Vasen nach Rhodus und Ruinen nach Rom trug.

Die wissenschaftliche Renaissance nahm vor allem die große Trümmerwelt, die mit Stein geschriebene Geschichte in Schutz, aber sie hatte es nicht leicht, die Ansicht zur Geltung zu bringen, daß die Ueberreste von Bauwerken des Altertums ebenso kostbare Zeugnisse des classischen Geistes seien, als die Handschriften griechischer und lateinischer Autoren. Denn die Römer hatten sich daran gewöhnt, die Ruinen ihrer Stadt als Steinbrüche auszubeuten. Sie selbst waren es, die im 14. Jahrhundert das damals nur erst wenig beschädigte kolossale Grabmal des Kaisers Hadrian bis auf seinen Sockel zerstörten. Ganz rücksichtslos verfuhren die Päpste mit den alten Ueberlieferungen. Selbst noch Urban VIII. mißhandelte das Pantheon. Pasquino bestrafte ihn durch ein unsterbliches Epigramm, und ein ähnlicher Vandalismus hat sich nicht mehr wiederholt. Die Päpste des 18. Jahrhunderts stützten sorgsam die wankenden Ringmauern des Colosseums, statt wie ihre Vorgänger seine Quadersteine auszubrechen zum Bau von Nepotenpalästen.

Man begann seit der Renaissance das Mittelalter zu verachten und die Verwandlung, welche die von ihm benutzten Ruinen erfahren hatten, als barbarischen Misbrauch anzusehen. Das Mittelalter aber verfuhr mit den antiken Bauwerken oft schonender als die Renaissance, denn es benutzte dieselben für die Zwecke der fortlebenden Welt. Einige Tempel waren glücklicherweise zu Kirchen umgeschaffen worden. In zahllosen Monumenten hatten Menschen

ihre seltsamen Wohnungen eingerichtet. Die Äbte und die Barone hatten in Theatern und Thermen ihre Klöster oder Burgpaläste aufgebaut. Triumphbogen der Kaiser dienten zu Eingangspforten jener oder waren zu Türmen erhöht worden. Noch heute dauert als das merkwürdigste Denkmal solcher Art der große Palast Orsini im Marcellus-Theater fort.

Als sodann die Macht des Adels und auch des Volkes verfiel, konnte man jene Türme der Feudalzeit wieder abbrechen und die berühmtesten Ruinen von den Zuthaten des Mittelalters befreien. Auf dem verschütteten Forum entfernte man Türme und Häuserreihen schon zur Zeit Carl's V. Man befreite allmälig das Colosseum und das Pantheon, von dessen Dach sogar erst im Jahre 1884 die beiden übrigens nicht unschönen Glockentürme abgebrochen worden sind.

Der Prozeß der Reinigung aller großen Ruinen Rom's vom Mittelalter ist heute fast zu Ende geführt, und dadurch auch der geschichtliche Charakter der Stadt nicht wenig verändert worden, denn gerade die lebensvolle Verbindung der Antike mit dem Mittelalter hatte Rom sein einziges, unvergleichliches Gepräge verliehen. Die großen Ruinen sind jetzt vom Zusammenhange mit der Geschichte der christlichen Jahrhunderte losgelöst, dem Altertum ganz zurückgegeben und zu bloßen Gegenständen der antiquarischen Wissenschaft gemacht. Sie sind zugleich des Schmuckes beraubt worden, in welchen sie die verschönernde Natur des Südens gekleidet hatte.

Alle diese majestätischen Trümmer der Vergangenheit waren seit mehr als einem Jahrtausend gleich hängenden

Gärten der Semiramis. Nur aus Blumen, die auf dem Triumphbogen Constantin's wuchsen, hatte einst der geniale Tribun Cola di Rienzo die Kränze flechten lassen, mit denen er sich feierlich krönen ließ. Das Colosseum war wie ein natürlicher Berg mit Sträuchern und Pflanzen bedeckt. Noch im Jahre 1855 konnte der Engländer Richard Deakin ein Buch schreiben „The Flora of the Colosseum", und darin mehr als 400 Pflanzenspecies aufzählen. Es war ein entzückender Anblick, diese gewaltigen Mauern bis zu ihren Zinnen empor, und diese riesigen Terrassen zerfallener Sitzreihen mit goldigem Ginster, mit purpurnem Löwenmaul, mit Digitalen, Kapern, Jasmin und Goldlack überhängt zu sehen.

Die Wissenschaft hatte Jahrhunderte hindurch die ganze Ruinenwelt ohne Eifersucht der Göttin Flora überlassen, und sich nicht vor dem Gedanken erschreckt, daß gerade diese Flora die Feindin derselben Ruinen sei, welche sie so prachtvoll verzierte. Zwar gab es schon früher Gesetze der päpstlichen Regierung, welche die Reinigung der Monumente vom Pflanzenwuchs geboten, aber die dafür ausgesetzten Gelder wurden zu andern Zwecken verausgabt. Erst im Jahre 1871 nahm man es ernst; man erließ ein strenges Edict de Flora in ruinis funditus delenda. Wie zur Zeit des Kaisers Theodosius fanatische Christen zur Zerstörung der Tempel auszogen, so sah man jetzt Schaaren von Menschen, mit Sicheln, Aexten, Messern und Brecheisen bewaffnet, auf die Ruinen klettern, glücklicherweise nicht sie, sondern nur ihren Pflanzenschmuck zu zerstören.

Es ist wahr, daß Lentiscus und Arbutus tiefe Wur=

zeln treiben, und daß sich der gierige Ephen in das Steingefüge einbohrt und dieses bisweilen zersprengt. Indeß oft mag er dasselbe vielleicht zusammenhalten, wie in der heidelberger Schloßruine. Wenn nun dieser übermütige Liebling des Bacchus, und wenn besonders der stark wurzelnde Feigenbaum den Ruinen wirklich gefährlich ist, so hätte man doch die leichtfüßige Federnelke, den Fingerhut, die zarte Malve und den Goldlack immerhin verschonen können; aber all dies heitere Volk der Flora hat dem Princip der Erhaltung der Altertümer zum Opfer fallen müssen. Der Ephen hat es in seinen Sturz mit hineingezogen.

Nachdem das Colosseum abrasiert war, wie die Römer spotteten, stand es als ein nacktes, frostiges profanes Mauergerippe da, ganz fremdartig und gespensterhaft anzusehen. Heute wagt sich dort wieder ein schüchterner Nachwuchs hervor, das Enkelgeschlecht der dort im Jahre 1871 Gefallenen, oder fremde Eindringlinge. Denn die Vögel und die Winde spotten der Intendantur der Altertümer, sie tragen nach alter löblicher Gewohnheit Blumensamen auf die melancholischen Mauern, um diese geheimnißvoll zu verschleiern. Die Polizei der Ruinen drückt vielleicht diesmal ein Auge zu, und die verbannte Göttin Flora kann wieder manche bunte Fahne auf das Amphitheater und die Kaiserpaläste aufpflanzen. Doch es gibt einen furchtbareren Feind, welcher die Ruinenpoesie gründlicher zerstört, und dieser Feind ist der Maulwurf der Archäologie.

Der topographische Ausgräber wühlt den Boden tief und ringsumher auf, und er entstellt durch angehäufte

Schuttmassen das geschichtliche Ruinenbild. Die gelben, häßlichen Schutthaufen Mykenä's erblickt man schon in Meilenferne, wenn man über die öden Fluren von Argos reitet, und jene von Hissarlik-Troja zeigen sich dem Schiffer weit auf dem Hellespont.

Seit Napoleon III. die Farnesischen Gärten erstand und dort graben ließ, und dann seit Rom die Hauptstadt Italiens wurde, hat man hier die Ausgrabungen in großem Umfange und mit rühmlichem Eifer fortgesetzt. Sie haben viele Altertümer an den Tag gefördert und die Topographie Rom's aufgeklärt und erweitert, aber das Ruinengemälde der Stadt vielfach verändert und teilweise zerstört.

Die Kaiserpaläste sind heute kahle Trümmermassen, die hie und da mit Aufschriftstafeln bezeichnet, wie auf einem riesigen Präsentirteller nackt dastehen. Die Farnesische Gartenmauer mit dem schönen Portal Vignola's ist eingerissen und die Grenze zwischen Palatin und Forum ganz aufgehoben. Ueberall starren öde, geistlose, namenlose, unförmliche Ruinen empor.

Das Forum ist zu einem Schacht geworden, in welchen man hinabsteigt, um dann in einem Labyrint von vielem kleinlichen Gemäuer, den Gerippen des Altertums, umherzuwandern. Für die Zwecke der Wissenschaft reicht aber die bisherige Ausgrabung nicht aus. Man müßte noch ganze Häuserreihen von den Langseiten abtragen, um weiter zu graben, und die Kirchen San Adriano und Santa Martina hindern für immer die Bloßlegung der alten Curie und des Comitiums.

Die Wissenschaft hat ihr gebietendes Recht. Jeder Gebildete wird ihr willig Opfer bringen, aber jedermann

wird sagen, daß dies zur Hälfte ausgegrabene Skelett des Forum sehr häßlich aussieht. Es ist übrigens schon früher zweimal ausgegraben und dann wieder zugeschüttet worden. Wenn nun die antiquarische Forschung ihre Gewinnste aus den dortigen Ausgrabungen gezogen hat, so dürfte doch wol eine spätere Zeit die Grube wieder zuschütten, und das Gleiche wird hoffentlich mit der seit einigen Jahren ganz nutzlos bloßgelegten Arena des Colosseum geschehen.

Die letzte umwandelnde Wirkung auf die bisherige Ruinenwelt Rom's geht vom gegenwärtigen Umbau der Stadt aus. Denn dieser zerstört für immer den geschichtlichen Rahmen vieler alten Monumente. Sie erhalten eine ganz neue Umgebung, zu deren modernem Charakter sie selbst in den grellsten Widerspruch kommen. In ehemaligen stillen Weingärten und Einöden entstehen jetzt lärmende Straßenviertel. Hügel werden geebnet und Täler ausgefüllt. In einem grünen Tale lagen bisher die Trümmer der Villa des Sallust; heute ist diese Tiefe zugeschüttet und zum Bauplatz geworden. Aus Vignen ragte die schöne Ruine der Minerva Medica einsam hervor; heute steht sie in einem beginnenden Straßenquadrat. Das malerische Wassercastell der Aqua Julia (die Trofei di Mario genannt) liegt jetzt an der Ecke des neuen Platzes Vittorio Emanuele. Mitten in der Via Nazionale ist ein Rest vom altersgrauen Wall des Servius Tullius zu stehen gekommen, zierlich als wäre er eine Nippsache, mit Gewächsen und einem Gitter eingefaßt.

Die großartige Wildniß am Colosseum weicht einem Straßenviertel. Das einst zauberisch stille Feld am Monte

Testaccio und der Pyramide des Cajus Cestius bedeckt sich mit Häuserreihen. Die Gärten und Weinberge zwischen der Engelsburg und dem Tiber sind alle verschwunden und zu staubigen Bauplätzen umgewandelt. Der Ponte Rotto wird abgetragen, jede andere alte Brücke soll erneuert werden. Selbst das ehrwürdige Capitol wird durch die Aufstellung des Monuments für Victor Emanuel eine ganz moderne Umwandlung erleiden.

So sprengt überall das wachsende Leben die zu eng gewordenen Schranken der Stadt, und das alte schöne Rom geht unter. Das Wort des Dichters aber gilt nicht mehr, denn neues Leben wird niemals mehr aus diesen römischen Ruinen erblühen. Sie sind fortan der ewigen Erstarrung geweiht, nur um sie her wird alles lebendig und neu. Ein zweiter Poggio könnte jetzt ein neues Buch de varietate Fortunae urbis schreiben. Denn Fortuna dreht heute mächtig ihr Rad um, und die Göttin der Metamorphose lächelt zu dieser jähen Verwandlung: volge la sua spera e beata si gode, wie Dante gesagt hat.

(„Münchner Bunte Mappe", 1885.)

III.

An den Redacteur des Journals „Cronaca Romana" in Rom.

Sie hatten die Güte, für Ihr neues Journal ein paar Zeilen von mir zu verlangen, und ich entspreche gern Ihrer liebenswürdigen Aufforderung, indem ich Ihnen zu dem wichtigen Unternehmen das beste Glück wünsche.

Der Name Ihrer Zeitschrift ist mir sehr familiär und sympathisch, denn er erweckt in mir Erinnerungen an die langen Studien, die ich dem römischen Mittelalter gewidmet habe.

Ich kam zum ersten Mal nach Rom am 2. October 1852, ohne einen andern Zweck als den des Besuchers, und dann widerfuhr mir, was vor mir Agincourt und so vielen andern widerfahren war, welche die ewige Stadt mit magnetischer Gewalt an sich zog.

Sie trug damals noch zu einem großen Teile jenes einzige, bezaubernde Gepräge, welches aus der Jahrhunderte langen Verbindung zweier Culturen, der antiken und der christlichen, erwachsen war. Ich erinnere mich, um von anderm zu schweigen, des Erstaunens, welches ich empfand, als ich zum ersten Mal das Gemälde der Stadt betrachtete, wie es sich meinen Blicken von der cestischen Inselbrücke aus darstellte.

Wenn ich nun etwa dreißig Jahre später nach Rom gekommen wäre, so hätte ich schwerlich dort die monumentalen Inspirationen empfangen können, welche für mich nötig waren, um die Idee der Geschichte der Stadt im Mittelalter zu fassen.

Wenn ich mich heute wieder auf jene Brücke stelle und das Stadtgemälde, wie vor Zeiten, betrachte, so sehe ich seine einstmals so wunderbaren und mir so teuren Linien entweder ganz verändert oder schon völlig verwischt. Ich habe so viele Denkmäler des Mittelalters abbrechen sehen, daß ich kein Ende finden würde, sie der Reihe nach aufzuzählen. Ich bewahre seit etwa vier Jahren als einzigen Ueberrest eines alten bekannten Palastes, welcher am

Tiberufer stand, einen Marmorstein mit der Inschrift: Domus Libera D. Catharinae De Spoturnis. Die römischen Behörden schenkten ihn mir zur Erinnerung, und jetzt befindet er sich in meinem Hause zu München und ich hüte ihn wie einen Schatz. Der Stein redet zu mir. Wenn er mir das unvergleichliche Bild Rom's aus frühern Tagen vor die Seele zurückruft, so stellt er mir zugleich den beklagenswerten Zustand dar, in welchen heute die ewige Stadt durch ihren gewaltsamen Umbau versetzt ist.

In der ganzen Welt wird über den unersetzlichen Verlust geschichtlicher Denkmäler Rom's Klage geführt. Unter meinen Freunden gibt es sogar manche, welche behaupten, daß die Römer einen entschiedenen Widerwillen gegen alles dasjenige haben, was dem Mittelalter angehört, und daß ihr Haß gegen dasselbe bei ihnen seit der Renaissance zu einer zweiten Natur geworden ist. Diese Ansicht ist sicherlich übertrieben, allein sie enthält immer ein Körnchen Wahrheit.

Denn es ist nur gerecht, zu behaupten, daß die Römer noch heute unter dem ausschließlichen Banne des Genius des Altertums stehen, und daß sie deshalb den andern Genius des Mittelalters, welcher vielleicht nicht minder groß gewesen ist, wenn nicht geradezu verachtet, so doch gar sehr vernachlässigt haben.

Die Archäologie ist ihre Lieblingswissenschaft, eine eminent römische Wissenschaft. Weil diese nun wie früher, so noch am heutigen Tage ihre besten Geister in Beschlag nimmt und sie in ihrem Dienst verbraucht, so hat sie die Entwickelung andrer Zweige des Wissens in Rom ge-

hemmt. Ganz im Besondern ist durch sie die städtische Geschichtschreibung völlig verdunkelt worden. Von der Renaissance ab bis zur Gegenwart hat Rom viele und große Archäologen hervorgebracht, aber wenige Geschichtschreiber, und so verdienstvoll diese auch sein mögen, so hat man doch unter ihnen niemals einen Villani oder Corio, einen Machiavelli, Tiraboschi oder Muratori erscheinen sehen.

Es erschien freilich Flavius Blondus, ein zum Römer gewordener Forlivese, ein Mann von seltenem Genie. Obwol er mitten unter den classischen Studien eines Valla und Pomponius Letus groß geworden, und selber der Reformator der römischen Altertumswissenschaft war, konnte er sich dennoch so viel Freiheit des Geistes bewahren, daß er zuerst die Idee des Mittelalters erfaßte, und er schrieb dann dessen Geschichte, als Vorläufer Gibbon's.

Ich habe hier nur die bürgerliche Geschichte im Auge, und deshalb nehme ich denjenigen nichts von ihrem Ruhme, welche die Annalen des Papsttums verfaßt haben.

Heute nun wehen durch Rom neue und so belebende Lüfte, daß man auch dort, zu allgemeiner Genugthuung, die geschichtlichen Studien des Mittelalters aufgenommen hat. Allein in derselben Stunde, wo die Römer selbst, wie es scheint, die Rechte ihres eigenen Mittelalters an die Wissenschaft zurückfordern, geschieht es, daß die schon sparsamen Monumente desselben täglich mehr zusammenschwinden, da sie den Forderungen des städtischen Bauplanes zum Opfer fallen.

Ich will hier nicht ein Klagelied um das verschwindende geschichtliche Rom anstimmen; vielmehr ich weiß,

daß die ewige Stadt heute, nach Gesetzen der Notwendigkeit, von demselben Lose getroffen wird, welches andre Hauptstädte Europa's schon erlitten haben und noch erleiden, indem sie sich umwandeln und ihr altes Gewand ablegen. Indeß wenn der Untergang historischer Erinnerungen in andern alten und berühmten Städten für die Wissenschaft schwere Verluste nach sich zieht, so werden diese in Rom noch viel schwerer sein. Ist dem aber so warum nimmt man nicht bei der Umformung der ewigen Stadt mehr Rücksicht auf die ehrwürdigen Monumente der Vergangenheit?

Hier nun bietet sich Ihnen, Herr Director der „Römischen Chronik“, eine schöne Aufgabe und eine heilige Bürgerpflicht dar, und diese ist, aus Ihrem Journal einen Verteidiger und Beschirmer der Denkmäler der Stadt zu machen.

Erinnern Sie sich an die anmutige Legende der Mirabilien Rom's, welche Folgendes erzählt: Es standen zur Zeit der Consuln auf dem Capitol so viele Statuen, als es römische Provinzen gab, und eine jede hatte ein Glöckchen am Halse. Wenn nun eine Provinz im Begriffe war sich zu empören, so kehrte sich die Statue, welche diese vorstellte, der feindlichen Gegend zu, und sie läutete sofort mit dem Glöckchen, damit die Consuln Fürsorge träfen.

Wie Schade, daß mit allen jenen guten Statuen auch die untergegangen ist, welche, wie ich glaube, dazu bestimmt war, die Vandalen im Auge zu halten. Darum ersetzen Sie ein wenig den Verlust durch Ihre „Römische Chronik“, indem Sie dieser die Rolle der mahnenden

Wächterin übertragen, und sobald Rebellen gegen die Zierden Rom's etwas Böses im Schilde führen, thun Sie das Ihrige dazu, daß die „Römische Chronik" ihre Glocke, und zwar recht laut, erschallen lasse. .

München, 20. October 1885.

IV.

Offener Brief an den Präsidenten der Akademie der schönen Künste von S. Luca in Rom.[1]

Hochgeehrter Herr!

Wenn Sie auf die Stimmen der ausländischen Presse achten, werden Sie wahrnehmen, daß man diesseit der Alpen das Fortschreiten des jetzigen Umbaues der Stadt Rom mit steigender Aufmerksamkeit verfolgt. Dies ist kein Wunder. Denn Rom wird, wie in alten Zeiten, so auch noch heute, als das erhabenste Denkmal der Geschichte von allen Gebildeten verehrt.

Keiner civilisirten Nation kann es gleichgültig sein, in welcher Gestalt dies Heiligtum der Menschheit heute der Mitwelt und Nachwelt überliefert wird. Am wenigsten wird man sich wundern dürfen, daß die Deutschen daran innerlich so sehr beteiligt sind, denn sie lieben Rom mit einer alten und legitimen Leidenschaft, welche hundertjährige Beziehungen der Geschichte und der wissenschaftlichen Cultur zur Genüge erklären.

---

[1] „Allgemeine Zeitung", 21. März 1886.

Ich glaube aber auch, daß den Römern und Italienern das Urteil nicht gleichgültig sein kann, das sich bei befreundeten Völkern über die heutige Umwandlung Rom's bildet, zumal diese unter den Metamorphosen, welche die ewige Stadt seit Augustus erfahren hat, leicht eine der größesten sein wird und das Gepräge derselben für lange Zeit bestimmen muß.

Dreizehn Jahrhunderte hindurch ist Rom dem Schutze des Papsttums anvertraut gewesen, welches seine Aufgabe mit großem Römersinn vollführt hat. Als nun die weltliche Herrschaft desselben erlosch, hat das übereinstimmende Europa die ewige Stadt naturgemäß in den Schutz des geeinigten Italien gestellt, und es ist schon anderswo gesagt worden, daß niemals ein Volk der Erde eine erlauchtere Hauptstadt, und mit dieser eine gleich schwere Verantwortlichkeit vor der ganzen civilisirten Welt übernommen hat.[1]

Fünfzehn Jahre sind nunmehr verflossen, seit die Italiener im Jahre 1871 die notwendig gewordene Erneuerung ihrer Hauptstadt begonnen haben. In diesem Zeitraum ist vieles in Rom umgewandelt, viel Neues geschaffen, viel Zweckmäßiges eingerichtet worden. Allein die Neubauten finden im allgemeinen wenig Beifall. Wenn ich nun Tadlern sage, daß der Zeitraum von 15 Jahren nicht groß genug ist, um zu schaffen, was Rom's würdig sei, daß man warten müsse, bis treffliche Künstler zu wahrhaft großen Werken, wie sie Bramante, Michel Angelo und Bernini ausgeführt haben, berufen werden, so ent-

[1] Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, VIII³, 655.

gegnet man mir, daß die Athener nur fünf Jahre brauchten, um die Propyläen, und wenig mehr, um den Parthenon aufzurichten; daß Sixtus IV. und Sixtus V. in wenigen Jahren Rom mit edlen Monumentalbauten geziert, und daß sich vor unsern Augen die Städte Wien und Berlin in kurzer Zeit prachtvoll erneuert haben. — Doch dies mag auf sich beruhen. Denn es gibt andre, schwerer wiegende Vorwürfe, die man diesseit der Alpen gegen die heutige Umwandlung der Stadt erhebt.

Es hat sich die Ueberzeugung gebildet, daß man in Rom zu viel zerstört, um zu fieberhaft neu zu bauen, und es sträubt sich die Vorstellung Aller, die Rom lieben, dagegen, den geschichtlichen Charakter der Stadt, die zaubervolle Schönheit und die einsame Majestät so vieler Locale für immer verschwinden zu sehen, an deren Stelle dann, um das Colosseum her, auf dem Coelius und Aventin, auf den Wiesen Nero's, um den Vatican, ein Gedränge gleichförmiger Straßen mit ihren geistlosen Zinshäusern entstehen soll.

Ich bin aufrichtig genug, Ihnen zu erklären, daß ich das Gewicht dieses Vorwurfes nicht entkräften kann. Denn diejenigen, welche behaupten, daß die Ausfüllung des innern Stadtgebietes bis an die Mauern Aurelian's mit neuen Straßenvierteln durch die wachsende Bevölkerung der Hauptstadt Italiens geboten sei, werden durch das Dasein jener weiten Räume widerlegt, welche die weise ädilicische Verwaltung der Alten in der Stadt immer offen gelassen hat. Das cäsarische Rom umfaßte eine so große Volkszahl, daß die moderne Hauptstadt Italiens sie kaum in Jahrhunderten erreichen kann, und dennoch

gab es in jenem ausgedehnte Strecken, wo schön vereinzelte Prachtmonumente, Tempel, Säulenhallen, Thermen und Theater dem landschaftlichen Reiz, den Villen und Gärten freien Raum ließen, wie das Marsfeld, der Pincius, die Carinen, der Esquilin und Viminal, der Vatican und Trastevere beweisen.

Niemand begreift diesseit der Berge, welche zwingende Notwendigkeit es geboten hat, die herrlichsten festlichen Villen Rom's in Bauplätze für das gemeine Bedürfniß des Werkeltages umzuwandeln. Die Villa Ludovisi wird jetzt schonungslos zerstört, sie aber war ein Park für Könige und Weise, so zauberhaft und weihevoll, daß im Schatten ihrer Lorbeerhaine und Cypressengänge auch Horaz und Virgil, Marc Aurel und Dante mit Andacht würden gewandelt haben, und so classisch schön, daß sie würdig war, dem erhabenen Götterbilde der Juno zwei Jahrhunderte lang zur Zufluchtsstätte zu dienen. Ich glaube, daß dort jeder von der Axt des Bauunternehmers getroffene Baum einen Schmerzensschrei ausgestoßen hat, peinvoller als jener des verwundeten Baumes Piero's delle Vigne, welchen Dante klagen hörte:

Warum zerreiß'st Du mich?
Lebt denn in deiner Seele kein Erbarmen?

Nichts hat, dessen seien Sie versichert, die öffentliche Empfindung in Deutschland so schwer verletzt, als die Vernichtung dieser weltberühmten Villa. Diejenigen, welche dieses Todesurteil über sie verhängt und dann vollzogen haben, hätten, ehe sie das thaten, die hochherzigen Worte hören sollen, mit denen einst Belisar, der große Ver-

teidiger Rom's, den Gotenkönig Totila ermahnte, die ewige Stadt zu schonen. Er schrieb an ihn aus Portus:

„Die That der verständigen und des bürgerlichen Lebens wol kundigen Männer ist es, Städte mit schönen Werken zu zieren, wenn sie solche nicht besitzen, das Thun der Unverständigen aber, ihnen die Zierden zu rauben, und dieses Brandmal ihrer Natur der Nachwelt ohne Scheu zu hinterlassen. Von allen Städten, so viele die Sonne bescheint, ist Rom die größeste und merkwürdigste. Denn weder hat sie die Macht eines einzelnen Menschen erbaut, noch ist sie in kurzer Zeit zu solcher Majestät und Schönheit gediehen, sondern eine lange Reihe von Kaisern, viele Genossenschaften der trefflichsten Männer, unzählige Jahre und Reichtümer haben sowol alles andre als auch die Künstler von der ganzen Erde dort zu versammeln vermocht. Indem sie nun diese Stadt, wie Du sie vor Dir siehest, nach und nach erbauten, haben sie dieselbe als ein Monument der Tugenden der Welt den Nachkommen zurückgelassen, so daß ein Vergehen gegen so Großes mit Recht ein ungeheurer Frevel an den Menschen aller Zeiten sein würde. Denn die Vorfahren würde es des Denkmals ihrer Tugenden, des Anblicks ihrer Werke aber die Enkel berauben."

Belisar fürchtete ohne Grund für Rom, denn der Held Totila war kein Barbar. Erst Leonardo Aretino und andre Geschichtschreiber in der Renaissance erfanden die Fabel, daß Goten und Vandalen Rom zerstört haben. Ihre Erdichtung hat die vorurteilslose Kritik auch der Italiener beseitigt, und die Römer selbst wissen heute sehr wol, von welchen Zerstörern Jahrhunderte lang die

Monumente Rom's als offene Steinbrüche und Kalkgruben ausgebeutet worden sind.

Ich will Sie nicht damit aufhalten, Ihnen von den immer lautern Klagen Zeugniß zu geben, welche das neue Schicksal der alten Ruinen Rom's und der Verlust mancher Denkmäler des Mittelalters bei uns erweckt, denn darüber habe ich mich in einem andern Briefe, und haben sich bereits andre Ausländer und auch Römer ausgesprochen. Und auch Sie und alle Ihre Genossen der Akademie der schönen Künste, meine Freunde und Mitbrüder, können von dem bezaubernden Gemäde des alten Rom, welches das Entzücken so vieler Menschengeschlechter gewesen war, und jetzt für immer vergeht, nicht ohne tiefen Schmerz Abschied nehmen.

Jeder Gebildete sieht mit Pein, daß die Ruinen Rom's ihrem geschichtlichen Rahmen und ihrer reizvollen Verbindung mit der Natur für immer entrissen sind, und jeder trauert über den heutigen Anblick des Forum und des an dieses grenzenden Palatin. Jeder beklagt, was an Monumenten des Mittelalters hingeschwunden ist oder noch schwinden soll, wie der letzte der Türme der Orsini-Anguillara in Trastevere[1]; was an Opfern die Tiberregulirung schon gefordert hat; wie kläglich die Tiberinsel heute aussieht, wo das schöne Kloster S. Bartolommeo sogar durch den häßlichen Anbau einer Morgue entstellt wird. Jeder fürchtet jetzt für das Schicksal des erhabensten aller Denkmäler der Welt neben der Akropolis Athens,

[1] Dieser Turm ist glücklicher Weise erhalten worden.

des Capitols. Denn trotz des Gutachtens der Municipalräte, deren Protocolle mir bekannt sind, trotz des Urteils auch der Akademie der schönen Künste, hat jenes Project den Sieg davongetragen, durch dessen Ausführung die hundertjährige Gestalt des Capitols die modernste Umformung erhalten soll. Man beginnt das Kloster Aracoeli und den Turm Paul's III. einzureißen. So wird dieser mächtige, das Capitol und die Stadt burgartig überragende Bau verschwinden, an welchem noch die Traditionen der Mirabilien Rom's vom Palatium Octaviani haften, und auch das Los der dann isolirten Basilika Aracoeli, der Kirche des römischen Senats im Mittelalter, wird früher oder später entschieden sein. Ist auch diese gewaltsame Zerstörung von einer unabwendbaren Notwendigkeit geboten? Das fragt man diesseit der Alpen mit Verwunderung.

Der Zweck meiner Zeilen an Sie, geehrter Herr, ist erfüllt. Er war wesentlich dieser, Ihnen, als dem würdigen Vorstande der berühmten Körperschaft, welche die Ueberlieferungen der großen Meister und das Palladium der Kunstschönheit in Rom hütet, Kunde davon zu geben, wie sehr in meinem Vaterlande die öffentliche Meinung zu Zweifeln und Befürchtungen aufgeregt ist, daß die heutige Reformation der ewigen Stadt etwas anderes werden könne, als ihre erwünschte und von allen Culturvölkern freudig begrüßte Renaissance.

Sie werden, was ich Ihnen mitgeteilt habe, berichtigen, wo es irrig ist, meine Kundgebung selbst aber gern entschuldigen, weil sie von solcher Ehrfurcht und Liebe zu Rom dictirt ist, als derjenige empfinden muß, welcher,

wenn auch der geringste, doch ein Adoptivsohn der Alma Mater Roma geworden ist.

München, 17. März 1886.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebener College in der Akademie S. Luca.

V.

An den Comthur Andrea Busiri, Präsident der Akademie S. Luca in Rom.

Hochgeehrter Herr!

Ich war in Neapel im Begriffe, mich nach Sicilien einzuschiffen, als ich Ihr geschätztes Schreiben in der Nummer 96 der „Opinione" erhielt.

Deshalb bin ich erst heute im Stande, Ihnen für die große Ehre zu danken, welche Sie mir durch Ihre Antwort erwiesen haben, und diese ist so umfassend, wie in Bezug auf mich liebenswürdig.

Wer nur immer an der ädilicischen Frage Rom's Anteil nimmt, muß Ihnen dankbar sein, weil Sie darüber ein ernstes und wol erwogenes Urteil abgegeben haben, welchem Ihre hohe Autorität eine zweifellose Wichtigkeit sichert. Ihr offener Brief wird zwar nicht alle Bedenken, zu denen die Erneuerung Rom's Anlaß gibt, beschwichtigen können, aber er wird doch nicht Wenigen denselben Dienst leisten, welchen bereits der Herzog Torlonia, der hochgeehrte Syndicus Rom's, Ausländern durch seinen Brief in der „Morning Post" erwiesen hat.

Ich hätte zu mehr als einer Ihrer Entgegnungen noch ein Wort zu sagen, allein ich werde zu meinen Argumenten nicht mehr zurückkehren. Es genügt mir, zu erkennen, daß Sie im ganzen die Motive gebilligt haben, welche mich veranlaßten, zu einem Römer Ihresgleichen mich auszusprechen. Auch freue ich mich, zu gewahren, daß Sie, hochgeehrter Herr, das bescheidene Recht, einen Wunsch oder auch eine Ansicht in Bezug auf die heutige Umwandlung Rom's kundzugeben, einem Manne nicht ganz versagen, welcher die besten Jahre seines Lebens in der ewigen Stadt zugebracht hat, zu dem Zwecke, ihre Geschichte in Jahrhunderten aufzuhellen, welche Dunkel bedeckt hielt.

In meinem offenen Briefe an Sie habe ich weder gegen die italienische Regierung noch gegen das römische Municipium eine Anklage erhoben. Alle Welt erkennt es ja an, daß das letztere bemüht ist, die römischen Denkmäler zu erhalten. Aber ich habe jene unwiderstehliche Strömung der Gegenwart angeklagt, welche manchmal mächtiger ist, als der gute Wille und die Einsicht des Gemeinderats, und deshalb nicht nur den Verlust mancher städtischer Erinnerungen verschuldet, sondern Rom seines alten geschichtlichen Charakters zu entkleiden droht.

Das beklage ich, und werde ich zu beklagen nicht aufhören. Meine Empfindungen teilen mit mir nicht wenige Römer, wie z. B. unser trefflicher Podesti, und jener gelehrte Mann, welcher unter dem Pseudonym C. Basilio in der „Rassegna Italiana" im vorigen Jahre den stärksten und wichtigsten Protest veröffentlicht hat, den ich bisher überhaupt gelesen habe.

Die lauten Klagen der Deutschen und andrer Ausländer über die schnelle Transformation Rom's müssen, dies begreife ich sehr wol, den Italienern lästig sein; aber diese Unbequemlichkeit ist einmal mit der Weltgröße der ewigen Stadt unzertrennlich verbunden. So lange der kosmopolitische Begriff derselben dauert, werden auch die Ausländer nicht aufhören, Rom als das geschichtliche Denkmal der Menschheit zu betrachten, und sie werden deshalb fortfahren, ihren lebhaften Anteil an allen Umwandlungen zu nehmen, welche diese Stadt erleidet.

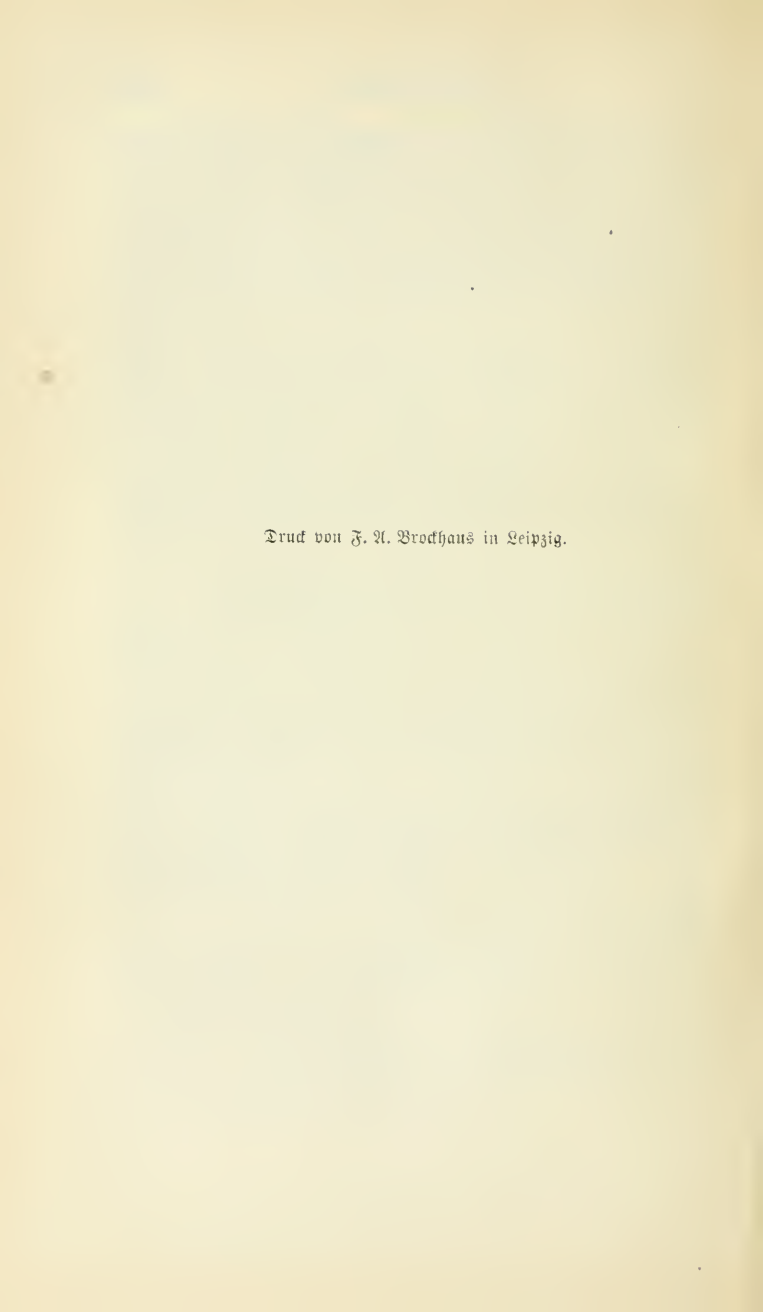
Hier habe ich vielleicht den wahren Kern der heutigen ädilicischen Frage Rom's bezeichnet, die unsere Gemüter so sehr aufregt, weil sie in sich selbst den heftigen Kampf zweier legitimer Principien birgt, von denen das eine neu und national, das andere alt und universal ist.

Ich wünsche sehnlich, daß das geeinigte Italien, dieses unsterbliche, „den Göttern heilige" Land, eines Tages im Stande sei, jene Gegensätze mit einander zu versöhnen und auf dem Boden seiner Hauptstadt das schwere Problem zu lösen, indem es sich dort zu neuer Nationalkraft und zugleich zu den erhabensten Ideen der Humanität erhebt.

Somit schließe ich den Briefwechsel, welchen ich die Ehre hatte, mit Ihnen, hochgeehrter Herr, zu unterhalten. Ihnen freundschaftlich die Hand drückend, zeichne ich mich mit aufrichtiger Hochachtung

Palermo, 13. April 1886.

Ihr ergebener Collège und Mitbürger.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Kleine Schriften

zur

Geschichte und Cultur.

Erster Band.



Kleine Schriften

zur

Geschichte und Cultur.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Erster Band.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1887.

An den

Grafen Adolf Friedrich von Schack.

Hier ist der erste Band meiner zerstreuten Kleinen Schriften, welche ich unter einer gemeinsamen Kategorie allmälig zu sammeln mich entschlossen habe, mir einbildend, daß manches darunter sei, was auch einen größeren Kreis von Lesern interessiren kann. Indem ich Ihnen dieses Buch übergebe, wechsle ich ein öffentliches Zeugniß der Freundschaft mit Ihnen aus. Wenn nun das meinige minder wertvoll ist, als Ihre schöne Gabe, so weiß ich doch, daß Sie mehr Gewicht auf die Absicht als auf den Gegenstand selber legen werden.

Unsere persönlichen Beziehungen zu einander umfassen bald den ansehnlichen Zeitraum von dreißig Jahren. Denn es war am 31. December 1856, daß ich Sie in Rom kennen lernte, zu derselben Zeit, als auch George Ticknor sich dort aufhielt, Ihr älterer Gefährte auf dem Gebiete der spanischen Literatur.

Seit jenem Tage haben wir, ein jeder in der Richtung, die ihm Natur und Neigung vorgeschrieben, unsere Wege guten Mutes fortgesetzt. Wir konnten einer an des andern innerm Leben warmen Anteil nehmen, weil unser Glaube an die ewigen Ideale des Wahren und Schönen in seinem tiefsten Grunde derselbe ist.

Empfangen Sie daher zu dessen Bestätigung gern diesen Gruß treuer Erinnerung und Freundschaft.

München, 15. November 1886.

Ferdinand Gregorovius.

Inhalt.



Sardes.

1882.



In Smyrna hatte ich das Glück, Herrn Ussing zu treffen, einen namhaften dänischen Archäologen, welcher viel in Griechenland geforscht hat. Wir verabredeten eine Fahrt nach Sardes, um die einzigen authentischen Urkunden der Geschichte dieser altberühmten Hauptstadt Lydiens kennen zu lernen, und das sind ihr Local und ihre wenigen Trümmer.

Zu diesem Zweck empfahl uns Herr Humann, der Pergamener, dem Director der Eisenbahn Smyrna-Alascher, welcher uns dann mit einem Brief an den Chef der Station Sart versah.

Es ist eine befremdende Vorstellung, nach Ephesus oder nach Sardes auf einer Eisenbahn zu fahren, nach so alten, von so viel mythischem Nimbus umgebenen Orten, daß wir daheim glauben, sie lägen im Lande der Fabeln, und seien nur unter großen Mühen erreichbar. So war es freilich zur Zeit Chandlers und noch lange nach ihm. Wir aber sind glücklicher, denn die entferntesten Ziele der Forschung rücken jetzt in unsere Nähe als Eisenbahnstationen.

Eine englische Gesellschaft in Smyrna hat zwei Bahnen gebaut; die eine führt über Ephesus (Ajasaluk) in



In Smyrna hatte ich das Glück, Herrn Ussing zu treffen, einen namhaften dänischen Archäologen, welcher viel in Griechenland geforscht hat. Wir verabredeten eine Fahrt nach Sardes, um die einzigen authentischen Urkunden der Geschichte dieser altberühmten Hauptstadt Lydiens kennen zu lernen, und das sind ihr Local und ihre wenigen Trümmer.

Zu diesem Zweck empfahl uns Herr Humann, der Pergamener, dem Director der Eisenbahn Smyrna=Alascher, welcher uns dann mit einem Brief an den Chef der Station Sart versah.

Es ist eine befremdende Vorstellung, nach Ephesus oder nach Sardes auf einer Eisenbahn zu fahren, nach so alten, von so viel mythischem Nimbus umgebenen Orten, daß wir daheim glauben, sie lägen im Lande der Fabeln, und seien nur unter großen Mühen erreichbar. So war es freilich zur Zeit Chandlers und noch lange nach ihm. Wir aber sind glücklicher, denn die entferntesten Ziele der Forschung rücken jetzt in unsere Nähe als Eisenbahnstationen.

Eine englische Gesellschaft in Smyrna hat zwei Bahnen gebaut; die eine führt über Ephesus (Ajasaluk) in

die Talgebiete des Kaystros und Mäander nach Aïdin, dem alten Tralles; die andere durch das lydische Hermosgefilde nach Alascher, dem Philadelphia der Seleuciden.

Der Bahnhof für Sardes liegt am Armenierviertel nicht weit von der Karawanenbrücke. Der Zug geht alsbald über den Meles, an dessen Ufern, wie die Sage der Smyrnäer erzählt, Kretheis den Melesigenes Homer geboren hat. Der Meles ist bei Smyrna ein dürftiger und schmuziger Bach, die jämmerlichste Quelle für die Lieder des göttlichen Sängers. Wir fuhren am Golf hin; seine Gestade sind auf dieser Seite mit Fruchtgärten, Villen und Ortschaften bedeckt, unter denen Burnabat ein wahres Paradies zu nennen ist. Man ahnt hier, was die prachtvolle Smyrna, die Königin Joniens, in ihrer Blüte gewesen ist, zur Zeit Hadrians und der Sophisten Polemo und Aristides.

Rechts bleibt der Pagus mit dem genuesischen Kastell auf seinem Gipfel, während wir in einer großen Kurve um den Sipylos fahren, der über dem Golf wie eine Vormauer Asiens gelagert ist. Seine Formen sind so wild und kühn, sein Aussehen ist so starr und ernst und seine Farbe so düster schwarz, daß er dem Geiste der auf ihm lebenden Mythen entspricht. Alt-Smyrna (Naulochon) lag einst dort auf den Südabhängen zum Meere gegen Burnabat hin, und der Sipylos war die Wohnung der phrygischen Göttermutter, die Scene der Qualen Niobes und der Herrschersitz der Tantaliden. Viele Reste von Felsbauten, auch Tumuli stehen dort; Texier hat einen derselben willkürlich als das Grab des Tantalus bezeichnet; auch den Tron des Pelops, von welchem Pau-

sanias berichtet, wollte er dort gefunden haben. Die sipylische Mythe hat sich in die Stammsagen der Atriden verflochten, und Herodot läßt noch den Großkönig Xerxes sich dessen erinnern, daß der Phrygier Pelops, ein Knecht seiner Vorfahren, die Hellenen unterjocht habe, sodaß ihr Land bis heute seinen Namen trage.

Wir bogen vom Golf in die große Alluvialebene ein, welche das Delta des Hermos ist, ein ödes, verschlammtes Strandgelände, das mich an die Jordanwüste erinnerte. Den Fluß belebten einige Kähne. Weiße Salzhaufen stehen wie Tumuli an dem gelben Meergestade. Nordwärts von der Hermosmündung wurden am Ende des Golfs die Uferhänge sichtbar, wo einst auf der äußersten Landspitze Ioniens die blühende Phokäa lag, die noch in ihrer Tochter Marseille fortlebt. Weiter aufwärts lag Kyme, vielleicht die Vaterstadt Hesiods, die Mutter des italischen Kumä. Südwärts würden wir zu den verödeten Stätten anderer Griechenkolonien gelangen, zu Klazomenä, Kolophon, Ephesus, Magnesia am Mäander und Milet.

Die Kulturluft Ioniens ist, trotz der Nationalgesänge Homers, nicht mehr rein hellenisch, sondern vom Hauche Asiens durchdrungen. Auf den gesegnetsten Küsten dieses das Abendland und Morgenland verbindenden Meeres, auf den fruchtreichen Inseln, von Rhodus aufwärts zum Hellespont und dem Pontus, hat die hellenisch-asiatische Bildung in zahllosen Seerepubliken geblüht, während landwärts uralte Reiche lagen, wie Lydien, Mysien und Phrygien, deren Volksstämme, Sprachen und Geschichte für uns in Dunkel gehüllt sind. Dem Druck dieser Völker

haben die griechischen Kolonien lange widerstanden, bis sie den Persern Irans erlagen, doch nur, um unter Alexander, den Seleuciden und den Römern zu neuer Herrlichkeit emporzublühen. Dann hat der Türke hier alles zur Wüste gemacht.

Die Masse des Sipylos entfernt sich; er flacht sich rechts zu niedern Höhenzügen ab. Die Landschaft aber wird wieder reicher an Kultur; Feigenhaine und Gärten verkünden die Nähe eines größeren Orts. Es ist Menemen, ein wichtiger Stapelplatz für die Warenzüge nach Smyrna, eine wolhabend aussehende Stadt, mit griechischer und mohamedanischer Bevölkerung. Bald hinter ihr fährt man in ein enges Bergtal ein, durch dessen rötliche Trachytmassen der zusammengepreßte Hermos als ein rauschender Strom geflossen kommt. Mit Mühe ist hier für die Eisenbahn Raum geschaffen. Die üppigste Flora schmückt die Ränder des Flusses, und die Höhen über ihm beschatten zum Teil Eichenwälder. Wir fuhren eine halbe Stunde lang durch diesen Engpaß. Er ist nicht so großartig wie die Klausen Veronas, aber was diese für die Lombardei sind, das ist der Hermospaß für Ionien gewesen, das Ausfalltor der Lydier und anderer Völker Asiens nach den Meergestaden.

Als wir aus dem Paß herauskamen, lag eine weite, vom Frühling grünende Ebene vor uns. Rechts stand über ihr der Sipylos (Manissa-dagh), links zeigten sich in der Ferne niedere Bergreihen, die das Hermosgebiet vom Kaikos und den Fluren Pergamons scheiden. Die Ebene setzt sich nach Ost und Nordost fort, wo der Phrygios oder Hyllos dem Hermos zufließt. Diese herrlichen

Fluren, einst die Kornkammern Lydiens und die Weideplätze der lydischen Rosse, sind heute in weiten Strecken versumpft, aber auch zu Feldern angebaut. Es gibt hier viel Baumwollepflanzungen, viel Oliven- und auch Weinkultur. Die Rebe wird an niederen Rohrstäben aufgezogen.

Dörfer zeigten sich, Lehmhütten, meist mit Giebeldächern von Rohr, einige von roten Ziegeln. Auf einem Wege sahen wir eine Karawane von mehr als siebzig Kamelen einherschreiten, alle hintereinander durch eine Leine verbunden. Wie in Syrien nimmt auch hier die Spitze des Karawanenzuges ein Eselreiter ein. Wir erreichten Manissa, die alte Magnesia am Sipylos, die Vaterstadt des Pausanias. Es ist kein Wunder, daß in diesen Ländern des großen Handelsverkehrs berühmte Geographen, Antiquare und Geschichtschreiber entstanden sind, wie Pausanias, Strabo in dem nahen Tralles, Herodot in Halikarnassos, Ephoros in Kyme und Hekatäos in Milet.

Magnesia war ein Hauptsitz der türkischen Sultane, ehe sie Konstantinopel eroberten, und ist noch jetzt ein volkreicher Ort von etwa 40000 Einwohnern. Ueber Gärten und Cypressenhainen erheben sich hohe, weiße Minarets, grüne Kuppeln, schwarze Häusermassen; das Gewirr der Straßen zieht sich bis in die Schluchten des Sipylos empor, dessen steile Wände 3000 Fuß hoch unmittelbar über der Stadt und ihrem byzantinischen Schloß sich auftürmen.

Der Pascha hielt gerade Musterung über Reiterscharen, die sich auf dem Felde vor der Stadt aufgestellt hatten, und das gab ein kriegerisches Bild in den bunten Far-

ben des Orients. Da Magnesia zu jeder Zeit der Schlüssel der Karawanen- und Heerstraße war, welche dem Sipylos vorbei zu den hellenischen Häfen führte, so haben alle Kriegsvölker, so oft sie jene Zugänge ans Meer und ins innere Westasien besitzen wollten, um diesen Paß gekämpft. Die lydischen Herrscher eroberten die Stadt, und hier lagerten Perser, Griechen und Macedonier, die Heere der Seleuciden und die Legionen Roms. Bei Magnesia wurde das Schicksal Asiens entschieden; denn auf dieser Ebene brachen die Scipionen im Jahre 190 die Macht Antiochus des Großen.

Uralte Könige Syriens haben in der Sipyloslandschaft Denkmäler zurückgelassen, nämlich Felsenskulpturen, ähnlich denen am Nahr-el-Kelb bei Beirut und anderen in Phrygien, Lykaonien und Cilicien, welche das Gepräge babylonisch-ägyptischer Kunstform an sich tragen. Herodot bezeichnet zwei in Fels gehauene Reliefs, die er dem Sesostris zuschreibt, auf dem Wege von Ephesus nach Phokäa, und zwischen Sardes und Smyrna. Das eine ist bei Nymphäon an der Straße nach Sardes entdeckt worden, und der Leser findet seine Abbildung bei Texier, „Description de l'Asie mineure" vol. II, pl. 132. Das zweite hat Humann im Jahre 1875 aufgefunden. Beide Bildnisse hat man erst für Denkmäler ägyptischer, dann assyrischer Eroberungen Kleinasiens gehalten und zuletzt dem Volk der Cheta (Hetiter) zugeschrieben, welches lange vor den Assyrern von Cölesyrien aus seine Herrschaft bis an die Meere Kleinasiens ausgedehnt hatte. Dies ist die Ansicht von Sayce, und ihr sind neuere Forscher, wie Fritz Hommel („Die Semiten und ihre Bedeutung

für die Kulturgeschichte") und Eduard Meyer („Geschichte des Altertums") gefolgt.

In dem Felsgebirge oberhalb Magnesia, und nicht wie Texier in Alt-Smyrna, haben Stark und andere Reisende die Stätte der uralten Tantalidenstadt Sipylos oder Tantalis gesucht. Humann hat daselbst eine Akropole mit Spuren von Felsenbauten gefunden und hier den fabelhaften Tron des Pelops zu erkennen geglaubt.

Wenig mehr als eine Stunde von Magnesia entfernt, schwebt an einer steilen Bergwand das geheimnisvolle Felsgebilde, welches die antike Mater dolorosa darstellen soll, die zu Stein erstarrte Tantalustochter Niobe. Herr Humann hatte uns den Punkt bezeichnet, wo uns dies Bildnis sichtbar werden müßte, sobald wir eine Brücke würden erreicht haben. Denn die Eisenbahn geht ganz nahe an dem Felsen hin, auf welchem die kolossale Gestalt eingemeißelt ist, in einer Höhe von 300 Fuß. Aber die ehrwürdige Niobe blieb für uns ein unerfaßbares Phantom. Homer hat den Niobestein zuerst erwähnt (Il. XXIV, 602 f.):

Jetzo dort in den Felsen, auf einsam bewanderten Berghöh'n
Sipylons, wo man erzält, daß göttliche Nymphen gelagert
Ausruhn, wenn sie im Tanz Acheloïs Ufer umhüpften:
Dort, ob zwar ein Gestein, fühlt jene das Leid von den Göttern.

Pausanias hat sich so ausgesprochen (I, 23, 3): „Diese Niobe habe ich selbst gesehen, als ich auf das Gebirge Sipylos hinaufstieg. Sie ist in der Nähe betrachtet ein abschüssiger Fels, der keine Gestalt einer Frau überhaupt, noch weniger einer trauernden darbietet; wenn

man sich aber etwas davon entfernt, so glaubt man ein weinendes Weib in Trauer zu sehen." Noch neuere Reisende, wie Prokesch, haben jenes Felsgebilde für ein Spiel der Natur gehalten, andere aber diese Auffassung widerlegt. Ein Wasserquell soll über das Haupt der Gestalt herabrieseln, so daß ihr Antlitz verwaschen ist, aber sie läßt eine 20 Fuß hohe sitzende Figur erkennen, die in eine Nische der abgeglätteten Felswand mit roher Kunst eingemeißelt ist. Stark hat in seinem Werk „Niobe und die Niobiden" das Abbild davon wiedergegeben, nach Stewart, „Description of some ancient monuments still existing in Lydia and Phrygia", und er will in dem plumpen Koloß ein Werk ältester hellenischer Anschauung sehen, das auf der Grenze griechischer und kleinasiatischer Kunstübung steht.

Gegenüber dem Niobefelsen hat Dennis im Jahre 1880 in einer Nische wunderliche Hieroglyphenzeichen entdeckt und diese abbildlich mitgeteilt in „Proceedings of the Society of Bibl. Archeology", Januar 1881. Herr Hommel, dem ich diese Mitteilung verdanke, hält diese Hieroglyphen für hetitisch. Wahrscheinlich birgt der Sipylos noch zahllose Urkunden der Vorgeschichte Kleinasiens, die noch zu entdecken sind. Seine wilden Felsenlabyrinthe sind erst an den äußersten Teilen flüchtig durchforscht und im ganzen noch immer eine terra incognita.

Wenn man die Station Kassaba erreicht hat, ist die lydische Ebene breiter geworden, der Sipylos zurückgetreten, und rechts erscheint die große Gebirgsmasse des Tmolos, an dessen Abhängen das alte Sardes gelegen war. Der Hermos ist zu unserer Linken fast immer sicht-

bar, zwischen niederen Gebüschen, während die Ebene fast baumlos ist. Büffel, Kamele, Pferde und Rinder weideten umher, und viele Störche belebten die Sümpfe des Flußlandes.

Zwischen Organlu und Achmedlu, den letzten Stationen vor Sardes, überraschte uns eine seltsame Erscheinung. Es tauchten vor uns, jenseits des Flusses, viele kegelförmige Hügel auf, offenbar künstlich geformt, größere und kleinere, alle von Graswuchs grünend, oder, wo dieser fehlte, gelbe Sandfurchen zeigend. Aus ihnen ragte einer bergähnlich hervor. Dies sind die Königsgräber von Sardes, wie sie Strabo bezeichnet hat, die lydische Todtenstadt, von den Türken Bin-Tepe, Tausend Hügel, genannt.

Wir kamen an einem dieser Tumuli nahe vorüber, der von jener Nekropole abgetrennt erschien, und bald sahen wir Sardes vor uns liegen. Ein kleines Stationshaus, eine Kaffeeschenke, ein paar Lehmhütten, ein Gebüsch von Pappeln an einem Bach, welcher der goldsandige Paktolos sein muß. Das ist ungefähr alles, was heute die weltberühmte Krösusstadt vorstellt und mit dem Namen Sart bezeichnet wird. Magnesia dauert noch als ansehnlicher Ort, auf den Trümmern von Ephesus steht noch ein türkisches Dorf, aber die Hauptstadt Lydiens ist vom Erdboden hinweggeschwunden. Auf ihren öden Feldern weiden Schafe und Kamele, und zwischen spärlichen Trümmern haben Turkmanenhirten ihre schwarzen Zelte aufgeschlagen.

Der Stationschef, ein junger Engländer, erklärte uns, daß die Fieberluft Sart unbewohnbar mache, weshalb er nur in den Dienststunden hier sei, zur Nacht aber nach

Kassaba zurückkehre. Er übergab uns seinem Kawassen, einem jungen Turkmanen von der schönsten Athletengestalt, und dieser wies uns ein kleines Zimmer zur Unterkunft an, welches vollkommen nackt und leer war. Wir hatten uns für zwei Tage mit Lebensmitteln versorgt, frühstückten in jenem Raum, nahmen dann einen Führer, der etwas griechisch verstand, und begannen unsre Wanderung erst zum Kybeletempel und dann zur Akropolis.

Das Stationshaus steht noch auf dem Rande der Hermosebene, und diese steigt hier allmälich südwärts zu Bergterrassen auf. Im Hintergrunde ragt der Tmolos, eine mächtige Alpenkette, deren Gipfel leichter Schnee bedeckt; sie ist die Wasserscheide der Flußgebiete des Hermos und des Kaystros. Strabo nennt den „weinreichen“ Tmolos ein glückseliges Gebirge, und erzählt, daß die Perser auf ihm einen Sitz von weißem Stein errichtet hatten, um von dort die weiten Gefilde des Kaystros zu übersehen. Die Perser waren demnach Naturfreunde, und vielleicht ist ihr Belvedere auf dem Tmolos ein Seitenstück gewesen zu jenem Tron des Pelops auf dem Sipylos, von dem die Tantaliden ihr Reich betrachten konnten.

Gegen Sardes zu sendet das Gebirge zwei parallele Ausläufer in den Vorgrund, einander auffallend ähnliche Bergpyramiden von seltsam phantastischer Form und Gestalt. Sie strecken scharfe Zacken in die Luft, die in gelben, roten und dunkeln Farben schimmern, und steigen in steilen Wänden ab, während ihre Flanken zum Teil bis zur Kuppe mit Pflanzenwuchs bedeckt sind. Durch den tiefen waldigen Einschnitt zwischen ihnen fließt der Paktolos dem Hermos zu. Der am bizarrsten geformte

Kegel zur Linken, wenn man nach Süden gekehrt ist, hat zwei Spitzen und trägt auf seinem Scheitel die hoch am Himmel schwebenden Reste der sardischen Akropolis. Tief unter ihm und zu seinen Seiten niederwärts lag einst die Stadt über gemauerten Terrassen stufenweise ausgebreitet.

Die nördlichen Abhänge dieser Burghöhe zeigen absinkende öde Gelände, über welche einige Trümmer zerstreut sind. Unterhalb zieht sich eine Karawanenstraße fort, vielleicht ein alter Heerweg, der Ueberrest der Königsstraße von Sardes nach Susa. Wir überschritten ihn, und gelangten auf eine Hochterrasse, wo wir große Trümmer sahen, auf denen viele Störche versammelt waren. Der Storch ist in Sardes, wie in Ephesus, der Ruinenvogel. Er nistet gern auf hochragenden Pfeilern von Wasserleitungen oder anderen Mauern. Auch hier ist er ein Zugvogel. Wood hat in dem Tagebuch seiner langjährigen Ausgrabungen in Ephesus die Ankunft der Störche dort verzeichnet, am Anfange des März, wo sie auch bisweilen schon in Norddeutschland eintreffen. Schliemann sah die ersten Störche in der Ebene Trojas am 17. März erscheinen.

Die genannten Trümmer bestehen aus einer langen Reihe von Gewölben römischer Konstruction, und aus hohen, zum Teil aufrecht stehenden Mauern über einer Basis von Kalksteinquadern. Die Umfassungslinien geben die Anlage eines Stadium zu erkennen. In den Grotten fanden wir Turkmanenfamilien, verwilderte, räuberisch aussehende Menschen.

Unser Führer erwies sich als unbrauchbar. Durch seine Schuld versäumten wir, das hier in der Nähe ge-

legene Theater zu besichtigen, dessen Halbrund in den Felsenhängen sichtbar ist. Die Stufenreihen sind ohne Bekleidung. Prokesch gibt den Durchmesser auf 382, Stark auf 400 Fuß an.

Statt dort hinüber zu gehen, stiegen wir abwärts zu den Trümmern einer Brücke am Paktolos. Der sagenvolle Fluß kommt hier aus der Tmolosschlucht an nackten Felswänden hervor, die sein mit Kieseln bedecktes Bette frei lassen. Er sieht so schwindsüchtig aus, daß es schwer zu glauben ist, er habe mit seinem Goldsande die Könige Lydiens reich gemacht. Zur Zeit Strabos führte er kein Gold, aber wir müssen doch den Alten glauben, die von seinen Goldwäschereien erzählen. Die wahre Quelle der sardischen Reichtümer ist der Bergbau im Tmolos und anderen Gebirgen gewesen. Strabo selbst sagt, daß der Reichtum des Gyges, Alyattes und Krösus aus den Bergen Lydiens und einem Ort zwischen Attarneus und Pergamon herstammte. Die Schätze Lydiens wurden seit Gyges in Hellas sprichwörtlich. Sardes heißt die goldene beim Aeschylus, wie Mykenä und Orchomenos beim Homer. Jedenfalls sind Phrygien und Lydien die ältesten Goldländer Westasiens. Fabel und Geschichte haben das in den Gestalten des Midas und Krösus ausgedrückt. Lydien vor allem war das Eldorado des Altertums, und hier ist, wie Herodot behauptet, zuerst Gold ausgeprägt und das gemünzte Geld erfunden worden.

Am Ufer des Paktolos liegt ein türkischer Friedhof mit verwitterten Grabsteinen, zu denen antiker Marmor verwendet ist. Platanen und Pappeln mit zartem Laube bilden hier so schattige Gebüsche, wie nur immer am Anio

bei Longhezza. Die beiden Uferhänge des Bachs sind kahl und öde. Die schwarzen Filzzelte der Hirten verstärken den Eindruck der Melancholie, und in die starren aber phantastischen Gebilde dieser todtenstillen Landschaft wirft das Tmolosgebirge düsterblaue Schatten.

Wie weit sich die Stadt hier ausgedehnt hat, ist von niemand untersucht worden. Da nach dem Zeugnis des Herodot der Paktolos ihren Markt durchfloß, hat sie sich auch über sein linkes Ufer erstreckt. Wir stießen auf viele Reste von Mauern, offenbar römischen Ursprungs, wie überhaupt die Mehrzahl der sardischen Trümmer römisch und byzantinisch sein muß, denn im Jahre 17 n. Chr. hat eins der furchtbarsten Erdbeben Sardes zerstört, und dann ist unter den Kaisern die Stadt neu aufgebaut worden.

Massenhafte Trümmer liegen am rechten Ufer des Bachs. Wir sahen kolossale Säulenstümpfe aus gebranntem Thon nebeneinander hingestreckt. Der Kern eines mächtigen ionischen Kapitäls ragte halb aus dem Boden hervor. Weiterhin trafen wir eine Gruppe von Lehmhütten. Wütende Schäferhunde stürzten sich uns entgegen und wurden nur mit Mühe von einem großen Neger durch Steinwürfe zur Ruhe gebracht.

Ein Hirtenpfad führte uns jetzt aufwärts zum östlichen Abhange des Berges, wo sich die Südseite der rötlichen Felspyramide über uns darstellte, mit ihren furchtbar schroffen Akropoliswänden. Dieser Bergkegel senkt hier eine mit Gebüschen bedeckte Wurzel ab, und Höhen umstellen ein einsames Tal vom erhabensten Stil und doch zugleich von lieblichster Anmut. Hier ragen im Vordergrunde zwei hohe Säulen mit ionischen Kapitälen macht=

voll und feierlich in die Luft, und rings um sie her liegen andere niedergestürzt und riesige Marmorblöcke unter Blumen und Kraut begraben. Dies sind die einzigen Tempelreste in Sardes, die noch plastische Gestalt haben. Man hält sie für die Trümmer des Tempels der Kybele. Die phrygische Göttin der Erde und der lebendigen Natur, die Göttermutter Rhea oder Magna Mater, wurde zu Pessinus und Kyzikus, auf dem troischen Ida, in Kreta und besonders auch zu Sardes und im Sipylos verehrt. Vielleicht ist Niobe selbst nur eine Form dieser asiatischen Isis.

Wie groß der Ruhm der sardischen Göttin auch bei den Hellenen war, zeigt Sophokles im Philoktet, wo er den Chor sagen läßt:

Bergmutter Erd', Allnährerin, welcher Zeus selbst entspringt,
Die waltet bei Paktolos großem, goldenem Strom.

Das Prädikat „groß" für den Paktolos nötigt freilich ein Lächeln ab.

Ich kannte diese majestätischen Ruinen aus einem Gemälde des in Rom früh verstorbenen Sohnes der berühmten Frau Jerichau-Baumann. Die Wirklichkeit bestätigte mir die Treue des Kunstwerks, aber was ist dieses gegen die große Natur? Erst dies schweigende Theater der Geschichte Lydiens, jetzt als Hirtenwelt in die Barbarei Asiens zurückgesunken; die wunderbaren roten Berggebilde zu beiden Seiten; in der Tiefe der urzeitliche Tmolos mit gigantischen Felsenmassen, deren Farbenspiel von Goldgelb zu Lilatönen und blauschwarzen Schatten übergeht. Dann die beiden lichtgrauen Säulen, die ein-

zigen überlebenden Kunstgebilde von Sardes, in tragischer Verlassenheit.

Ein schwarzes Hirtenzelt stand auf dem grünen Plan; Ziegen umkletterten die Marmortrümmer; das Geläute der Glöckchen am Halse der weidenden Schafe, das Blöken der Lämmer, und die grasenden Kamele verbreiteten in diesem einsamen Bergtal die zauberische Stimmung einer Ruinenidylle Asiens.

Nach den Angaben Chandlers und Adlers war dieser ionische Tempel ein Dipteros von acht Säulen in der Fronte; ihr Durchmesser beträgt unten zwei Meter. Die Kanneluren sind nur vorgearbeitet und unvollendet geblieben. Peysonel sah im Jahre 1750 noch sechs Säulen, Chandler 1764 noch fünf aufrecht stehen; nur drei fand Cockerell am Anfange unseres Jahrhunderts, und schon im Jahr 1825 sah Prokesch nur die zwei noch heute übrig gebliebenen. In eine jede derselben ist unten ein tiefes Loch gebohrt, offenbar zum Zweck der Sprengung durch Pulver, was glücklicherweise unterblieben ist. Das Kapitäl der einen Säule ist infolge einer Erderschütterung verschoben. Eine dritte liegt so am Boden, daß ihre großen Trommeln übereinander gedrängt sind, ähnlich manchen Säulentrümmern in Selinunt. Von der Cella ist nichts mehr erhalten. Im ganzen ist die Ruinenmasse von Architraven, Säulen und Friesstücken auffallend gering. Man hat sie als Baumaterial fortgeschleppt.

Die Ruine liegt in geringer Entfernung vom Paktolos, und Herodot hat die Stelle des sardischen Kybeletempels ausdrücklich so angegeben, daß er in der Nähe der an jenem Fluß ausgebreiteten Stadt gelegen war.

Er erzählt (V, 164 f.), daß die gegen die Perser aufgestandenen Jonier von Ephesus her durch das Kaystrostal vordrangen, den Tmolos überstiegen und Sardes einnahmen, ohne die Burg, welche Artaphernes behauptete. Sie steckten die Stadt in Brand; das Feuer zerstörte sie, da ihre aus Backstein erbauten Häuser mit Rohr gedeckt waren, und auch der nahe Tempel der Kybele verbrannte. Dies alte Heiligtum ist demnach im Jahre 499 v. Chr. zerstört worden. Sein Wiederaufbau konnte kaum vor Alexander dem Großen unternommen werden, und auch da wurde der Tempel nicht vollendet. Ernst Curtius hält die Untermauerung für das älteste der in Sardes vorhandenen Werke der Vorzeit; Adler schließt aus dem Stil der Ruine auf eine späte hellenistische Zeit. Stark aber sieht in ihr nicht die Reste des Kybeleheiligtums, sondern die des Olympieion, welches Alexander im Bezirk der Burg erbauen ließ.

Wir stiegen aufwärts zur Akropolis. Wie die Stadtburg Athens, hängt auch diese von Sardes nur durch eine südwestliche Flanke mit dem unteren Hügellande zusammen, während die anderen Seiten schroff abfallen. Schuttmassen haben die Steile dieses Abhanges gemindert. Wir folgten anfangs einem Hirtenpfade über grüne Flächen und durch dichte Gebüsche von Arbutus, Agnus Castus, Oleander und Ilex; dann wurde das Steigen beschwerlicher. Als wir dem Gipfel nahe waren, sahen wir über uns auf schroffer Spitze ein Kastell von zerbröckelten Mauern schweben: ein Aornos, welches nur zu sehen, Schwindel erregt. Man möchte glauben, das sei nicht eine Burg für Krieger gewesen, sondern die Wohnung

des fabelhaften Vogels Greif, der hier die Goldschätze des Tmolos gehütet hat. Die Burgmauern stehen auf dem nackten Boden des Berggipfels, welcher nicht Fels ist, sondern Breccia von dunkelroter Erde, fest wie gebrannter Thon. Wir erkletterten mühsam die Spitze, und stiegen durch einen Mauerspalt in die Burg hinein. Ihr innerer Raum ist eine längliche Fläche, das schmale über Abgründen hängende Dach eines Bruchteils des Burgberges, welchen die Elemente zertrümmert haben. Sie grünte von Graswuchs. Nirgends zeigten sich Reste von Bauten außer Unterlagen von Türmen. In der Mitte liegt eine oblonge, aus Ziegeln gemauerte Vertiefung, wahrscheinlich eine Cisterne. Offenbar ist die heutige Gestalt der wild und jäh abgerissenen Burghöhe, und die Verkleinerung ihres Flächenraums die Wirkung von Erdbeben, vielleicht schon von jenem zur Zeit des Tiberius, welches den Sipylos und den Tmolos gespalten hatte.

Die jetzt zerfallenen Burgmauern sind aus kleinen Kalksteinquadern aufgeführt: bei späteren, vielleicht byzantinischen Herstellungen hat man sie aus antiken Fragmenten zusammengeflickt. An manchen Stellen sah ich Säulenstümpfe von jeder Marmorart und Form in Massen, kreuz und quer übereinandergelegt, ganz so tumultuarisch, wie ich das in den Mauern Konstantinopels auf der Propontisseite gesehen habe. Als kostbare Denkmäler der hellenischen Epoche von Sardes sind einige griechische Marmorinschriften in dem Flickwerk der Burgmauer erhalten. Ich schrieb eine am Tor eingemauerte ab. Es ist n. 3470 im Corp. Inscr. graecar. des Böckh, gesetzt einem Provençalen Voconius. Die Ausbeute sardischer

Inschriften ist nicht groß; sie gehören der römischen und byzantinischen Kaiserzeit an.

Die Burg von Sardes, auf der unzugänglichen Bergspitze 900 Fuß hoch gelegen, galt als sturmfrei, ἄμαχος, wie Herodot sagt. Weder die Kimmerier, noch die Jonier vermochten sie zu erstürmen. Aber auch sie hatte ihre Achillesferse, die Stelle nämlich, wo der alte König Meles, den Spruch der telmessischen Seher vergessend, den Zauberlöwen nicht umgetragen hatte. Dort sind dann die Perser des Cyrus emporgestiegen. Als Alexander am Hermos lagerte, fand er die Burg von einem dreifachen Mauerringe umgeben, und so sturmfrei wie sie Herodot genannt hatte. Mithrenes, der erschreckte Vogt des Darius, übergab sie ihm freiwillig.

Im Bezirk der Burg lag der lydische Königspalast. Q. Curtius und Arrian erzählen, daß Alexander, aus Freude über die unverhoffte Ergebung der Akropolis, dem olympischen Zeus dort einen Tempel errichten wollte; als er nun den passenden Ort aussuchte, ergoß sich ein Gewittersturm über den Teil der Burg, wo der alte Königspalast gestanden hatte, und dies als Götterzeichen betrachtend, befahl er, dort den Zeustempel aufzubauen. Die Satrapen Lydiens hatten den Königspalast bis auf Alexander ohne Frage zu ihrer Wohnung benutzt. Er dauerte sogar noch jahrhundertelang weiter fort, denn Vitruvius (II, 8) bemerkt, daß die Sarder (zur Zeit des Augustus) den Palast des Krösus als Gerusia gebrauchten, d. h. als Asyl für greise Bürger. Der berühmte römische Architekt belehrt uns zugleich, daß dieser Palast in seinem Rohbau aus Backsteinmauern aufgeführt war, gleich jenem der

Attaliden in Tralles und anderen großen Gebäuden des Altertums in Asien, Griechenland und Italien.

Wir haben keine Vorstellung mehr von der architektonischen Gestalt jenes Königsschlosses, welches sein märchenhafter Goldreichtum weltberühmt gemacht hat. Keine Reste von ihm, keine Säulen und gemeißelten Friese, keine lydischen Königsgestalten, geflügelte Genien, Sphinxe und Stierkolosse sind hier irgend gesehen worden. Schon die Raumbeschränkung hat auf der sardischen Burghöhe keine jener gewaltigen Anlagen gestattet, wie sie Ninive, Babylon und Ekbatana enthalten haben. Die lydischen Könige häuften Schätze auf, aber sie waren nicht baulustig. Herodot erzählt, daß sie, um die Freundschaft der Griechen zu gewinnen, Tempel bei Milet erbauten und sich auch am Bau des Heiligtums der ephesischen Artemis beteiligten, aber er weiß nichts von großen Werken in Sardes zu erzählen. Wenn noch 50 Jahre nach dem Sturze des Krösus die Hauptstadt Lydiens meist nur aus rohrgedeckten Backsteinhäusern bestand, so kann man daraus schließen, daß sie keine monumentale Stadt gewesen ist. Außer dem Königspalast und dem Tempel der Kybele wird uns kein sardisches Monument genannt. Keine Spur altlydischer Bauform ist überhaupt auf uns gekommen, die Tumuli abgerechnet. Dasselbe gilt von der gesamten Kunst. Keine altertümliche Skulptur noch Malerei, die man lydisch nennen könnte, ist uns bekannt geworden.

Wenn man aus dem Fehlen jeder Kunde und jedes Ueberrestes von plastischen Denkmälern Alt-Lydiens einen Schluß ziehen darf, so hat dieses Volk keinen idealen Kunsttrieb gehabt. Die Griechen Kleinasiens lernten von

den Lydiern manche Geheimnisse der Technik, wie das Weben von Teppichen, das Färben der Gewänder, die Prägung der Goldmünzen. Als lydisch gelten der heutigen Forschung mit Recht oder Unrecht Thongefäße, welche sich in den Nekropolen Phöniziens finden und die Schliemann auch in den Trümmern der fünften vorhistorischen Ansiedlung Ilions gefunden und lydisch genannt hat. Die ausgeraubten Grabmäler bei Sardes haben der kunstgeschichtlichen Forschung bisher kein Material geliefert. Wir wissen daher nichts von der künstlerischen Kultur Lydiens, aber wir zweifeln nicht, daß sie in der historischen Zeit unter dem Einfluß der Griechen stand. Die kostbaren Weihgeschenke, welche die Mermnaden dem Apollo in Delphi und in anderen hellenischen Tempeln darbrachten, waren wol immer Werke griechischer Künstler. So hatte den delphischen Mischkrug des Alyattes Glaukos von Chios gearbeitet.

Wir schritten auf den Graten der Akropolis fort und fanden noch manche Mauerreste, an einer Stelle auch einen gemauerten Kanal, der jetzt abgebrochen über einem Abgrund schwebt. Die Burghöhe ist streckenweise zu Schuttmassen abgestürzt; irgend ein Orkan oder eine Erderschütterung wird hinreichen, um die letzten Trümmer der sardischen Burg in der Tiefe zu begraben.

Auf dieser schwindelsteilen Höhe lag uns zu Füßen die ganze Herrlichkeit Lydiens. Wir übersahen hier die Nordseite des Burgberges mit den absinkenden Terrassen und zerstreuten Ruinen, weiterhin die grünende Flußniederung. Strabo hat vier zusammenhängende Ebenen um Sardes unterschieden, die sardische, die des Cyrus, die vom Hermos

und vom Kayster. Diese Gefilde sind das alte Homerische Mäonien, das Herz Lydiens, die fruchtbarste Landschaft Kleinasiens. Sie geht ostwärts nach Phrygien über. Jenes blaue Berghaupt dort im Nordosten ist der Dindymus, wo das alte Heiligtum der Mater Dindymäa stand. Dort entspringt der Hermos, um durch das verbrannte vulkanische Land, die Katakekaumene, in die lydische Niederung zu fließen. In mäandrischen Windungen durchzieht er diese. An seinem nördlichen Ufer reihen sich die vielen Tumuli auf, welche der in seiner Vorderseite zerklüftete Alyatteshügel wie eine Pyramide überragt. Hinter den Hügelgräbern glänzt ein blauer Wasserspiegel hervor, von Höhenzügen begrenzt; es ist der sagenvolle See des Gyges. Westwärts hebt der Sipylos sein nacktes Felsenhaupt empor, der Ursitz der Tantaliden, und fern gegenüber erscheint der Gebirgszug von Pergamon. Auf der südlichen Seite das dunkle Waldtal des Paktolos mit der Tempelruine und die schroffe Bergpyramide, welche der Burghöhe gegenüber liegt, während den majestätischen Schluß dieser Scene die schneebeschimmerten Gipfel des Tmolos bilden, in düsterem Purpur strahlend.

Die Akropolis von Sardes ist das Belvedere für die Betrachtung der Geschichte Lydiens und der umliegenden Landschaften. Nach der Mitte des 5. Jahrhunderts schrieb sie Xanthos, selbst ein Lydier. Seine vier Bücher Lydiaka sind später von Griechen willkürlich überarbeitet worden, und auch so nur in Bruchstücken auf uns gekommen. Unsere geringen Kenntnisse der Geschichte dieses Binnenreiches Westasiens, welches alle dortigen Reiche an langer Dauer wie an Macht übertroffen hat, verdanken wir,

einige andere abgeleitete Quellen dürftigster Natur abgerechnet, dem Herodot, der noch Zeitgenosse des Xanthos war. Seine wundervollen Geschichten und Legenden haben uns dies Land mit dem melodischen Namen lieben gelehrt, und wenn wir ihn aussprechen, so glauben wir, weichliche Flötentöne zu vernehmen, und die goldschimmernde Pracht märchenhafter Schätze zu sehen, die Alkmäon nicht verschmähte, aber Solon verachtete.

Herodot hat seine Nachrichten über Lydien meist aus ionischen und delphischen Quellen, weniger aus dem Lande selbst geschöpft. Wenn man die Dichtung von der Wahrheit scheidet, bleiben in seiner anekdotenhaften Erzählung freilich nur wenige geschichtliche Ereignisse und ein fragmentarisches Register von Königsnamen übrig, dem hie und da die Königslisten des lydischen Palastes zu Grunde liegen. Keine monumentalen Urkunden noch Sprachdocumente, wie die assyrischen Keilinschriften, kommen in Lydien der Forschung zu Hilfe, und die Sprache des Volkes selbst ist uns unbekannter als die etruskische.

Phrygische Urvölker, Mäonen genannt, saßen hier in der ältesten Zeit. Sie erscheinen im Verzeichnis der troischen Vasallenfürsten beim Homer, welcher die Lydier nicht mit Namen nennt:

Mesthles ordnete drauf und Antiphos kühne Mäonen,
Beide Pylämenes Söhn' und der Nymph' im Teiche Gygäa,
Die auch mäonische Stämme geführt vom Fuße des Tmolos.

Demnach haben einst die Könige Iliums das Hermosgebiet beherrscht, nachdem das Reich der Tantaliden vergangen war.

In unbekannter Zeit traten an die Stelle der Mäonen die Lydier. Hyde, die Stadt jener, verschwand und Sardes erschien, die Stadt dieser. Nach Strabo war sie alt, doch jünger als Troja. Lydos, Sohn des Atys, ein mythischer Heros, galt als Stammvater und Eponym des lydischen Volks. Josephus hat ihn mit Lud zusammengebracht, dem Sohne Sems und Bruder des Elam, Assur, Arpachsad und Aram, und lange galten die Lydier als Semiten. Erst die neueste Forschung behauptet, daß sie, wie alle Urvölker Kleinasiens, Arier gewesen sind. Allein der Beweis dafür fehlt, da es keine lydischen Sprachdenkmale gibt.

Die Lydier verehrten gleich den anderen Völkern diesseits des Tauros die große Mutter der Natur (Kybele), für welche auch die Artemis von Ephesus und vom Gygessee nur eine gräcisirte Form gewesen zu sein scheint; sodann den Atys und den Sonnengott Sandon, den die Griechen dem Herakles verglichen haben; denn alljährlich fanden in Phönizien und manchen Städten Kleinasiens Feste statt zu Ehren der Selbstverbrennung dieses Gottes. Mit Omphale, der Sklavin eines lydischen Königs, soll er den sardischen Stamm der Herakliden erzeugt haben. Nur durch ein hellenisches Medium ist uns die Kunde von den Kulten der Lydier und anderer Völker Kleinasiens übermittelt worden.

Die Vorzeit Lydiens ist dunkel. Nach den Königslisten haben das Land drei Dynastien beherrscht, die ganz fabelhaften Atyaden, die Herakliden und die Mermnaden; 505 Jahre und 22 Könige gibt Herodot der zweiten Dynastie, doch sind von ihr nur wenige Namen überliefert. Aus der Mythe tritt die Geschichte Lydiens eigentlich erst

mit den fünf Mermnaden, Gyges, Ardyes, Sadyattes, Alyattes und Krösus.

Das schöne Land wurde unter ihnen ein blühendes Reich. Das Volk war thätig in praktischen Künsten der Industrie und wolhabend durch Binnenhandel. Seine weichlichen Sitten beeinflußten Jonien. Die lydische Flöte wanderte bis nach Sparta. Vielerlei Spiele der Musen galten als Erfindungen Lydiens. Wir wissen nichts von der Einrichtung des Staats, der nur im allgemeinen die Formen der orientalischen Despotie erkennen läßt. Ihr Mittelpunkt war Sardes mit seiner unbezwinglichen Burg. Lydische Volksstämme, wie die Torheber und Asier werden genannt. Adelsgeschlechter zeigen sich, doch nur undeutlich. Von einer bürgerlichen Verfassung ist nicht die Rede.

Ein Reiterheer, wozu die Ebenen die Rosse lieferten, bildete den Kern der Kriegsmacht, und diese wurde durch karische und hellenische Söldner verstärkt. So hat der erste Mermnade Gyges dem König Psammetich gegen die Assyrer karische und griechische Mietstruppen zur Hilfe geschickt. Die lydischen Könige vermochten die Herrschaft Assyriens abzuwerfen, den Völkersturm der Kimmerier vom Pontus zu bestehen und selbst Medien hinter den Halys zurückzuweisen. Dieser Fluß wurde die Ostgrenze ihres Reichs. Die politischen Verbindungen der Mermnaden erstreckten sich bis Aegypten, Babylon und Griechenland. Alyattes dehnte die Macht Lydiens über das ganze westliche Kleinasien bis zum Meer aus; selbst eine Kolonie Adramyttion gründete er in Mysien. Die Troas war lydisch. Schon Gyges begann den Kampf mit den hellenischen Seestädten, welche Lydien vom Meere absperrten.

Elf Jahre lang wurde Milet bekriegt, bis Alyattes mit dieser unbezwungenen Republik ein Freundschaftsbündnis schloß. Mit Waffengewalt eroberte er Smyrna. Phokäa, Kolophon, Klazomenä und andere Hellenenstädte unterwarfen sich, freiwillig oder nicht, seiner Oberhoheit. Des Alyattes Sohn Krösus eroberte Ephesus.

Die Herrschaft der lydischen Könige über die kleinasiatischen Griechen war indes nicht nach Barbarenart; sie haben dort nichts zerstört, nicht einmal die Verfassungen aufgehoben. Sie selbst waren um die Freundschaft der Griechen bemüht, und erscheinen sogar als Philhellenen. Krösus schenkte viele Säulen zum Bau des Heiligtums der ephesischen Artemis, und durch das delphische Orakel bewogen, baute Alyattes den Milesiern zwei Athenatempel. Lydisches Gold schloß ein Bündnis mit der griechischen Kultur. Mit ihm gewannen die Mermnaden das Herz Spartas und selbst des pythischen Apollo, welcher die Usurpation des Trons durch Gyges genehmigte.

Religiöse Kulte, wie des Herakles, der Rhea und Artemis, die Legenden Mäoniens, die Tantalus- und Pelopssagen vermittelten vielleicht die Bezüge Lydiens zu Hellas. So wenig national abgeschlossen, also so wenig semitisch war die Religion der Lydier, daß sich ihre Könige Orakel von Delphi und Dodona, von Abä, von den Branchiden bei Milet und vom Ammon Lybiens holten. Die griechische Kultur drang in Lydien ein, und würde dieses Land hellenisirt haben, wenn es fortbestanden hätte.

Von den Griechen sollen die Lydier die Schrift angenommen haben, und sicherlich war die griechische Sprache in Sardes bekannt. In ihr hat 100 Jahre nach dem

Sturze des Krösus Xanthos die Geschichte seines Landes geschrieben. Kein anderes Volk Asiens erscheint weniger barbarisch und dem hellenischen Einflusse zugänglicher als das lydische. Der Palast des Alyattes und Krösus war, wie ein griechischer Tyrannenhof, wie jener von Samos oder Athen, nie leer von hellenischen Gästen. Dichter, Philosophen, Staatsmänner gingen dort aus und ein. Dorthin kam Bias von Priene und auch Solon.

Die Legende von Solon und Krösus ist die Perle in den Büchern Herodots. Sie gehört zu denen, die jeder Mensch von Kindheit auf kennt. Den ewig giltigen Spruch von der Wertschätzung des Menschenglücks und der Menschengröße haben dann die Griechen noch einmal in dem Gegensatz des Diogenes zum Alexander ausgesprochen.

Die Goldsage des Midas und die Tantalusmythe setzen sich in Krösus fort, aber ihn selbst macht sein Sturz weise wie Solon. Er sitzt als ein Salomo neben seinem Bezwinger Cyrus, der ihn bewundert und ehrt. Wenig menschlich Schöneres ist je gedichtet worden, als diese Krösusfabel im Herodot. Als furchtbaren Gegensatz zu ihr hat die Geschichte das Ende des glanzvollen Tyrannen Polykrates hingestellt, welchen die Perser in Magnesia ans Kreuz schlagen. Es ist nicht schwer nachzuweisen, wie unwahrscheinlich die beredsamen Krösusgeschichten samt der Scene des Scheiterhaufens beim Herodot sind, aber die Versöhnung des großmütigen Siegers mit dem Besiegten ist sicher geschichtlich.

Das lydische Reich stürzte im Jahre 546 jählings durch die Kraft des Helden von Iran. Es war so widerstandslos, wie orientalische Reiche zu sein pflegen. Den

Aufstandsversuch des Paktyes nach dem Abzuge des Cyrus abgerechnet, trug das Volk geduldig das Perserjoch. Eine lydische Nation als solche ist überhaupt kaum sichtbar. Sardes war alles, und der eigentliche Stamm der Lydier saß in der dortigen Landschaft. Königsgeschlechter hatten von der hohen Burg herab über Mäonen, Phrygier, Mysier, Lykaonier und die Griechenstädte geherrscht. Ein nationales Bewußtsein gab es dort kaum anderswo, als in den Landschaften vom Tmolos und Kayster zum See des Gyges und zum Temnos. Auch zur Römerzeit war der Verwaltungsbezirk Lydia auf dies Gebiet beschränkt.

Die Feueraltäre Irans flammten jetzt auf der Burg der Mermnaden. Die Perser hatten Sardes geplündert und wol auch zerstört; dann machten sie die Krösusstadt zum Sitz einer Satrapie und zum Ausgangspunkt ihrer Unternehmungen gegen Griechenland. Eine Königsstraße verband sie mit Susa, der Residenz der Großkönige. Da Sardes der Schlüssel zwischen dem Innern Asiens und dem griechischen Meere war, blieb es immer ein wichtiger Ort. Große weltgeschichtliche Ereignisse und Gestalten ziehen hier von Jahrhundert zu Jahrhundert an unserem Blick vorüber.

Von Sardes ist Darius nach den Scythenländern aufgebrochen und dorthin wieder zurückgekehrt. Hierher rief er Histiäos von Milet, welcher den Abbruch der Donaubrücke verhindert hatte. Als sodann die Ionier aufstanden, zerstörten sie Sardes ohne die Burg, und auch damals regte sich kein Nationalgefühl mehr unter den Lydiern. Zum Rachezuge gegen Athen versammelte

Xerxes die Völker Asiens in Sardes. Die persische Regierung hatte das Volk Lydiens entwaffnet und seinem weichlichen Luxus überlassen, aber es stellte Truppen zum Kampf mit Griechenland. Im Katalog der Kriegsvölker des Xerxes führt Aeschylus die Lydier auf:

Auch des weichlichen Stamms in Lydia folgt viel Volk —
Auch Sardes sendet, die goldene, viel
Kriegsscharen, verteilt in die Wagen der Schlacht —
Die vom Tmolosgebirg und den Fluren umher,
Sie bedräun Hellas mit knechtischem Joch.

Lydien war noch ein blühendes Land; es gab Lydier von staunenswürdigem Reichtum, wie Pythias von Kelene, dessen tragische Geschichte Herodot erzählt hat.

In Sardes erschien Xerxes wieder, als Flüchtling von Salamis, und hier erfaßte ihn verbrecherische Leidenschaft zu seiner schönen Schwägerin, der Gemalin des Masistes. Hierher kam auch sein Besieger, der unglückliche Themistokles, jetzt ein Schützling desselben Großkönigs, der ihm die Einkünfte von Magnesia am Mäander geschenkt hatte. Plutarch erzählt, daß der Verbannte im Tempel der Kybele die eherne Figur einer Wasserträgerin wiedersah, die er selbst einst in Athen gestiftet und dann die Perser entführt hatten; daß er es wagte, dies Kunstwerk für die Athener zurückzufordern, und nur mit Not den Zorn des Satrapen Lydiens beschwichtigen konnte.

In Sardes erschien auch Herodot, der reisende Geschichtschreiber, dann Alkibiades, welchen im Jahr 410 der Satrap Tissafernes hier in die Burg gefangen setzte, aus welcher er nach 30 Tagen entsprang. Dann kam

Xenophon, vom Söldnerführer Proxenos in den Dienst des jungen Cyrus gerufen, welcher bei Sardes sein Rebellenheer versammelte.

Fünf Jahre später rief der Held Agesilaos die kleinasiatischen Griechen zur Freiheit auf; am Paktolos schlug er die Perser und zog weiter nach Phrygien, wo die Spartaner selbst seinem kühnen Marsch ein Ziel setzten, da sie ihn zurückriefen, als Lysandros bei Haliartos gefallen war.

Was dem Spartanerkönige nicht vergönnt gewesen, das führte der Macedonier Alexander aus. Nach der Schlacht am Granikus (334) unterwarf sich ihm Kleinasien. Die sardische Akropolis ergab sich; er schenkte den Lydiern die Freiheit, welche sie nicht mehr zu gebrauchen verstanden. Seither verwandelte sich Sardes in eine hellenische Stadt. Macedonische Veteranen siedelten sich am Hermos an, wie ehemals die Hyrkaner seit Cyrus. Lydien wurde ein Zankapfel zwischen den Königen von Pergamon und den Seleuciden Syriens; und schon unter den ersten Kämpfen der Nachfolger Alexanders eroberte Demetrios Polyorketes Sardes und Ephesus. Antiochus der Große belagerte zwei Jahre lang in der sardischen Burg seinen Statthalter Achäos, der sich zum Könige Lydiens aufgeworfen hatte, und er bezwang diesen „sichersten Ort der Welt", wie Polybios die Akropolis nennt, nur durch schimpflichen Verrat. Sardes wurde sodann der Waffenplatz des Antiochus im Kriege mit den Römern. Diese zertrümmerten seine Macht bei Magnesia, worauf sich jene Stadt ihnen ergab.

Die Römer schenkten ihrem Verbündeten Eumenes Vorderasien, und dann erbten sie selbst das pergamenische

Reich im Jahre 133 von Attalos III. Sie machten daraus die Provinz Asia proconsularis mit der Hauptstadt Ephesus, während Sardes die Metropole des lydischen Gerichtssprengels wurde.

Cassius rief hierher den Brutus, und das Heer proclamirte die Mörder Cäsars als Imperatoren. Von Sardes zogen sie dann fort in ihren Tod, auf dem Felde bei Philippi.

Im Jahre 17 n. Chr. wurde Sardes, mit elf anderen Städten Kleinasiens, durch ein Erdbeben umgestürzt. Da ging die lydisch-hellenische Gestalt der Stadt zum größten Teile unter. Auch die Akropolis wird zusammengestürzt sein, und die Burghöhe die zerrissene Form erhalten haben, die etwa die heutige ist. Tiberius und seine Nachfolger richteten Sardes wieder auf. Als Hadrian sie besuchte, war sie wieder in einiger Blüte; sie wetteiferte mit Ephesus, den Kaiser Roms durch Festspiele zu ehren. Als neuer Dionysos erscheint Hadrian in einer sardischen Inschrift.

So dauerte die Krösusstadt, als Haupt der lydischen Landschaft unter Römern und Byzantinern fort, bis im Beginne des 14. Jahrhunderts die Türken sich im Hermosgebiet festsetzten. Sie und die Mongolen Timurs zerstörten die letzten Reste hellenischer Kultur Lydiens, und seit dem 15. Jahrhundert ist Sardes vom Erdboden verschwunden.

Ich blicke zu den Tumuli jenseits des Hermos hin; sie sind die ältesten Monumente der Kultur Lydiens — ich sehe dann die braunen Filzzelte der Hirten, die zwischen den Ruinen von Sardes ihre Herden weiden; sie

sind die Zeugen des Zustandes, in welchen das schönste Land Kleinasiens heute zurückgesunken ist, und das ist die Barbarei der Nomaden. Werden diese Gefilde, wird die herrliche Levante der türkischen Pascharegierung ewig überliefert bleiben?

Diese Frage hängt mit anderen zusammen, welche heute die ägyptische, syrische, orientalische u. s. w. heißen und alle zum Problem „Asien" aufwachsen. Dies ist ersichtlich, daß Europa in dem geschichtlichen Zuge begriffen ist, den ungeheuern Kulturverlust wieder herzustellen, den es durch die Bildung des mohamedanischen Weltreichs erlitten hat.

Die staunenswürdigste That der Griechen war die Hellenisirung des Orients. Griechische Sprache und Kultur herrschten einst vom Pontus über ganz Westasien bis zu den Katarakten des Nil. Alle diese Länder bildeten das hellenische Weltreich Alexanders. Die Römer erbten dasselbe, und die größte That Roms war die Verbindung des Abendlandes mit dem griechischen Morgenlande zu einem kosmopolitischen Ganzen, wie es die Geschichte nimmer gesehen hat. Dies blühende Kulturreich brach dann in seine beiden Hälften auseinander. Die östliche alexandrinische wurde zuletzt ihrer ganzen geographischen Ausdehnung nach von den Arabern und Türken in Besitz genommen. Auf ihren Trümmern entstand das mohamedanische Weltreich. Was die Perser des Darius und Xerxes nicht vermocht hatten, das gelang den Türken: sie eroberten Hellas und drangen in Europa ein.

Um jenes Levantegebiet, den schönsten Teil des Orbis

Romanus, ist seither die Machtsphäre des europäischen Kulturgedankens verringert worden.

In den Kreuzzügen versuchte Europa zuerst, den alten Zusammenhang mit dem hellenistisch-römischen Westasien wieder herzustellen, und diese Versuche setzten sich seit dem Falle Konstantinopels in den langen Türkenkriegen fort. Heute zerbröckelt die mohamedanische Herrschaft, Stück für Stück, und selbst die Zurücknahme Konstantinopels aus der türkischen Gewalt ist nur noch eine Frage der Zeit und der europäischen Politik. Konstantinopel aber ist der Schlüssel für Kleinasien. Wer den Bosporus und den Hellespont besitzt, wird auch das alte pergamenische Reich bis zum Taurus in Besitz nehmen. Ich hörte von den Träumen solcher, die Kleinasien für die deutsche Kolonisation ausersehen haben. Aber diese Politiker der Zukunft vergessen, daß alle Küsten dieses Landes noch heute, von der Zeit der alten Jonier her, dann seit Alexander, den Seleuciden und Attaliden und seit den Byzantinern hellenistisch geblieben sind. Sollte nicht das überall neu erstarkende Griechentum hier seine kosmopolitische Wiedergeburt finden?

Wir forderten unseren Führer auf, uns auf einem anderen Wege als wir genommen hatten, den Stadtberg hinabzubringen, und das hatte ein langes, verzweifeltes Umherirren zur Folge, da ein jeder Pfad an den schauerlichsten Abgründen endete. Wir beschlossen zuletzt, erschöpft wie wir waren, den steilen Gipfel der Akropolis nochmals zu erklimmen, von wo wir den Weg zur Tempelruine nicht verfehlen konnten. Hirten halfen uns dazu.

Wir setzten unsere Wanderung auf dem Abhange der Burghöhe ostwärts fort. Hier fanden wir viele Gruppen von Trümmern zerstreut. Nur wer in Sardes bestimmte archäologische Zwecke verfolgt, wird diese gestaltlosen Reste mit lebhaftem Interesse betrachten; ohne dies ermüden sie. Vieles verfehlten und versäumten wir. Im ganzen wurde uns klar, daß Sardes nicht den Reichtum noch bestimmbarer Ruinengruppen darbietet, wie Ephesus. Die topographischen Anhaltspunkte für eine Feststellung des Stadtplans sind hier so wenig ausreichend, daß ein solcher bis heute nicht versucht worden ist.

Die Bauwerke, welche hier Hellenen und Römer errichteten, scheinen nicht das Maß des Gewöhnlichen überstiegen zu haben. Kein alter Schriftsteller hellenistischer Zeit hat sardische Prachtmonumente gerühmt, neben den uns wolbekannten Denkmälern in Pergamon und Smyrna, in Kyzikus oder in Antiochia und Ephesus. Schon Herodot wußte von Sardes nichts Merkwürdiges zu sagen.

Einmal hat Polybius, bei Gelegenheit der Belagerung des Achäos, ein paar topographische Bezeichnungen gemacht; er nennt das persische Tor, das Stadium und den Prion, eine Bodenerhebung, die zwischen der Burg und der ummauerten Stadt eine natürliche Brücke bildete und dem Theater nahe lag. Ausgrabungen würden in Sardes sicherlich lohnend sein und manche verschüttete Kunstschätze und Inschriften ans Licht bringen. Eine schichtweise Ablagerung von Kulturen hat hier stattgefunden. Der prähistorische Urgrund ist zunächst mäonisch, dann altlydisch; darüber lagert die geschichtlich lydische, die persische, die hellenistische, die römische und byzantinische

Stadtanlage. Sardes harrt auf seinen Schliemann. Der Spaten eines so genialen Schatzgräbers würde vielleicht Urkunden zu Tage fördern, mit denen die Geschichte Lydiens so neu aufgebaut werden könnte wie die der hellenischen Heroenzeit, oder wie Assyriens und Babylons seit der Entdeckung ihrer monumentalen Reste und der beschriebenen Backsteintafeln.

Wir gelangten an einen starkströmenden Bach, welcher auf der Ostseite des Stadtgebiets dem Hermos zufließt. Hier stehen unter Baumgruppen ein paar Häuser und eine Mühle, die von einer riesigen Platane beschattet wird. In der Nähe liegt ein verwildertes Feld, auf dem sich Mauern und Pfeiler erheben, Reste eines mächtigen Gewölbebaues. Man schreibt sie einer christlichen Basilika zu. Sardes war eine der ersten Kolonien des Christentums in Kleinasien, eine der sieben Kirchen neben Ephesus, Smyrna, Pergamon, Thyatira, Philadelphia und Laodicea. Im dritten Kapitel der Offenbarung richtet Johannes eine Dithyrambe an den Genius der Gemeinde von Sardes. Le Quien hat den lückenhaften Katalog ihrer Bischöfe zusammengestellt; darunter ist Melito, der berühmte Apologet des Christentums unter den Antoninen. Auf dem Conzil in Ephesus erscheint der sardische Bischof Mäonius, der seines Namens wegen merkwürdig ist. Das Bistum dauerte hier bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts fort. Unter den Griechen, welche den Kaiser Johannes Paläologus zum Unionsconzil nach Ferrara begleiteten, war auch Dionysius von Sardes. Dann erlosch das Bistum mit Nikolaus, welcher im Jahre 1450 neben anderen byzantinischen Bischöfen die Union der Griechen und La=

teiner auf der Synode in Konstantinopel als Ketzerei verwarf.

Wir verbrachten eine schlaflose Nacht auf dem Boden des Zimmers im Stationshause über notdürftigen Teppichen hingestreckt. In der Morgenfrühe sollte ein Lydier mit Pferden bereit sein, um uns über den Hermos nach den Tumuli zu bringen. Der Mann erschien und sagte uns, daß wir die Pferde an einem Ort am Fluß einzuholen hätten. Wir wanderten nordwärts durch die Niederung, erst über einen mohamedanischen Friedhof, zu dessen Stelen antike Säulenstümpfe dienten, dann immer tiefer in das sumpfige Flußgelände. Pfade waren nicht sichtbar, aber Scharen weidender Büffel und Kamele. Krösus verlor Schlacht und Reich an Cyrus, weil die lydischen Pferde den Geruch der persischen Kamelreiterei nicht ertragen konnten. Sollten wirklich die alten Lydier keinen Gebrauch von Kamelen gemacht haben?

Rittlings trug uns unser Führer über einige Gräben, und so gelangten wir an die Hermosfurt. Der Strom durchfließt hier sein mehrere hundert Fuß breites Bette in drei Armen, inselartige Strecken von Kies und Sand bildend. Jenseits liegt das Dorf Kermes. Wir standen ratlos am Ufer nach der Ortschaft hinüberrufend. Nun fügte es der Zufall, daß ein Türke auf einem prächtigen weißen Pferde flußentlang geritten kam, und dieser lieh uns sein Tier. Wir setzten einer nach dem anderen durch die Furt, welche hier so seicht ist, daß man sie durchwaten kann.

Der Schech des Dorfs — auf allen Lehmhütten nisteten Störche — schickte nach Pferden und lud uns

ein, unterdes seine Gäste zu sein. Er ließ unter einem Baum einen Teppich ausbreiten, worauf wir neben ihm Platz nahmen. Verschleierte Frauen brachten uns stumm die Kaffeeschalen. Unser Wirt redete, doch wir verstanden seine Sprache nicht; ein schöner Greis mit mächtigem Haupt unter dem bunten Turban, und mit grauem, über die Brust herabwallendem Bart. Seine würdevolle Art war von jener orientalischen Vornehmheit, die uns Europäer immer in Verwunderung setzt, obwol sie nicht aus dem Bewußtsein geistiger Hoheit fließen kann, sondern nur der Ausdruck natürlichen Gleichmaßes in apathischer Ruhe ist. Der Schech vom Hermos würde auf dem Trone des Großkönigs von Persien eine stattliche Erscheinung gewesen sein.

Wir ritten nach den Tumuli. Da man uns in Smyrna gesagt hatte, daß Herr Dennis, der dortige englische Consul, gegenwärtig in Sardes sei, um in der Nekropolis Ausgrabungen zu machen, so hofften wir, diesen verdienten Mann hier anzutreffen.

Die lydischen Tumuli zeichnen sich unter allen Hügelgräbern der antiken Welt dadurch aus, daß sie eine zusammenhängende Nekropole von stundenweiter Ausdehnung bilden. Strabo nennt sie Königsgräber, aber schwerlich sind hier nur die Fürstengeschlechter Lydiens bestattet worden. Daß sie keine Kenotaphien gewesen sind, wie die berühmten Tumuli in der Troas, welche Schliemann untersucht hat, haben die Ausgrabungen gelehrt.

Die Türken gaben der lydischen Todtenstadt den Namen „Tausend-Hügel", und das scheint zu beweisen, daß sie eine viel größere Zahl von Kegelgräbern vorfanden, als

heute erhalten ist. Ich habe ihrer einige 60 gezählt, andere zählten 70 bis 80. Sie alle stehen in langen Reihen auf der wellenförmigen Hochfläche zwischen dem See des Gyges und dem Hermos. Sie sind daher meilenweit sichtbar, gleich den Pyramiden bei Gîze und Sakkara, welche gleichfalls auf einer Hochfläche stehen. Von der sardischen Burg wie von den Terrassen der Stadt blickten Könige und Volk auf diese ihnen heiligen Ahnengräber nieder.

Viele sind im Lauf der Zeit verfallen, und so weite Lücken in einem offenbar künstlich geordneten System entstanden. Alle sind grasgrün; in manche hat der Regen sandige Furchen gerissen; andere haben Schatzgräber durchwühlt, und den größten Tumulus hat ein tiefer Spalt bis auf seine Grundlage durchrissen.

Der Anblick dieser künstlichen grünen Kegel in der stillen Wildnis ist ohnegleichen fremdartig und seltsam monoton. Alle sind einander gleichförmig; denn nur Höhe und Umfang geben Merkmale des Unterschiedes. Ein gleiches Geheimnis umschleiert sie. Die Menschengeschlechter, welche diese Grabmäler aufgeschüttet haben, hielten dieselbe Form und dasselbe Princip der Verschwiegenheit durch die Jahrhunderte fest. Nirgends verkündet weder Bildwerk noch Inschrift den Nachruhm der Todten. Wenn man zwischen den Tumuli umherwandelt, hat man freie Wahl, sich unter diesem und jenem ruhend zu denken: Kandaules und sein rachsüchtiges schönes Weib, den kühnen Gyges, Ardyes, Sadyattes, oder den jungen Krösussohn, auf dessen Grabe der unselige Adrastos sich selbst dem Tode weihte.

Im 6. Jahrhundert bezeichnete man manche Tumuli alter lydischer Könige mit Namen; denn der Jambograph Hipponax von Ephesus erwähnt neben jenem des Alyattes die Denkmäler des Gyges, des Magastrys, Atys und Myrsilos. Die rätselhafte Nekropole ist heute das Symbol der Geschichte Lydiens, denn auch diese ist stumm für uns, bis auf einige Namen und Ereignisse. Ohne Herodot würden wir nicht einmal den größten der Tumuli als den des Alyattes bezeichnen können, und selbst diesen hat man schon im Altertum mit dem Grabmal verwechselt, welches Gyges einer geliebten Hetäre errichten ließ (das Denkmal der Bulerin).

Der Tumulus des Alyattes bezeichnet den Endpunkt der sardischen Königsgräber. Denn nach ihm ist kein lydischer Herrscher mehr am Hermos bestattet worden; sein Sohn Krösus, der letzte König Lydiens, fand seinen Tod im persischen Exil. Da nun Form und Bauweise der Tumuli im Wesen einander gleich sind, geben sie auch kein Zeitmaß ab. Wo die Reihe anfängt, wissen wir nicht. Die Form dieser Erdmäler ist im allgemeinen die der Heroengräber in der Troas und am Hellespont, wenn sich auch die lydischen Tumuli von jenen durch Massenhaftigkeit, durch das feste Steingefüge der Basis und die künstliche Anlage der Grabkammern auszeichnen. Schliemann versetzt die Heldengräber Ilions, die nur Ehrendenkmäler zu sein scheinen, in das neunte Jahrhundert. Erst wenn man mehr lydische Tumuli untersucht hat, wird man sich ein Urteil über ihr mutmaßliches Alter bilden können. Das aber kann in Bezug auf die Grundform schon pelasgisch-mäonisch sein.

Schon die Griechen glaubten, daß diese Grabform durch die Pelopiden zu den Achäern gebracht worden sei. Dieselbe Tumulusform, die sich über Smyrna und die Troas zum Hellespont und weiter in die Krim und nach dem Peloponnes erstreckt, findet sich auch in Etrurien wieder, wo sie als durchaus lydisch erscheint; aber auch der baltische Norden hat seine primitiven Hügelgräber, die Hünenmale.

Ich habe auf dem Todtenfelde von Memphis kleinere Pyramiden gesehen, welchen Verfall und Zerstörung durchaus die Form von Erdhügeln zurückgegeben hatten; ich erinnerte mich ihrer unter den lydischen Tumuli. Die Pyramiden Aegyptens haben sich aus demselben uralten Princip entwickelt, und dieses ist die Grufikammer, über welcher ein hohes Mal errichtet wird, sei es von Erde oder von Steinquadern.

In Lydien verfuhr man dabei auf folgende Weise. Eine Fläche wurde, durchaus wie in Aegypten beim Pyramidenbau, auf dem Erdboden hergerichtet, und auf ihr eine enge, kaum mehr als 2 m hohe Gruftkammer aus Werksteinen regelrecht aufgebaut. Sie nahm nicht immer den Mittelpunkt des Erdmals ein, denn im Tumulus des Alyattes ist sie 50 m vom Centrum abgelegen. Neuere Forscher sind der Ansicht, daß der Todte über der Decke der Gruftkammer verbrannt wurde. Jedenfalls wurden dann seine Reste in einem Sarkophag von Stein oder Holz beigesetzt, oder auf einem steinernen Todtenbette niedergelegt. Ein schmaler, kurzer Gang, aus Stein gefügt, dem Süden zugekehrt, führte zur Gruftkammer. Man kann ihn dem Dromos der achaischen Grabmäler ver-

gleichen; er blieb innerlich in dem Erdmal selbst verborgen. Um den Druck der Erdmasse auszuhalten, wurde er mit Erde ausgefüllt. Dies bemerkt Choisy (Note sur les tombeaux lydiens de Sardes. Rev: Arch. N. S. 32. vol. 1876). Er ist der Ansicht, daß Gruftkammer und Erdmal gleichzeitig angelegt wurden. Ein Kreis von Steinblöcken bildete bei den vornehmsten Tumuli die gewaltige Unterlage des Erdhügels, und dieser wurde schichtweise aufgeschüttet, aus farbigen Streifen von Thon, Erde und Kieselsteinen. Eine ähnliche Schichtung fand Schliemann im Tumulus des Achilleus vor. Keine Thüre führte von außen in diesen geschlossenen Erdhügel, dessen Spitze man mit einem oder mehreren Denksteinen in Kegel- und Säulenform krönte. Grenzsteine (οὖροι) nennt sie Herodot.

Das lydische Grabmal ist trotz seiner Mächtigkeit sehr einfach und primitiv; es steht unter der kunstvollen Weise der reich geschmückten Tumuli Etruriens, wie der berühmten Kuppelgräber in Mykenä, Böotien und Attika. Herodot, welcher durch die Größe des Grabmals des Alyattes mit Recht in Erstaunen gesetzt wurde, hat auch nur diese Masse bewundert, und es erging ihm hier wie dem Pausanias, der die Mauern von Tiryns mit den Pyramiden Aegyptens zu vergleichen wagte.

Zur Zeit Herodots muß die lydische Nekropolis vollkommen unberührt gewesen sein, und eine gewaltige Wirkung gemacht haben. Deshalb ist es sehr auffallend, daß der sorgsam beobachtende Geschichtschreiber dieser Todtenstadt mit keinem Worte gedenkt, sondern nur den größten Tumulus beschreibt. „Das lydische Land“, so sagt er, „bietet

nicht viel Merkwürdiges dar, außer dem vom Tmolos herabströmenden Goldsande, aber es besitzt ein Werk, welches nächst denen der Aegypter und Babylonier als das weit größte dasteht, das ist das Grabmal des Alyattes. Sein Sockel ist von gewaltigen Steinen, alles übrige Erdaufschüttung. Die Ackerbauern, die Handwerker und die Freudenmädchen haben es aufgerichtet. Noch zu meiner Zeit standen auf seiner Spitze fünf Denksteine, auf denen geschrieben war, was jede der genannten Klassen gethan hatte, und die Messung ergab, daß der größte Anteil den Hetären angehörte. Der Umfang des Hügels beträgt 6 Stadien und 2 Plethra, die Breite 13 Plethra. Nicht weit vom Grabmal liegt ein großer See, welcher, wie die Lydier behaupten, stets fließend ist. Er heißt der Gygäische See."

Die Maße Herodots (3400 Fuß) entsprechen ungefähr denen des heute größten Tumulus, welche Prokesch auf 3444 Fuß und Spiegelthal auf 1055,626 m angegeben haben. Dieser ehemalige Consul Preußens in Smyrna ist der erste Forscher gewesen, der überhaupt in der Nekropole von Sardes Ausgrabungen gemacht hat. Im Jahre 1853 eröffnete er den Tumulus des Alyattes, und seinen Bericht mit Plänen und Aufrissen hat Olfers in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften (1858) mitgeteilt. Spiegelthal trieb einen Schacht in den Erdhügel und fand die Gruftkammer ausgeraubt und leer. Nach seiner Ansicht haben ganze Dorfschaften der Umgegend in diesen Tumuli nach dem Golde der lydischen Könige gewühlt. Die Gruftkammer ist aus behauenen Marmorquadern aufgeführt, die meist mit Schwalben-

schwänzen von Blei befestigt sind. Die inneren Wände sind mit glatt polirtem weißem Marmor bekleidet und ganz schmucklos. Die nach Sardes gerichtete Thüre besteht aus rauhen Marmorplatten, und zu ihr leitet ein mit Steinblöcken ausgesetzter Gang, 2,43 m breit, während rohe Steine eine Treppe bildeten.

Den Boden der Gruftkammer fand Spiegelthal mit Asche, Kohlen, Scherben von Vasen und von Alabasterurnen bestreut; in einigen Handknochen wollte er sogar die Reste der Hand des Alyattes gefunden haben. Vom Sarkophag war keine Spur vorhanden. Von den fünf Stelen, welche noch zur Zeit Herodots auf der Spitze des Tumulus standen, ist noch einer dort übrig, halb in die Erde versenkt, und ganz verwittert. Er hat die Gestalt einer Kugel mit einer Basis, ohne Spur einer Inschrift, und widerspricht daher der Meinung des Prokesch, daß jene Denksäulen Phallen gewesen seien. Ein zweiter Denkstein ist in der Nähe des Tumulus gefunden worden. Obwol man auf keinem anderen dergleichen gesehen hat, können sie doch nicht gefehlt haben, da die Aufrichtung von Stelen über dem Hügelgrabe eine typische Kultusform war, und daran erinnern noch die Kegelaufsätze am sogenannten Grabmal der Horatier und Curiatier bei Albano, und die etrurischen Tumuli, wie die Cucumella in Vulci.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß der von Spiegelthal geöffnete Tumulus jener des Alyattes beim Herodot ist. Aber die Beschreibung des alten Geschichtschreibers ist sehr flüchtig, und die Schriftangabe auf den Stelen sieht nach einer im Volk umlaufenden Anekdote aus. Die

Schrift mußte lydische Worte enthalten haben; wenn sie nun Herodot wirklich gesehen hat, so hat er sie doch nicht verstehen können. Er versetzt den Tumulus in die Nähe des Sees, während er eine halbe Stunde davon entfernt ist. Man könnte daher, wie Spiegelthal, versucht sein, aus diesen Angaben und dem Stillschweigen Herodots über die anderen Tumuli zu schließen, daß er nicht an Ort und Stelle gewesen ist. Aber das ist denn doch nicht anzunehmen.

Grüner Pflanzenwuchs bedeckt auch den Erdhügel des Alyattes fast überall, mit Ausnahme von Regenfurchen und eines klaffenden Spalts, der, 32 m tief, bis zu seiner Basis hinabreicht und gerade der Akropolis zugekehrt ist. Der Umfang und die Höhe von 69,12 m lassen ihn in der That bergähnlich erscheinen. Ein mit Gras überwachsener Damm, welcher gegen ihn hinführt, diente wahrscheinlich zur Herbeischaffung der Werksteine, deren Brüche in der Nähe entdeckt worden sind.

Das Innere des Erdhügels ist jetzt nur schwer zugänglich. Wir machten keinen Versuch, einzudringen, sondern bestiegen einen mittleren Tumulus und sahen von dort vor uns den See des Gyges, etwa eine halbe Stunde entfernt. Sein Becken erscheint keineswegs groß, obwol es einige Stunden im Umfange hat; im Sommer trocknet er ein, und auch jetzt, im April, war er halb versumpft. Schilf umkränzt ihn; es ist jenes heilige Schilfrohr, welches die Lydier zu Meistern im Flötenspiel gemacht hat. Am Ufer des Sees stand einst der berühmte Tempel der Artemis Gygäa oder Kolöne, ein uraltes Heiligtum, dessen Stelle aufgefunden worden ist. Strabo spricht von der

großen Heiligkeit dieses Tempels und von dem fabelhaften Schilftanze bei den Artemisfesten.

Schon Homer hat den See als Wiege der mäonischen Könige gefeiert, und auch im lydischen Cultus besaß er eine religiöse Weihe, weil gerade sein Bezirk zur Nekropolis ausgewählt war.

In einem geöffneten Tumulus fanden wir einen 132 cm hohen Eingang aus Steinblöcken, über welchen ein steinerner Thorbalken lag. Der Schlußstein war abgehoben. Aus einem schmalen Gange traten wir durch ihn in die oblonge Gruftkammer, deren nach der flachen Steindecke geneigte Wände mit genau zusammengefügten Kalksteinplatten belegt waren. Die Kammer war 168 cm lang und 185 cm hoch. Ein viereckiger Steinsarkophag stand in ihr hart an der Wand, mit einem Deckel geschlossen, ohne Bildwerk noch Schriftzeichen.

In einem anderen Tumulus, welchen Herr Dennis eben geöffnet hatte, fanden wir einen 116 cm hohen und 82 cm breiten Eingang, aus welchem der Gang in die Gruftkammer führte. In ihr befand sich kein Sarkophag, sondern ein 206 cm langes und 84 cm breites Todtenbett von Stein, eine Platte mit elliptisch abgerundeten Enden, und auf ihr lagen Reste von Asche und Knochen. Choisy hat im Jahre 1875 in einem der Tumuli ein marmornes Todtenbett mit zierlicher Decoration gesehen, und davon eine Abbildung gegeben. Dieselben Steinbahren finden sich auch in den Nekropolen Etruriens — eine besonders schöne aus Cäre bewahrt das Louvre.

In der Nähe jenes Hügelgrabes standen frisch errichtete Hütten und Zelte; hier war der Sitz des Herrn

Dennis. Aber zu unserer Betrübnis fanden wir ihn selbst nicht anwesend, da er nach Smyrna zurückgekehrt war. Nur seine Kawassen dienten uns als Führer. Seit Spiegelthal ist nur in den siebziger Jahren wieder, aber flüchtig, in der Nekropole gegraben worden. Alle größeren und mittleren Tumuli und viele kleinere sind im Lauf der Zeit nach Schätzen durchwühlt worden, aber viele noch unberührt. Sie bieten daher der Forschung noch ein weites Feld dar. Ob Herr Dennis seine Ausgrabungen fortgesetzt und welchen Erfolg er gehabt hat, ist mir nicht bekannt geworden. Im Jahre 1849 veröffentlichte er sein bekanntes Werk „The cities and cemeteries of Etruria"; er befindet sich also zu Sardes auf einem ihm bereits heimischen Boden, da die Kolonisirung Etruriens durch Lydier in vorhistorischer Zeit unzweifelhaft erscheint. Denn das Zeugnis des Herodot wird auch durch die lydische Tumulusform bestätigt, welche in den etrurischen Nekropolen, vor allem in jenen bei Vulci zur Anwendung gekommen ist.



Hat Alarich
die
Nationalgötter Griechenlands zerstört?

1886.



In der Geschichte Altgriechenlands sind die gothischen Völker mehr als einmal verheerend aufgetreten, und es läßt sich nicht leugnen, daß sie dort mit Feuer und Schwert dem Christentum Bahn gemacht und den Hellenismus, wenigstens von außen, stark erschüttert haben. Schon die Gothen vom Pontus Euxinus her verwüsteten, unter der Regierung des Kaisers Gallienus, nicht nur die Küstenstriche, sondern auch den inneren Peloponnes. Damals wurden Korinth, Argos, Sparta und Tegea durch die Barbaren erobert, und selbst Athen erlebte eine schonungslose Plünderung, wenn auch keine Zerstörung der Monumente durch jene Heruler, von welchen dann der Geschichtschreiber Dexippos seine Vaterstadt wieder zu befreien vermochte, der letzte Held, der in der Stadt des Themistokles sichtbar geworden ist, und ihr letzter Xenophon.

Hundert und achtundzwanzig Jahre später, im Jahre 395, fand der Einbruch Alarichs in Griechenland statt. Er war kein so vorübergehender Raubzug, wie jene früheren, denn die Westgothen überzogen ganz Hellas vom Olymp bis in das Herz Achajas, und dort hausten sie ein Jahr lang. Sodann konnte Alarich, nachdem ihn der zur Rettung Griechenlands herbeigeeilte Stilicho ge-

zwungen hatte, nach dem Norden abzuziehen, als kaiserlicher Befehlshaber der Präfectur Illyricum, wozu Achaja gehörte, noch einige Jahre hindurch in denselben von ihm verwüsteten Provinzen als Gebieter schalten.

Die westgothische Verheerung des bisher friedlichen, von Wolstand blühenden griechischen Festlandes muß daher gründlich genug gewesen sein. Zosimus sagt, daß ganz Böotien, und so viele hellenische Landschaften die Barbaren durchzogen hatten, darniederlagen, und daß noch zu seiner Zeit (in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts) die Spuren ihrer Verwüstung zu sehen waren.[1]

Man hat daher den Zusammenbruch der antiken griechischen Welt von der Invasion Alarichs hergeleitet, und diesen Westgothen als den Verbündeten des Christentums bei dem grausen Werk der Vernichtung der hellenischen Kultur betrachtet. Fallmerayer, von dieser historischen Classe her unser Collega höchst ruhmvollen Andenkens, hat sich so ausgedrückt: „überhaupt zählt man drei Begebenheiten, welche der hellenischen Nation tödtliche Wunden schlugen: die Niederlage bei Chäronea durch König Philipp von Macedonien; die Zerstörung von Korinth durch Mummius, und die Vertilgung der Nationalgötter durch Alarich.“[2]

Die kühne Behauptung des gelehrten Schöpfers einer neuen Doctrin von der Ethnographie Griechenlands im

---

[1] Καὶ ἡ μὲν Βοιωτία πᾶσα, καὶ ὅσα μετὰ τὴν ἀπὸ Θερμοπυλῶν εἴσοδον, Ἑλληνικὰ ἔθνη διῆλθον οἱ βάρβαροι, ἔκειντο τὴν ἐξ ἐκείνου μέχρι τοῦ νῦν καταστροφὴν διδόντα ὁρᾶν. V, 5, 252 ed. Bonn.

[2] Gesch. der Halbinsel Morea I, 136.

Mittelalter, daß nämlich Alarich die Nationalgötter der Hellenen vertilgt habe, hat zu ihrer Zeit einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sie in andere Geschichtsbücher übergegangen ist. Sogar ein so selbständiger und zugleich nüchterner Forscher, wie Karl Hopf, der unsere Kenntniß vom mittelalterlichen Griechenland erst urkundlich begründet hat, wiederholte einfach den Spruch Fallmerayers, indem er erklärte: „Schon Alarichs Horden hatten die Nationalgötter der Hellenen zerstört.“ [1]

Dies Wort, so zuversichtlich und zugleich so dunkel wie es ist, klingt freilich großartig genug. Aber ist es auch wahr? Was überhaupt hat Fallmerayer damit gemeint? Etwa, daß erst Alarich den antiken Götterglauben Griechenlands ausgelöscht habe? Das ist doch wol unmöglich. Denn keine noch so mörderische Invasion eines noch so gewaltigen Eroberers hat irgend wann und wo eine alte große Nationalreligion zu vernichten vermocht. Nur ein langer Prozeß der Zeit hat dies vollbringen können. Als Alarich sein aus Gothen und Skythen gemischtes wildes Kriegsvolk durch die Thermopylen nach Hellas führte, hatte sich hier die Auflösung des Heidentums im großen und ganzen bereits vollzogen. Der Verfall des nationalen Staats, der antiken Philosophie, Wissenschaft und Kunst, das Hinschwinden aller hellenischen Ideale, die siegreiche Macht des großgewordenen Christentums, endlich die wiederholten Edicte und Staats=

[1] Griechenland im Mittelalter, Separatausgabe aus der A. E. d. Wiss. u. Künste von Ersch und Gruber, Brockhaus 1870, VI, 85.

gesetze des Reichs hatten schon seit langem die Fortdauer der olympischen Götter erschüttert, oder diese schon hie und da zu Falle gebracht, oder sie in ihre verschlossenen Tempel gebannt. Die öffentlichen Opfer und Umzüge der Heiden, selbst die Festspiele waren durch kaiserliche Decrete unterdrückt.

Ich glaube daher nicht, daß Fallmerayer den Umsturz der hellenischen Nationalkulte einem einzelnen Barbarenhäuptling im Ernst hat zuschreiben wollen, vielmehr nehme ich an, daß er im Sinne hatte, von den Westgothen das zu sagen, was Aeschylus den zürnenden Schatten des Dareios von den Persern sagen läßt:

Die, nach Hellas dringend, nicht sich scheuten, Götterbilder
Auszuplündern, und die Tempel zu verbrennen;
Die Altäre zu vernichten, Sitze ew'ger Götter
Gottlos einzureißen und von Grund aus umzustürzen.[1]

Allein mit der Vorstellung von zertrümmerten Kultbildern und Tempeln scheint sich doch bei Fallmerayer diese andere verbunden zu haben, daß erst durch den gothischen Vandalismus dem antiken Götterdienst der Hellenen, welcher eben an jene Heiligtümer gebunden war, ein jähes Ende gemacht worden sei. Ob dies richtig sei, will ich hier untersuchen.

Nach der Ansicht Fallmerayers haben die Horden Alarichs die Vernichtung des Hellenismus mit Bewußt-

---

[1] οἳ γῆν μολόντες Ἑλλάδ' οὐ θεῶν βρέτη
ᾐδοῦντο συλᾶν οὐδὲ πιμπράναι νεώς·
βωμοὶ δ' ἄιστοι, δαιμόνων ἱδρύματα
πρόρριζα φύρδην ἐξανέστραπται βάθρων. Persae, v. 800 f.

sein vollzogen, entweder aus eigenem, freilich rätselhaftem Haß gegen das schöne Heidentum, oder als Werkzeuge des christlichen Fanatismus jener Männer in „grauen Kutten“, welche nach einer Bemerkung des Zeitgenossen Eunapius den Barbarenkönig bei seinem Einbruch durch die Thermopylen begleiteten. Fallmerayer nun stellt sich die Gothen noch ganz so vor, wie sie der Phantasie der italienischen Geschichtschreiber in der Renaissance erschienen waren, nämlich als Unmenschen, die mit einer eigenartigen dämonischen Wut, antike Denkmäler zu zerstören, ausgerüstet sind. Diese Barbaren morden, rauben und plündern freilich, und sie gehen ihren brutalen Lüsten nach, aber sie haben zugleich so viel Kraft und Zeit übrig, riesige Steingefüge von Tempeln oder gar pelasgische Mauern alter Stadtburgen mit unsäglicher Mühe auseinanderzubrechen. „Demnach“, so sagt Fallmerayer, „hat Alarich, von einer unbegreiflichen Wut fortgerissen, auch das Mauerwerk, besonders von Citadellen, Ringmauern, solide Tempelwände womöglich aus den Fundamenten herausreißen und zermalmen lassen.“[1] Wenn Sulla die langen Mauern Athens von seinen Legionen umstürzen ließ, so that er das, weil er diese Stadt für immer wehrlos machen wollte. Welche Zwecke aber konnte der Barbarenkönig bei der ungeheuern Zerstörung von Citadellen und Ringmauern in Griechenland vor Augen haben? Hatten seine Gothen ein solches Zerstörungswerk, und zwar nicht nur in einem einzelnen Falle, sondern wieder=

---

[1] I, 130. Es ist durchaus das Aeschyleische: πρόρριζα φύρδην ἐξανέστραπται βάθρων.

holt und im ganzen Hellas, auszuführen, so war das für sie eine Aufgabe, so schwer wie langwierig in einer Zeit, wo es weder Pulver noch Dynamit gegeben hat.

Das stärkste und sicherlich auch das bequemste Zerstörungsmittel der Barbaren war nicht ihre Streitaxt oder das Brecheisen, sondern das Feuer, und mit diesem werden sich die Gothen im allgemeinen begnügt haben. Wenn die Franzosen, als sie das Heidelberger Schloß und den Kreml in Moskau zerstörten, nicht in dem Besitze des Pulvers gewesen wären, so würden jene Bauwerke wol nur die Beschädigung durch Feuer erlitten haben.

Kein Geschichtschreiber hat die von Alarich in Griechenland zerstörten Städte aufgezählt. Da nicht wenige alte Orte hier am Ende des 4. Jahrhunderts bereits in Ruinen lagen oder ganz verschwunden waren, so konnten die Westgothen nicht mehr so viele Städte vernichten, als die Römer bei ihrer ersten Eroberung Griechenlands, als z. B. Aemilius Paulus, welcher mit einem Mal nur in Epirus 70 Städte zertrümmert und 150000 Menschen zu Sclaven gemacht hatte.

Der einzige Gewährsmann in Bezug auf die westgothische Verheerung Griechenlands ist für uns Zosimus, da das von ihm benutzte Geschichtswerk des Eunapius, welcher Zeitgenosse der gothischen Katastrophe gewesen war, leider verloren gegangen ist. Zosimus nun nennt mit Namen ein paar von den Barbaren eroberte Städte; er weiß aber nichts davon, daß Alarich Lacedämon, wie Fallmerayer behauptet, „von Grund aus umgekehrt" habe. Er bemerkt nur, daß diese Stadt, gleich Megara, Korinth

und Argos und gleich anderen von ihm nicht genannten, „mit Gewalt“ erstürmt wurde und das allgemeine Los des „gefangenen“ Griechenlands erlitten habe.[1] Das Los der Griechen war Ermordung, Plünderung, Sclaverei.

Städte, welche Widerstand leisteten, erfuhren gewiß die schonungslose Wut des Eroberers, und der Dichter Claudianus, der Zeitgenosse dieser Ereignisse, kann immerhin das Bild des brennenden Korinths, von dessen Flamme beide Meere dampften, der Wirklichkeit entlehnt haben.[2]

In den verbrannten Städten mußten auch Tempel, Götterbilder und andere Kunstschätze ihren Untergang finden. Das Zerstörungswerk der Kaiser und der Christen überhaupt wurde ohne Zweifel von den Barbaren auch auf einigen berühmten Cultusstätten Griechenlands aus Rohheit und Mutwillen fortgesetzt. Indeß alle diese alten,

---

[1] Zosimus a. a. O. S. 254: εὐθέως οὖν ἡ Κόρινθος πρώτη κατὰ κράτος ἡλίσκετο καὶ τὰ πρόσοικα ταύτῃ πολίχνια καὶ ἐπὶ ταύτῃ τὸ Ἄργος, καὶ ὅσα ἦν αὐτῆς τε καὶ Λακεδαίμονος ἐν μέσῳ χωρία· καὶ αὐτὴ δὲ ἡ Σπάρτη συναπήγετο τῇ κοινῇ τῆς Ἑλλάδος ἁλώσει. In einer Note (I, 125) hat Fallmerayer zu seinem Ausspruch „von Grund aus umgekehrt“ noch hinzugesetzt e fundamentis disjecit, ohne jede Angabe des Autors, welchem diese Worte angehören sollen.

[2] Er spricht davon in jener Stelle in Rufinum V. 186 f., wo er sagt, wenn Stilicho nicht durch den Befehl von Byzanz her von einer Schlacht zurückgehalten worden wäre:

Prodita non tantas vidisset Graecia caedes,
Oppida semoto Pelopeia Marte vigerent,
Starent Arcadiae, starent Lacedemonis agri,
Non mare fumasset geminum flagrante Corintho,
Nec fera Cecropiae traxissent vincula matres.

ehrwürdigen Heiligtümer der Hellenen waren zur Zeit der westgothischen Invasion mehr und minder verlassen und verödet, da sie unter dem Banne der Staatsgesetze lagen.

Wenn schon zur Zeit Plutarchs die meisten griechischen Orakel schwiegen, so ist zwei Jahrhunderte nach ihm schwerlich, noch zum Trotz der christlichen Regierungsgewalt, auch nur das des Trophonius bei Lebadea noch in Thätigkeit gewesen. Dasselbe gilt von Delphi, wo schon Pausanias die Tempel halb in Ruinen gesehen und des Orakels mit keinem Worte mehr gedacht hatte, und wo diese für immer verstummte Pythia selbst Julianus nicht mehr wieder zu erwecken im Stande gewesen war. Alarich hat also hier den Nationalgott Apollo schon umgestürzt, die Schatzhäuser leer und die Tempel im Verfall gefunden. Aus dem Heiligtum des delphischen Gottes hatte bereits Nero 500 eherne Statuen entführt, und der Kaiser Konstantin hatte diesen Raub fortgesetzt, indem er die Bildsäule des delphischen Apollo und auch den berühmten Dreifuß der Pythia nach der neuen Hauptstadt am Bosporus fortbringen ließ, wo der aus ehernen Schlangen gebildete Untersatz dieses Weihgeschenks aus der Beute von Platää noch heute im Atmeidan zu sehen ist. Derselbe Kaiser hatte auch das Zeusbild von Dodona hinweggeführt und nebst einer Statue der Pallas Athene im Senatsgebäude Konstantinopels aufgestellt.[1] Wenn ferner die Gothen den Berg Helikon erreichten, so fanden sie auch dort die Heiligtümer längst ausgeraubt. Die gefeierten Bildwerke der helikonischen Musen hatte derselbe

[1] Zosimus V, 24, 281. Codinus De origin. Const. p. 8.

Constantin entfernt[1]; und das gleiche Schicksal wird den schönsten unter jenen vielen Statuen widerfahren sein, welche im Musenhain der Hippokrene dem Apollo, dem Hermes, Dionysos und anderen Göttern, wie den großen Dichtern Griechenlands geweiht waren. Wir werden später sehen, daß auch Olympia in Verlassenheit lag.

Das durch die Verfolgungsedicte des Staats erdrückte, aber keineswegs vertilgte Heidentum der Hellenen hatte am Ende des 4. Jahrhunderts in allen seinen großen Cultusstätten kein öffentliches Leben mehr; es führte ein solches, unter der Duldung der kaiserlichen Regierung, nur noch wissenschaftlich und akademisch fort. Denn die letzte Burg der Olympier war damals Athen, seit den Antoninen noch immer die größte Universität im europäischen Griechenland, da die Hochschule Konstantinopel erst von Theodosius II. gegründet wurde. Dort setzte sich die heidnische Schule des Plato und der Neuplatoniker in der Akademie fort und sie dauerte bis in die Zeit Justinians. Die Tempel waren freilich auch in Athen geschlossen, aber sie erlitten, vielleicht mit Ausnahme der Heiligtümer des Asklepios auf dem Südabhange der Akropolis, keine namhafte Zerstörung durch die Christen, und noch hatte kein Proconsul die berühmte chryselephantine Pallas Athene des Phidias aus dem Parthenon zu entfernen gewagt. Noch ragte die Promachos, der Erzcoloß derselben Göttin, von der Akropolis in die sonnige Luft. Alarich hat ihn bewundert und verschont. Die erlauchte Stadt des Solon teilte zum Glück nicht das Schicksal

[1] Zosimus a. a. O.

Korinths, Argos und Lacedämons, sondern sie blieb der Menschheit erhalten. Der Heide Zosimus hat bekanntlich ihre Rettung der wunderbaren Erscheinung der Göttin Athene und des Heros Achill zugeschrieben, welche beim Anzuge Alarichs gewaffnet die Mauern umschritten und den Barbaren zurückschreckten. Derselbe Alarich, welcher 15 Jahre später Rom mit Schonung und Ehrfurcht behandelte, ist am Ende kein ganz so brutaler Barbar gewesen, und wie immer sein friedliches Verhalten zu den Athenern erklärt werden mag, diese Thatsache steht fest, daß er die Nationalgötter und die Tempel Athens ebenso unberührt gelassen hat, wie jene der Stadt Theben, an deren fester Kadmea er vorübergezogen war.[1]

Da nun Athen von der gothischen Verheerung frei geblieben ist, so hat man doch den Untergang von Eleusis Alarich zugeschrieben, und wenn das richtig ist, so haben die Westgothen wirklich eine der heiligsten Cultusstätten der Hellenen zerstört.

Es ist wieder Fallmerayer, welcher dies am entschiedensten ausgesprochen hat. „Hier geschah es", so sagt er, „daß zum ersten Male Uneingeweihte, daß Scythen, Christen, Mönche in das geheimnißvolle Dunkel des großen Ceres-Tempels zu Eleusis eindrangen, die heiligen Mysterien verhöhnten, die Schätze raubten und Feuerbrände in diesen letzten Zufluchtsort der überwundenen Götter schleuderten. Mit der Lohe des einstürzenden Tempels mischte sich das Blut des letzten Hierophanten von Griechenland, welcher nach Eunapius die Katastrophe vorherverkündet hatte und

---

[1] Zosimus V, 5, 252.

mit allen seinen Unterpriestern durch Alarich erschlagen wurde."[1] Da nun diese im Jahre 1830 ausgesprochene Behauptung Fallmerayers keine vereinzelte, sondern fast allgemeine ist, so ist es der Mühe wert, sie nach den authentischen Quellen noch einmal zu untersuchen.[2]

Eleusis, die heilige Stadt der Mysterien, unterstützte hartnäckig den Kampf der platonischen Philosophenschule Athens gegen das Christentum durch den mit dem athenischen Stadtcultus unzertrennlich verbundenen Dienst der beiden großen Göttinnen, welcher als der Mittelpunkt der tiefsinnigsten religiösen Vorstellungen der antiken Religion galt. Diese Mysterien waren indeß schon längst so tief verfallen, daß der Kaiser Julian Mühe hatte, ihnen ein neues Leben einzuflößen. Als Mamertinus im Jahre 362

---

[1] Gesch. d. Halbinsel Morea I, 123.

[2] Den Untergang der Eleusinien und die Zerstörung des Tempels durch Alarich behaupten unter anderen Gibbon IV, Kap. 30; Aschbach, Geschichte der Westgothen, S. 69; Lasaulx, Untergang des Hellenismus, S. 84, Note 242; Finlay, Griechenland unter den Römern, S. 145, 265 f.; Herzberg, Gesch. Griechenl., III, 394; Güldenpenning, Gesch. d. oström. Reichs unter Arkad. u. Theodosius, II, 1885, S. 51; K. O. Müller (Eleusinien in d. Encykl. v. Ersch u. Gruber) sagt, daß die Gothen, von fanatischen Mönchen geführt, die Heiligtümer in Eleusis mit wilder Wut verwüsteten. F. Lenormant, Rech. Arch. à Eleusis, p. 144; Zinkeisen, Gesch. Griech., I, 635; C. Wachsmuth, Die Stadt Athen im Altertum, I, 715 f. Der alte scharfsinnige Tillemont (Hist. d. E. V, art. 7) bemerkt nur: Eunapius sage, daß die Religion und die Opfer der Ceres und Proserpina, die noch in Athen dauerten, durch die Wut der Gothen vernichtet wurden; und er nennt nicht einmal den Namen Eleusis.

nach seiner Erwählung zum Consul eine Dankrede an diesen Kaiser hielt und von demselben die Wiederherstellung vieler Städte Griechenlands rühmte, sagte er, daß sogar Athen, die Schule aller Weisheit, jeden öffentlichen und privaten Cultus verloren hatte, und daß Eleusis in kläglichen Verfall geraten war.[1]

Julian stellte den Tempel der Demeter wieder her: den Hierophanten rief er zu sich nach Gallien, besprach mit ihm die allgemeine Restauration des Heidentums, und entließ ihn dann mit hohen Ehren. Von diesem Hohenpriester hatte der junge Eunapius, ein Lydier aus Sardes, etwa 30 Jahre vor dem Einbruch Alarichs, die Weihen empfangen, und ein Blatt einer Schrift dieses schwülstigen Sophisten ist die einzige Quelle, aus der wir über die Schicksale von Eleusis während der gothischen Invasion eine dunkle Kunde schöpfen können. Eunapius berichtet im Leben des Maximus Folgendes[2]: „Den Namen des damaligen Hierophanten verbietet mir Scheu auszusprechen; denn er gab mir, dem Schreiber dieses, die Weihen, und er selbst leitete sich vom Geschlechte der Eumolpiden ab. Dieser nun war derselbe, welcher die Zerstörung der Heiligtümer und den Untergang des ganzen Griechenlands vor-

[1] Ipsae illae bonar. artium magistrae et inventrices Athenae, omnem cultum publice et private perdiderant. In miserandam ruinam conciderat Eleusina. Mam. Juliano Augusto Gratiar. actio pro consulatu (Patrol. Migne vol. 18, p. 416).

[2] Eunapius ed. Boissonade im Maximus p. 52, und nochmalige verbesserte Ausgabe Boissonade's in Philostrat. et Callistrati Opp. Paris, Didot 1845, S. 475 f.

aussah, und im Beisein des Schreibenden offenbar machte, daß nach ihm selbst (dem Eumolpiden) jemand Hierophant sein werde, der den Hierophantenstul nicht einnehmen durfte, da er bereits anderen Göttern geweiht war und mit furchtbaren Eiden geschworen hatte, keinen anderen Mysterien vorzustehen (προστήσεσθαι). Und doch werde dieser (Fremdling), so sagte er, ihnen (den Eleusinien) vorstehen, obwol er kein Athener sei. Und so weit ging seine Voraussicht, daß er sagte, unter ihm selbst (ἐφ' ἑαυτοῦ) würden die Heiligtümer (in Eleusis) zertrümmert und verheert werden; jener (der Fremdling) werde das lebend mit ansehen, wegen seines maßlosen Ehrgeizes mißehrt und vor demselben (αὐτοῦ) werde der Dienst der beiden Göttinnen ein Ende nehmen, er aber (der Fremdling) werde der Ehre beraubt, weder als Hierophant noch als Mensch das Greisenalter erreichen[1]; und dies verhielt sich nun also; denn jener Mann aus Thespiä wurde Hierophant, obwol er zugleich Priester des Mithrasdienstes war, und nicht für lange, da viele und schreckliche Ereignisse hereinbrachen (von denen ich einiges in der ausführlichen Geschichte berichtet habe, anderes mit Hilfe der Gottheit berichten werde), als nämlich Alarich mit den

---

[1] ἐφ' ἑαυτοῦ τὰ ἱερὰ κατασκαφήσεσθαι καὶ δηωθήσεσθαι ἔφασκε, κἀκεῖνον ζῶντα ταῦτα ἐπόψεσθαι, διὰ φιλοτιμίαν περιττὴν ἀτιμαζόμενον, καὶ προτελευτήσειν γε αὐτοῦ τὴν θεραπείαν ταῖν Θεαῖν, τὸν δὲ τῆς τιμῆς ἀποστερηθέντα μήτε τὸν ἱεροφάντικην μήτε τὸν γηραιὸν βίον ἕξειν. Meursius, Eleusinia Kap. 32, hat das ἐφ' ἑαυτοῦ etc. mißverstanden, indem er es auf Julian bezog, und deshalb hat er den Hierophanten einen falschen Propheten genannt.

Barbaren durch die Thermopylen drang, wie als durchliefe er eine Rennbahn und ein von Rossen gestampftes Blachfeld. Diese Thore von Hellas hatte ihm sowol die Gottlosigkeit jener geöffnet, welche die grauen Gewänder tragen und ungehindert mit ihm einherzogen, als auch der Umsturz der hierophantischen Gesetze und Ordnungen."[1]

Dies ist die wichtige, durch ihre syntaktische Verworrenheit wie den dunkeln Gedankenausdruck schwierige Stelle des Eunapius. In ihr steht zunächst nichts davon, daß der letzte Hierophant, welcher den Untergang der Eleusinien vorherverkündet hatte, in dem von Alarich verbrannten Tempel mit allen seinen Priestern erschlagen worden sei.[2]

---

[1] Τοιαύτας αὐτῷ τὰς πύλας ἀπέδειξε τῆς Ἑλλάδος ἥτε τῶν τὰ φαιὰ ἱμάτια ἐχόντων ἀκωλύτως προςπαρεισελθόντων ἀσέβεια, καὶ ὁ τῶν ἱεροφαντικῶν θεσμῶν παῤῥαγεὶς νόμος καὶ σύνδεσμος. Wir haben hier die einzige Quelle, aus welcher die Behauptung genommen worden ist, daß Alarich von fanatischen Mönchen begleitet und zum Umsturz der antiken Heiligtümer angetrieben worden sei. So hat sie Wyttenbach verstanden Annotat. in Eunap. Maximum p. 184. Zosimus V, 23 braucht den Ausdruck φαιὰ ἱμάτια allerdings von der Kleidung der Mönche, aber er spricht nicht von den Christen, welche Alarich begleiteten. Siehe dazu Reitmaiers Annot. zu seiner Ausgabe des Zosimus S. 604. Tillemont a. a. O. ist geneigt, unter Männern in grauen Gewändern die verräterischen byzantin. Generale zu verstehen. Die lateinische Uebersetzung des Junius (hinzugefügt der zweiten Ausgabe von Boissonade) lautet: Eas Graeciae angustias illi prodidit impia natio fuscis utentium vestibus, qui nullo prohibente simul cum eo irruperat, rescissa jam pontificalium institutorum lege atque vinculo. Sie ist frei und entspricht nicht genau dem Text.

[2] Fallmerayer verwechselt hier offenbar beide Hierophanten,

Zwei Hierophanten hat Eunapius unterschieden: den rechtmäßigen vom Geschlechte der Eumolpiden, und seinen unrechtmäßigen Nachfolger, den thespischen Mithraspriester. Der erste hat jenem Sophisten die Mysterienweihe erteilt, und in seiner Gegenwart das Schicksal der Eleusinien vorausgesagt, wozu, wie ich glaube, keine besonders große Sehergabe nötig war. Aus religiöser Scheu hat Eunapius den Namen dieses Hierophanten verschwiegen. Wahrscheinlich war es jener Nestorius, von welchem Zosimus berichtet, er habe Athen dadurch von dem großen Erdbeben (des Jahres 372) gerettet, daß er unter dem Schilde der Parthenos ein Zauberfigürchen des Achill aufstellte.[1] In der von F. Lenormant entworfenen lückenhaften Tafel der Hierophanten wird um 376 n. Chr. Nestorius als der letzte bekannte Oberpriester von Eleusis aufgeführt.[2]

Nach dem Tode Julians und dem jähen Zusammensturze seiner Restauration des alten Göttercultus hatte erst der Kaiser Jovianus die Eleusinien unterdrückt; auch Valentinian und Valens verboten nach dessen plötzlichem Tode durch ein Edict vom 11. September 364 alle Beschwörungen, magische Ceremonien und nächtliche Opfer bei Todesstrafe.[3] Dies Verbot traf demnach wesentlich auch die Eleusinien und ihre nächtlichen Mysterien; indes

---

den letzten Eumolpiden und den fremden Thespier miteinander, und dasselbe thut auch Zinkeisen I, 635.

[1] Zosimus V, Kap. 18.

[2] Rech. Arch. à Eleusis. p. 144.

[3] Cod. Theod. IX, 16. 7. Lasaulx, Der Untergang des Hellenismus, S. 83. Finlay, Griechenland unter den Römern, deutsche Ausg. Leipzig 1861. S. 265.

es gelang den Bitten und Vorstellungen des am Hofe hochangesehenen, noch heidnischen Proconsuls Achajas, des berühmten Prätextatus, eine Milderung des Edicts zu erreichen, und die Feier der Elensinien wurde von jenen Kaisern wieder geduldet.[1] Allein spätere Reichsgesetze scheinen den Mysteriendienst doch aufgehoben zu haben. Wenn dies nicht schon im Jahre 380 geschah[2], so wird es im Jahre 394 geschehen sein, wo Theodosius I. die feierlichsten Spiele Griechenlands, die Olympischen, für immer verbot. Irgend ein gewaltsamer Angriff der Christen gegen die Heiligtümer in Eleusis mag in Folge kaiserlicher Edicte und aus Nacheiferung der allgemeinen Tempelzerstörung in Aegypten und Syrien unter Theodosius stattgefunden haben. Derselbe Hierophant, welcher den Fall der Demeter-Mysterien noch zu seiner Zeit geweissagt hatte, verschwand, was nicht bezweifelt werden kann, noch vor der Invasion Alarichs von der wahrscheinlich verwüsteten Scene seines Götterdienstes, mochte er zur Abdankung seines Amtes von den christlichen Staatsbehörden gezwungen worden oder gestorben sein. Denn dies ist sicher, daß das Ende des Hierophantenamtes des letzten Eumolpiden nicht mit dem Einbruche Alarichs in Verbindung stand, sondern ihm voraufging.[3] Dann aber folgte die mit der Gotheninvasion verbundene Schluß-katastrophe der Elensinien.

---

[1] Zosimus IV, 3.

[2] Corsini Fasti Att. IV, 197.

[3] ἀλλὰ ταῦτα μὲν ἐς ὕστερον ἐπράχθη, καὶ ὁ λόγος διὰ τὴν πρόγνωσιν παρήνεγκε, Eunap. p. 53.

Trotz der, wie ich annehme, schon unter Theodosius vollzogenen Aufhebung des Mysteriencultus der beiden Göttinnen, nahmen die Altgläubigen in Athen eine Gelegenheit wahr, diesen, wenn auch heimlich, fortzusetzen. Sie konnten das in den letzten Zeiten jenes Kaisers wagen, als nach der Ermordung Valentinians II. durch den Franken Arbogastes, der Rhetor Eugenius den römischen Tron usurpirte und sein Minister Flavianus die Wiederherstellung der alten Religion anfangs mit Erfolg durchführte. Diese römische Restauration des Heidentums konnte leicht auch auf Griechenland zurückwirken, zumal als Theodosius sich vom Osten entfernte, um die Rebellen in Italien und in Rom zu bekämpfen. Die Wiederherstellung der Eleusinien konnte vollends im Beginne des Jahres 395 nach dem Tode dieses Kaisers, des furchtbarsten Feindes des Heidentums, gewagt werden, weil die Kraft der Regierung augenblicklich gelähmt, das Reich unter zwei junge Erben geteilt und die Verwaltung ihren auf einander eifersüchtigen Ministern übergeben wurde.

Die Altgläubigen also stellten den eleusinischen Mysteriendienst wieder her; aber der neue Hierophant war nicht mehr jener prophetische Nestorius, sondern ein Mithraspriester aus Thespiä, wodurch die Gesetze der Hierophantie aufgehoben wurden, denn nur aus dem Geschlechte der Eumolpiden durfte der oberste Priester der Demeter erwählt werden. Nestorius kann diese tumultuarische Restauration der Eleusinien doch noch erlebt haben, weil Eunapius ihn dieselbe voraussagen läßt; er kann sich dann geweigert haben, in ihr die Hauptrolle zu übernehmen. Die Athener mußten dazu einen Fremdling her-

beirufen. Daß aber dieser Mithraspriester, und nicht der letzte Eumolpide, Hierophant in Eleusis war, als die Gothen einbrachen, hat Eunapius gezeigt, welcher zu berichten fortfährt, daß nicht lange nach der Einsetzung des Mithraspriesters die schreckliche Katastrophe unter Alarich stattfand; den Barbaren aber öffneten die Thore Griechenlands, wie er ausdrücklich sagt, zwei mitwirkende Ursachen, einmal die Gottlosigkeit der den Gothenkönig begleitenden Männer in grauen Kutten, dann die Verletzung der alten Satzungen der Hierophantie, und damit will doch Eunapius sagen, daß jene Erhebung eines Mithraspriesters auf den Hohenpriestersitz der Demeter als Frevel von den beleidigten Olympiern selbst durch den Einbruch der Barbaren bestraft worden sei.

Man könnte nun glauben, daß dieser Thespier in den Flammen des Tempels von den Gothen erschlagen wurde. Allein auch davon steht beim Eunapius kein Wort. Im Gegenteil läßt dieser ausdrücklich den rechtmäßigen Hierophanten weissagen, daß der Mithraspriester den Fall des Mysteriendienstes überleben, seiner Ehre, d. h. seines Priesteramtes verlustig gehen und weder als Hierophant noch als Mensch zu hohen Jahren kommen werde.

Mit dem Einbruch der Barbaren hat Eunapius dies nach seiner Ansicht verdiente Schicksal und auch das baldige Lebensende des Usurpators verbunden, ohne dasselbe näher zu bezeichnen. Wer hat den Thespier der Ehre beraubt? Waren es vielleicht die christlichen Athener, welche, durch das Nahen Alarichs, eines christlichen Königs, ermutigt, jenen Hierophanten aus seinem Sitze verjagten? War es Alarich selbst? Ich glaube, daß der Barbaren-

fürst sich um die Mysterien in Eleusis herzlich wenig gekümmert hat. Kein Geschichtschreiber überhaupt redet bei dieser Gelegenheit von Eleusis, nicht einmal Eunapius sagt mit bestimmten Worten, daß Alarich dort gewesen, noch viel weniger, daß er den Tempel der Demeter mit seinen prachtvollen Propyläen und die anderen Heiligtümer zerstört habe. Warum hat der gläubige Heide Zosimus einer so großen Katastrophe, wie die Zertrümmerung jener heiligen Stadt sein mußte, nicht gedacht? Würde er es nicht gethan haben, wenn er in der Geschichte des Eunapius eine Schilderung dieses grausen Unterganges gelesen hätte?

Wie dem auch sei, an dem schrecklichen Besuche Alarichs und seiner Gothen in Eleusis darf trotzdem nicht gezweifelt werden, da dieser Ort vor den Thoren Athens lag; auch nötigt Eunapius dazu, eine Katastrophe in Eleusis als geschichtliche Thatsache anzunehmen. Wenigstens werden wir glauben müssen, daß die Gothen dort das Zerstörungswerk der Christen fortgesetzt haben, und wenn irgendwo fanatische Mönche und Priester dem Vandalismus der Barbaren eine bestimmte Richtung gegeben haben, so konnte dies immerhin in Eleusis sein. Nur in diesem beschränkten Sinne dürfte daher von dem einzigen Eleusis das Wort Fallmerayers und Hopfs gelten, daß Alarich die Nationalgötter der Hellenen vertilgt habe.[1]

---

[1] Von einer vollständigen „Vernichtung von Eleusis" durch die „christlichen Barbaren" spricht auch Curt Wachsmuth, Stadt Athen I, 715, in Verbindung mit der Invasion Alarichs; diesem schreibt er dann in der Note zu S. 716 „die thatsächliche Zer-

Der Gothenkönig führte seine Kriegsvölker, nachdem er Korinth erobert hatte, in den Peloponnes, und wir wissen, daß er hier unter anderen die Städte Argos und Sparta mit Gewalt bezwang. In den reichen Landschaften der Halbinsel, namentlich in Elis, Arkadien und Lakonien, konnte er ein Jahr lang verbleiben, bis ihn Stilicho, der Retter Griechenlands, am Gebirge Pholoe auf der Grenze Arkadiens umschloß, und ihm dann auf eine rätselhafte Weise den Abzug nach Epirus mit seiner Beute gestattete. Es ist bei dieser Gelegenheit, daß Zosimus bemerkt, Stilicho habe durch das Kriegsvolk, welches er mit sich gebracht hatte, den Griechen noch mehr und größere Uebel zugefügt als die Barbaren.[1] Da wir hier hauptsächlich die Cultusstätten und die Nationalgötter Griechenlands im Auge haben, so kann während des Aufenthaltes der Gothen im Peloponnes das Schicksal keines anderen Ortes unsere Teilnahme mehr erregen, als das Olympias. Und gerade von Olympia behauptet Fallmerayer, daß der große Tempel, das kolossale Bild des Zeus mit allen noch übrigen Kunstwerken von diesen höllischen Geistern zerstört worden seien.

Wir haben keine Ansicht davon, wie zur Zeit der westgothischen Invasion der offene Tempelbezirk Olympia beschaffen war, und wie viele jener berühmten Heiligtümer, welche dort Pausanias aufgezählt hat, noch im

---

störung von Eleusis" zu, und zwar nach der Stelle des Eunapius, die das aber keineswegs mit klaren Worten sagt.

[1] Lib. V, c. 7, p. 255: Στελίχων — ἄπρακτος ἐπὶ τὴν Ἰταλίαν ἀπέπλευσε, μείζονα καὶ χαλεπώτερα τοῖς Ἕλλησι κακὰ δι' ὧν ἐπήγετο στρατιωτῶν ἐπιθείς.

Jahre 396 der Zerstörungslust der Christen, der Habsucht der Griechen selbst, oder dem Kunstraube der Kaiser wie der Proconsuln Achajas hatten entgehen können. Denn weder Zosimus noch ein anderer Autor gedenkt Olympias mit einem Wort. Die Vermutung aber liegt nahe, daß Alarich die Kunstschätze und Monumente dieses großen Nationalheiligtums der Hellenen schon stark geplündert und die Gebäude teilweise verfallen vorgefunden hat.

Der Kaiser Theodosius I. hatte in demselben Jahre 394, wo er den letzten Versuch der Restauration des Heidentums unter Flavianus in Rom gewaltsam niederschlug, die olympischen Festspiele untersagt. Ob in Folge dieses Verbotes der christliche Fanatismus Hand an die Tempel und Denkmäler gelegt und dieselben durch Verwüstungen entstellt hat, wissen wir nicht. Es ist aber mehr als zweifelhaft, daß Alarich den Zeuscoloß des Phidias noch in seinem Tempel vorgefunden hat, vielmehr darf man glauben, daß dies erhabenste Bildwerk Griechenlands mit anderen Kunstschätzen Olympias schon in dem genannten Jahre, und zwar auf Befehl des Kaisers, nach Konstantinopel hinweggeführt worden ist. Eine alte Kunde macht dies wahrscheinlich. Später, unter Zeno dem Isaurier (474—491), soll dies Zeusgebilde im Palast des Lausus zu Konstantinopel durch einen Brand zu Grunde gegangen sein.[1]

---

[1] Cedrenus ed. Bonn. I, 364. Das letzte Datum des Daseins des Kunstwerkes in Olympia ist A. 384; Themistius Or. 34, p. 455. Lasaulx, Untergang des Hellenismus, S. 110. Es ist sehr merkwürdig, daß Lasaulx in seiner Monographie

Was den olympischen Tempel selbst betrifft, so konnten die Barbaren dies Wunderwerk noch anstaunen. Die Gothen sind hier nicht auf den Gedanken gekommen, die mächtigen Säulenreihen umzustürzen und die gewaltigen Grundmauern zu zermalmen. Denn der verödete Tempel stand noch zur Zeit des Kaisers Theodosius II. (408—450) als Gebäude aufrecht. Erst unter seiner Regierung ist er durch eine Feuersbrunst wahrscheinlich von den Christen zerstört worden.[1] Die neuesten deutschen Ausgrabungen in Olympia haben gelehrt, daß die Säulencolosse des Tempels von keiner Menschenkraft so in Reihen niedergestreckt werden konnten, als sie unter den Sandmassen des Alpheus gefunden worden sind, sondern daß nur einem der zerstörenden Erdbeben des sechsten Jahrhunderts eine solche Wirkung zuzuschreiben ist.[2]

---

die Gothen in Hellas nur einmal in einer Note (242, S. 84) erwähnt, wo er von der Zerstörung des eleusinischen Tempels und der allgemeinen Verheerung Griechenlands durch sie redet, und die Stelle des Eunapius, sowie Fallmerayer's Geschichte Morea's I, 119 f. anführt.

[1] Lasaulx S. 110 führt die betreffende Stelle des Scholiasten an zu Lucian rhet. precept. 9 (ed. Jacobitz IV, 221).

[2] A. Bötticher, Olympia, S. 31.

Mirabilien der Stadt Athen.

1881.



Am Denkmal des Lysikrates in Athen erinnerte ich mich lebhaft an die Mirabilien Roms. Es kam dort wieder eine Reihe von Vorstellungen in mir in Bewegung, die ich bei meinen römischen Studien gefaßt hatte. Ich gedachte dessen, was ich vor Jahren in der Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter niedergeschrieben hatte: „Derselbe Geist der Sage hat die Monumente Athens wie Roms in Dunkel gehüllt. Auch in Athen wurde manches große Monument als Palation bezeichnet, aber die Erinnerung an die Philosophen schmückte noch im Mittelalter viele Ruinen mit dem Titel der Schulen (Didaskaleia) des Sokrates, der Eleaten, der Kyniker und Tragiker, des Sophokles, Aristoteles u. s. w."[1]

Jenes choragische Denkmal ist das einzige heute erhaltene von allen den andern gleicher Bestimmung, welche im alten Athen in der Straße Τρίποδες errichtet gewesen sind. Die von Choragen gewonnenen Preise, kunstvolle Dreifüße von Erz, waren dort auf Säulen oder kleinen tempelartigen Gebäuden aufgestellt. Pausanias hat sie in jener Straße bemerkt, doch nicht namentlich genannt. Alle diese

---

[1] Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter, II, 145. 3. Aufl.

Monumente sind bis auf jenes eine untergegangen; aber noch im 17. Jahrhundert war dort ein anderes sichtbar, welches vom Volk die Laterne (τὸ φανάρι) des Diogenes genannt wurde.[1]

Das Denkmal des Lysikrates ist im Jahre 334 v. Chr. errichtet worden. Jeder kennt es aus Abbildungen als ein kleines Bauwerk von den graziösesten Formen. Ein Rund von sechs korinthischen Säulen, die durch Marmorplatten verbunden sind, steht auf einer schlanken viereckigen Basis; auf der Flachkuppel, welche Monolith ist, ruht eine Marmorblume, die einst dem Dreifuß zur Unterlage gedient hat. Von der Gestalt dieser Marmorblume hat das Lysikratesdenkmal den vulgären Namen „Laterne des Demosthenes" erhalten (λύχνος, φανάρι oder κανδύλι τοῦ Δημοσθένους), lateinisch lucerna Demosthenis.

Man darf nur diesen volkstümlichen Namen eines athenischen Monuments aussprechen, um denselben Geist zu empfinden, der die römischen Mirabilien durchweht. Man wird sich dabei an den Arcus septem lucernarum in Rom erinnern.

Jener Vulgärname findet sich zum ersten Mal in der Antrittsrede des berühmten Metropoliten Michael Akominatos an die Athener, worin er der Laterne des Demosthenes (ὁ Δημοσθένους λύχνος) erwähnt hat. Da diese Rede um das Jahr 1182 gehalten worden ist, so muß das Lysikratesdenkmal schon lange zuvor seinen volkstümlichen Namen geführt haben.[2] Derselbe findet sich viel

---

[1] L. Roß, Archäolog. Aufsätze, 2. Sammlung, S. 260.

[2] Εἰσβατήριος ὅτε πρῶτον ταῖς Ἀθήναις ἐπέστη in M. Ἀκο-

später in athenischen Mirabilienfragmenten, im bekannten Briefe des Jesuiten Babin, wie in der Stadtbeschreibung Guillets. Auch Johann Georg Transfeldt hat ihn bemerkt.

Dieser merkwürdige Mann war im Jahre 1648 zu Straßburg in Westpreußen geboren. Schon als Schüler hatte er davon geträumt, einmal das alte Athen zu sehen. Er war als Soldat in polnischen Diensten im August 1672 bei Batow in die Gefangenschaft der Tartaren geraten. Als Ru截sclave auf einer türkischen Galeere am Cap Sunion gescheitert, konnte er von dort am Ende des Jahres 1674 nach Athen entfliehen, wo er beim venetianischen Viceconsul Schutz fand, und ein Jahr lang die Sehnsucht seiner Jugend zu stillen vermochte. Er hat eine lateinische, leider nur fragmentarische Selbstbiographie verfaßt, welche handschriftlich in der Bibliothek im Haag aufbewahrt wird. Von dort hatte sie Adolf Michaelis, der Verfasser des verdienstvollen Werks über den Parthenon, entliehen, und ein Bruchstück daraus unter dem Titel „Examen reliquarum antiquitatum Atheniensium" veröffentlicht, im Jahrgang 1876 der Mitteilungen des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen.

Transfeldt hat einige Ruinen dieser Stadt beschrieben, darunter mit Vorliebe das Lysikratesdenkmal. Die griechische Inschrift, welche er von ihm abgeschrieben und nachher, als er sie verloren, dem Buche Spons (III, 2, S. 31) wenn auch fehlerhaft entliehen hatte, bewog ihn zuerst, dem

μινάτου τοῦ Χωνιάτου τὰ Σωζόμενα ed. Spir. Lambros. Athen 1879. I, 98.

Monument seinen richtigen Namen zu geben, und die Tradition von der Laterne des Demosthenes als irrig zu bezeichnen, während noch Babin meinte, daß dies Denkmal wirklich zur Wohnung des Demosthenes könne gehört haben, und daß der große Redner sich seiner vielleicht als eines Tempels bedient hatte, wo er zu Ehren seiner Idole Lampen anzündete, deren Dampf den Marmor geschwärzt habe. Transfeldt selbst sah darin ein von Lysikrates für die Jugend Athens errichtetes Gymnasium, konnte aber dem Reiz der Vulgärtradition nicht entsagen, so daß er wünschte, diese durch die ihr widerstreitende Inschrift nicht durchaus zu beseitigen. Die Marmorblume auf der Kuppel hielt auch er für eine Lampe; in ihr sollte an den Festtagen des Demosthenes zum Andenken an dessen nächtliche Studien oder Lucubrationen Oel verbrannt worden sein: denn von seinen Arbeiten sagte man, daß sie nach der Lampe und dem Oele röchen. Dagegen schrieb Babin in seinem vom 8. October 1672 aus Smyrna an den Abbé Pécoil in Lyon datirten Briefe, daß ihm die gebildetsten Athener gesagt hätten, der große Redner habe sich in jenes Denkmal zurückgezogen mit abgeschorenem Bart und Haar, um so sich selber zur studienvollen Einsamkeit zu zwingen.[1]

Mit besonderer Liebe hat Transfeldt gerade vom Lysikratesdenkmal geredet, weil er in dem Klosterhospiz daneben gewohnt, ja in der Laterne des Demosthenes selbst, wie später Lord Byron, seinen eigenen Träumen und Stu-

---

[1] Der Brief ist abgedruckt bei Laborde, Athènes aux 15, 16 et 17 siècles, I, 185, und bei Curt Wachsmuth, Stadt Athen, I, 745.

dien nachgehangen hat. Im Jahre 1658 waren französische Kapuziner als Missionäre nach Athen gekommen, an Stelle der Jesuiten, die sich hier 13 Jahre früher niedergelassen hatten, dann aber nach Negroponte verzogen waren. Die Kapuziner nun hatten das Denkmal im Jahre 1669 angekauft und an dasselbe ein Hospiz gebaut.[1] So wurde dieses antike Monument erhalten, wie der Titusbogen in Rom, der Arcus septem lucernarum nur dadurch erhalten blieb, daß ihn die Mauer des Klosters stützte, welches auf den Trümmern des Hadrianischen Prachttempels der Venus und Roma erbaut worden war. Die Kapuziner bedienten sich des Denkmals als einer Zelle, denn Anna Ackerhjelm, die Dame der Gräfin Königsmark, schrieb am 18. October 1687 aus Athen an ihren Bruder: nous allâmes voir aussi un Capucin, qui se sert pour chambre de la lanterne de Démosthène.[2]

Das Klosterhospiz ist verschwunden; das Lysikratesdenkmal steht jetzt frei in der Straße, welche nicht weit vom hadrianischen Torbogen sich hinzieht und wieder officiell Τριπόδων heißt. Eine Wächterbude steht daneben; an ihr fand ich zerbrochene Marmorstelen angelehnt, welche mir zeigten, daß mit dem Hospiz ein christlicher Friedhof verbunden gewesen war. Auf einem dieser Grabsteine las ich verzeichnet, daß Mertrud, Consul Frankreichs und Italiens in Candia, zu Athen verstarb am 5. Thermidor des Jahres 13. Das altertümliche Viertel dort ist die von Albanesen bewohnte Plaka, ein Gewirr von Gassen

---

[1] Laborde I, 75.
[2] Laborde II, 279.

mit kleinen würfelförmigen Häusern und Höfen, am Fuß der Akropolis. Wenn man am Lysikratesdenkmal steht, nimmt sich diese Stadtburg gar seltsam aus: man sieht die gewaltige Ostseite der Felsmassen mit ihrer tiefen Aushöhlung und nichts Griechisches, nichts von den Tempeln droben, sondern nur die geschwärzten Umfassungsmauern des Castells mit ihren Zinnen, so daß sich diese vollkommen als die Rocca di Setines der fränkischen Zeit, als eine Gestalt des Mittelalters darstellt.

Nun hat aber, eben durch jene französischen Kapuziner dasselbe Local für die topographische Wissenschaft Athens eine Bedeutung gewonnen, die es geschichtlich ehrwürdig macht. Die Mönche dort sind die ersten Abendländer gewesen, welche die Trümmerwelt Athens an Ort und Stelle studirt, und man darf fast sagen, hier die älteste topographische Schule gebildet haben. Aus ihren Forschungen stammt das erste Panorama Athens, ein Stadtplan, dessen sich Guillet nebst andern Angaben der Kapuziner zu seiner Schrift Athènes ancienne et nouvelle ... (Paris 1675) bedient hat.[1] Wenn sich Transfeldt in seiner Beschreibung der Laterne des Demosthenes so ausdrückt: „Zu meiner Zeit besaßen sie die Kapuziner, welche auch außer dem Gottesdienst eine Schule hielten, so daß sie ihrer früheren ehrenvollen Bestimmung wiedergegeben zu sein schien“, so hat er freilich nur an eine bescheidene Schulanstalt für die Jugend in Athen gedacht. Er schweigt von den Forschungen der Mönche, welche bald eine wissenschaftliche Wichtigkeit erlangten.

---

[1] Der Plan ist abgedruckt bei Laborde Bd. I.

Ich habe also erklärt, warum mir das Monument des Lysikrates den Gedanken erweckt hat, alles dasjenige aufzusuchen, was unter den Begriff Mirabilia der Stadt Athen gebracht und in Parallele zu jenen der Stadt Rom gestellt werden kann. Es gibt freilich so wenig ein Mirabilienbuch Athens, als irgend geschichtliche Annalen dieser Stadt im Mittelalter bekannt geworden sind. Es gibt aber doch zwei mirabilienhafte Fragmente einer Stadtbeschreibung Athens aus dem 15. Jahrhundert, ich will mit Absicht sagen, aus dem Zeitalter des Cyriacus von Ancona.

Mit diesem berühmten reisenden Antiquar der italienischen Frührenaissance beginnt die wissenschaftliche Forschung über die Ruinen Athens, welche vor ihm, so viel uns bekannt ist, weder ein Grieche noch ein Abendländer mit dem Blicke des Gelehrten angesehen hat. Viele Florentiner kamen wol an den Hof der Herzoge Athens aus dem Hause Acciajuoli: doch keiner scheint eine Aufzeichnung über Athen gemacht zu haben. Ein Niccolò Machiavelli ist im Jahre 1423 dort gewesen; er war hingerissen vom Zauber dessen, was ihn umgab, aber dieser Stammgenosse und Namensvetter des spätern großen Staatsmannes hat nur dies von Athen einem Freunde zu schreiben gewußt: „Du hast nie ein schöneres Land gesehen als dieses, noch eine schönere Festung.“[1]

Trotzdem hatte die Akropolis schon im 14. Jahrhunderte, als die catalanische Companie noch Athen be-

[1] Brief an Nerio Acciajuoli in S. Maura aus Athen (Setina), bei Buchon, Nouv. Recherches. Recueil etc. LVII.

herrschte, die Aufmerksamkeit selbst der Spanier erregt, nicht blos als eine der stärksten Festungen des romanisirten Griechenlands, sondern wegen der Schönheit ihrer antiken Tempel. Der König Pedro IV. von Aragon, welchem jene Companie den Besitz des Herzogtums Athen übertragen hatte, nannte im Jahre 1380 die Akropolis den „reichsten Edelstein, welchen die Welt besitzt, von solcher Art, daß alle Könige der Christenheit zusammen nichts Aehnliches erschaffen könnten".[1]

Wenige Jahre nach jenem Machiavelli stand auf der Akropolis mit einem höheren Bewußtsein ein anderer Italiener, nämlich Cyriacus von Ancona, der erste für das classische Altertum begeisterte Reisende aus dem Abendlande nach dem Orient aus Zwecken der archäologischen Wissenschaft, welche eben zu seiner Zeit im Entstehen begriffen war.

Schon gleichzeitig mit ihm bereiste nach 1417 Cristoforo Bondelmonte die griechischen Inseln und Küsten, die er dann in seinem dem Cardinal Orsini gewidmeten Liber Insularum Archipelagi beschrieben hat.[2] Gerade weil Bondelmonte Florentiner war, ist es auffallend, daß er sich nicht mit Athen beschäftigt hat.

Cyriacus aber war zweimal dort, im April 1436, im März 1447. Es regierte damals Nerio II. Acciajuoli

---

[1] con lo dit castell sia la pus richa joya qui al mon sia e tal que entre tots los Reys de cristians envides la porien fer semblant. Lerida, 11. Sept. 1380. Aus dem Archiv der Krone Aragon mir freundlich mitgeteilt von Don Antonio Rubió y Lluch, Professor der Universität Barcelona.

[2] Letzte Ausgabe von L. de Sinner, Berlin 1824.

als Herr von Stives und Setines, wie zu jener Zeit von den Abendländern die Städte Theben und Athen genannt wurden. Das romantische Herzogtum der Franken dort neigte sich schon dem Falle zu, und es war an dessen Vorabend, daß Cyriacus die Akropolis sah, deren Besuch ihm wenige Jahre später die Türken würden verwehrt haben. Er betrachtete mit Enthusiasmus die „unglaublichen Marmorbauten und Heiligtümer innerhalb und außerhalb der Stadt, die bewundernswerten Kunstgebilde und Säulen", was alles in Ruinen zerrissen dalag. Er bestaunte den „wundervollen Marmortempel der Göttin Pallas auf der Burg, das göttliche Werk des Phidias". Er besuchte den Herzog Nerio in Gesellschaft von dessen leiblichem Vetter Nerio di Donato. „Wir fanden ihn", so schrieb er, „auf der Akropolis, der hohen Burg der Stadt." Leider hatte Cyriacus dort für das Treiben und Thun des seltsamsten der Fürstenhöfe noch weniger Sinn und Blick, als vor ihm Ramon Muntaner bei seinem Besuch in der Kadmea Thebens gehabt hatte. Er besaß nur Augen für die antike Marmorpracht der Propyläen, in welchen eben der Herzogspalast eingerichtet war, und nochmals gab er (im Jahre 1447) eine etwas genauere Beschreibung des Parthenon.[1]

Der Blick dieses unermüdlichen Forschers war schon seit 1412 auf Reisen im Orient, und auch durch die Ruinen Roms geübt worden, wo er im Jahre 1433 dem Kaiser Sigismund als Cicerone gedient hatte, während sein

[1] Siehe seinen Brief bei Targioni Tozzetti, Relaz. d'alcuni viaggi fatti in diverse parti della Toscana, 2. ed., V, 439.

alter Gönner, der ehemalige Cardinal Gabriele Condulmer, als Eugen IV. den heiligen Stul einnahm. Aber er hatte doch nicht hinreichende Kenntnisse für Athen mitgebracht, und sein Aufenthalt hier war beide Male nur ein sehr kurzer. Was er an Notizen mit sich nach Italien brachte, wurde dort später zerstreut. Nur erst stückweise ist seine Sammlung von Inschriften zusammengesucht worden, und Copien des Giuliano da S. Gallo von Zeichnungen einiger griechischer Monumente nach dem Skizzenbuch des Cyriacus bewahrt bekanntlich die Barberiniana in Rom, wo zuerst Spon und Winckelmann auf dieselben aufmerksam geworden waren.[1] Auch in Dürers Hände sind solche Zeichnungen gelangt, und zwar durch Vermittlung des Nürnberger Arztes und Humanisten Hartmann Schedel, welcher in Padua von Stücken jenes griechischen Skizzenbuches Copien genommen hatte.[2]

In Athen mußte Cyriacus wahrnehmen, daß sich hier eine Mirabilientradition ausgebildet hatte, ähnlich jener in Rom, und wie dieselbe war auch sie das Erzeugniß antiquarischen Halbwissens, dessen fernen Hintergrund noch immer Pausanias abgab. In seinen athenischen Notizen verzeichnete Cyriacus zu den Resten der hadria-

---

[1] L. Roß (das Zeichenbuch des römischen Architecten Giul. da S. Gallo, Hellenika I. I, 72) hat zuerst die Herkunft dieser Zeichnungen von Cyriacus dargethan.

[2] De Rossi hat bekanntlich dieses Bruchstück von des Cyriacus Skizzenbuch in der Münchener Handschrift Schedels erkannt. Ueber die Beziehung Dürers zu diesem Skizzenbuch siehe O. Jahn, Populäre Aufsätze aus d. Altertumswissensch., S. 344 f.

nisch-antoninischen Wasserleitung am Lykabettos, daß sie vom Volk das „Studium des Aristoteles“ genannt wurden. Er hörte das Olympieion als „Palast Hadrians“ bezeichnen, und vernahm ohne Frage auch die Vulgärnamen des Lysikratesdenkmals und der Wasseruhr des Andronikos Kyrrhestes; er hielt jedoch das erste Monument für eine theatralische Kathedra, das andere für einen Tempel des Aeolus.

Solche Vulgärnamen stammten schon aus dem hohen Mittelalter her. Denn die Ansicht Fallmerayers, daß derartige Benennungen, deren erste Spur diesem berühmten Gelehrten nur aus der Turco-Graecia des Martinus Crusius bekannt gewesen war, den albanesischen Colonisten Athens seit dem 14. und 15. Jahrhundert zuzuschreiben sind, wird widerlegt durch Michael Akominatos, welcher den Vulgärnamen des Lysikratesdenkmals in seinen Schriften bemerkt hat. Die ungriechisch redenden, des athenischen Altertums völlig unkundigen Epiroten waren schwerlich befähigt, weder sich um den Ursprung und die Bestimmung der alten Monumente zu bekümmern, noch viel weniger diesen solche Namen zu geben, welche, so irrig sie auch waren, doch immer einige Kenntniß der Altertümer und der Geschichte Athens voraussetzten, wie die Benennung Arsenal des Lykurg für einen Teil der Propyläen, und Laterne des Demosthenes für jenes choragische Denkmal.[1] Solche Namen konnten nur von ein-

[1] Siehe Fallmerayers Abhandl.: „Welchen Einfluß hatte die Besetzung Griechenlands durch die Slaven auf das Schicksal der Stadt Athen und die Landschaft Attika?“ (Stuttg. u.

geborenen und zwar halbgelehrten Athenern erfunden worden sein; so waren sie im Laufe der Zeit volkstümlich geworden, und als solche hatte sie schon Akominatos vorgefunden.

Schon zur Zeit dieses Bischofs, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, muß der Bestand der antiken Denkmäler Athens im Großen und Ganzen auf die Summe dessen herabgesunken gewesen sein, was später Cyriacus dort vorgefunden hat. Denn der berühmte Metropolit hat in seinen Schriften mehrmals eine Reihe von Monumenten hervorgehoben, und deshalb müssen diese damals als die ansehnlichsten Reste Athens gegolten haben. In seiner Antrittsrede sagte er: „Ich habe mich noch nicht überzeugt, ob das alte Athen noch fortdauert oder nur sein ruhmvoller Name besteht, wenn mir auch ein Perieget die deutlichen Merkmale davon aufweisen und mir sagen sollte: dies ist der Peripatos, dies die Stoa, das hier die Akropolis, dort der Piräus, das die Laterne des Demosthenes, und wenn er mich so überreden wollte, daß ich noch die alten Athener vor mir sehe.“[1]

In seiner Anrede an den Prätor Demetrios Drymis sagt derselbe Akominatos: „Umsonst wirst du dich be-

---

Tübing. 1835), S. 51, wo er als epirotische Benennung ausdrücklich die „Laterne des Diogenes“ anführt, und das Waffenhaus Lykurgs.

[1] Κἂν περιάγων τις δείκνυσιν ἐναργῆ γνωρίσματα οὑτοσὶ μὲν ὁ περίπατος, αὕτη δὲ ἡ Στοά, ἡ δ' Ἀκρόπολις ἥδε, ὁ Πειραιεὺς ἐστιν αὖ ἐκεῖνος, ὅδ' ὁ Δημοσθένους λύχνος, πείθοι ἄν με τοὺς πάλαι ποτὲ προσορᾶν Ἀθηναίους — Vol. I, N. 14 der Ausg. des Spiridon Lambros.

mühen einen Rest der Heliaia, des Peripatos oder des Lykeion aufzufinden. Nur den Felsenhügel des Areopag magst du noch erblicken, welcher jedoch nur ein nackter Kamm von Stein, und nur an seinem ehrwürdigen Namen kenntlich ist. Du siehst wol auch noch einen kleinen Rest der Stoa Poikile, aber auch dort weiden Schafe, und seine Steinblöcke hat der Zahn der Zeit zernagt.“ [1]

An einer anderen Stelle klagt er mit rhetorischer Uebertreibung, daß die verkommene Stadt Athen selbst bis auf ihren Namen aus der Erinnerung der Menschen sich zu verlieren drohe, wenn diesen nicht noch aufrecht hielten die unzerstörlichen Gestalten der Akropolis, des Areopags, des Hymettos und des Piräus. [2] Er nennt noch ein anderes Mal als im Andenken der Menschen fortdauernd den Hymettos, den Piräus, Eleusis, Marathon, die Akropolis. Auf dem Hymettos sitzend, blickt er auf die Eilande Psyttaleia, Salamis und Aigina hinab voll Genugthuung, daß sie noch ihren antiken Namen bewahrt haben. [3] Er wiederholt anderswo als noch fortdauernd dieselben Namen und fügt ihnen die berühmte Quelle

---

[1] Οὐδ’ ἐρείπιον γοῦν Ἡλιαίας ἢ Περιπάτου, ἢ Λυκειοῦ εὕροις ἂν πλεῖστα καμών. Μόνον ἂν ἴδοις πετραῖον Ἀρείου Πάγου γεώλοφον, οὐδὲν ὅ φασιν ἱερὸν, ὅτι μὴ στεφάνην πέτρας ψιλὴν, καὶ μόνῳ τῷ σεμνῷ γνωριζομένην ὀνόματι. τυχὸν δέ τι καὶ τῆς Ποικίλης Στοᾶς μικρὸν λείψανον, μηλόβοτον καὶ αὐτὸ καὶ τοῖς ὀδοῦσι τοῦ χρόνου τὰς πλίνθους παρατρωγόμενον. Vol. I, S. 160.

[2] I, 312.

[3] II, 12—14.

Kallirrhoe hinzu.[1] Er nennt auch einmal den Kerameikos.[2]

In diesem dürftigen Katalog ist die Akropolis nur im Allgemeinen genannt, und leider sind ihre zum Teil noch heute erhaltenen Bauwerke nicht bezeichnet. Der Name der Propyläen kommt nicht vor, der Parthenon nur bei Erwähnung der in ihm eingerichteten Kirche. Auch der Theseustempel ist nur durch die Kirche des heiligen Georg im Kerameikos bezeichnet.[3] Die großen Reste des Olympieion hat Akominatos so wenig genannt, als das Stadion, oder als die Wasserleitung des Hadrian und Antoninus, oder das Dionysostheater, oder die Odeen am Südende der Akropolis, und viele andere große, noch heute fortdauernde Trümmer.

Der gelehrte Bischof hat leider keine topographischen Notizen gemacht, nur einige Altertümer hervorgehoben, die ihm von der antiken Größe Athens noch ein Zeugniß gaben. Das aber waren vor allen die Akropolis, der Areopag und die alten Schulen der Philosophen; und hier ist es auffallend, daß er dem Namen Lykeion jenen des Peripatos vorzieht, ja einmal beide Begriffe für die Schule des Aristoteles von einander zu trennen scheint. Die Stoa (und auch den Namen Poikile kannte man noch zu seiner Zeit) war ihm wichtiger, als die Akademie

---

[1] II, 42.

[2] II, 238.

[3] τῷ ἐν τῷ Κεραμεικῷ μεγαλομάρτυρι Γεωργίῳ — II, 238. Leider hat Akominatos diesem Tempel nicht den alten, oder zu seiner Zeit als antik geltenden Namen gegeben, was von besonderer Wichtigkeit sein würde.

des Platon, welche er in jener Zusammenstellung von Namen merkwürdiger Weise nicht erwähnt hat. Dies ist freilich nur zufällige Unterlassung, denn an einem anderen Ort gedenkt er der Akademie, indem er sagt, daß Platon sie, den ungesundesten Ort Attikas, zum Aufenthalt der Philosophen gewählt habe.[1] Nicht allein kennen die späteren Mirabilienfragmente Athens die Akademie sehr wol, sondern hundert Jahre vor Akominatos gedachte ihrer Michael Psellos. Dieser große byzantinische Gelehrte spricht einmal von dem Untergange der Herrlichkeit Griechenlands und sagt: „Auch in Athen ist bis auf den Namen zu nichts geschwunden die Akademie, und die Stoa Poikile des Chrysippus, und das Lykeion; so sind auch mir die Namen der Wissenschaften und das Auserlesene der Philosophie geblieben, aber was mit ihnen als Wirklichkeit zusammenhing ist geschwunden."[2] Psellos, ein enthusiastischer Verehrer des alten Griechenlands, liefert also den Beweis, daß es schon im 11. Jahrhundert gelehrte Griechen gegeben hat, die das Bedürfniß einer Topographie von Hellas, von Attika und Athen empfanden. Denn er selbst hat für seine Freunde und Schüler eine solche, meist aus dem Strabo, zusammengetragen.[3]

---

[1] Πλάτων αὐτός τε τὸ νοσωδέστατον, ὥς φασι, τῆς Ἀττικῆς χωρίον, τὴν Ἀκαδημίαν, οἰκεῖν ἐπίτηδες εἵλετο. II, 269.

[2] Καὶ πέπονθα ταὐτὸν ταῖς Ἀθήναις. κἀκεῖσι γὰρ ἐν σκιαῖς, ἡ ἀκαδημία καὶ ἡ ποικίλη τοῦ Χρυσίππου στοά, καὶ τὸ λύκειον μέχρις ὀνόματος — Brief ohne Ueberschrift in Mich. Psellos Epistolae bei C. Sathas Mesaionike Bibliotheke V, 471. 472.

[3] Sie findet sich in seiner Schrift De Operatione Dae-

Im 12. Jahrhundert, wo die Mirabilien Roms ihre wesentliche Gestalt gewannen, wäre kein anderer Gelehrte mehr berufen gewesen eine Periegese der damaligen Ruinenwelt Athens zu versuchen, als Michael Akominatos, der glühende Bewunderer des Altertums, und der langjährige Bewohner der Akropolis. Er scheint sich mit dieser Aufgabe wirklich beschäftigt zu haben. Denn darauf lassen die Schlußverse seiner Monodie auf den Untergang Athens schließen. Dies Klagelied in Jamben führt in den Verzeichnissen griechischer Handschriften den Titel De pristinae urbis Athenarum dignitate, und Ellissen hält es für identisch mit einer von Labbäus und Fabricius angeführten Schrift über die Unähnlichkeit des damaligen Athen mit dem alten. Er zieht aus den letzten Zeilen der Monodie den Schluß, daß diese Verse überhaupt nur die Einleitung eines größeren Gedichts oder einer Rede gebildet haben, welche die Vergleichung des alten mit dem neuen Athen zum Gegenstande hatte.[1]

---

monum ed. Boissonade, Nürnberg 1838, p. 44 f. περὶ τῶν Ἀθηναϊκῶν τόπων καὶ ὀνομάτων.

[1] Das Gedicht hat den Titel Στίχοι τοῦ σοφωτάτου μητροπολίτου Ἀθηνῶν κυροῦ Μιχαὴλ τοῦ Χωνιάτου ἐπὶ τῇ ἀρχετύπῳ ἀνιστορήσει αὐτῶν, τουτέστι τῆς πόλεως τῶν Ἀθηνῶν. Es ist aus einem Pariser Codex zuerst abgedruckt worden von Boissonade (Anecdota Graeca p. 373); mit deutsch. Uebersetzung von Ellissen [Michael Akominatos S. 142 f.), zuletzt von Lambros in der Ausgabe d. Schriften des Akominatos, II, 397. — Siehe zum Text oben Labbei Nov. Bibl. Mass. Libror. Paris 1653, p. 135: Michaelis Choniatae Atheniensis Metropolitae, Athenarum urbem multum esse dissimilem ab antiqua. In codice regio 2016.

Diese Ansicht aber machen mir die Schlußverse unzweifelhaft; denn sie geben offenbar kund, daß Michael mit einer Darstellung des alten Athen sich zu beschäftigen die Absicht hatte:

Hinsank, zu Grunde ging der ganze Ruhm Athens!
Kein noch so kleines Merkmal blieb davon zu sehn.
Drum ist's verzeihlich, wenn ich, da mir's nicht vergönnt
Der Athenäer vielbesungne Stadt zu schaun,
Ein Bild von ihr in dieser Schrift errichtete.[1]

Aber ein bedauerliches Mißgeschick hat es verhindert, daß wir aus den mittleren Jahrhunderten irgend eine schriftliche Aufzeichnung über die Trümmerwelt Athens besitzen. Die Namen der antiken Götter und Helden, der Weisen, Künstler und großen Bürger sind dort zu jeder auch der dunkelsten Zeit im Volke wie in den Schulen genannt worden, und man hat sie zu jeder Zeit in Denkmälern und Ruinen localisirt. Selbst deren vulgäre Benennung, die ohne Zweifel von Scholasten herstammt, beweist ein wenn auch noch so kümmerliches Fortleben antiquarischer Beschäftigung mit den Ruinen in jener Stadt, deren Herrlichkeit vor Pausanias in so vielen leider untergegangenen periegetischen Werken beschrieben worden war. Ob nun im Mittelalter irgend ein Antiquar noch topographische Notizen über Athen gemacht hat, wissen wir nicht. Erst aus den letzten Jahren des Herzogtums der Acciajuoli oder den ersten der Türkenherrschaft sind dürftige

[1] Συγγνωστὸς οὖκοῦν, εἴπερ οὐχ ἔχων βλέπειν
Τῶν Ἀθηναίων τὴν ἀοίδιμον πόλιν,
Ἴνδαλμα ταύτης γραφικὸν ἐστησάμην.

griechische Schriftstücke an den Tag gekommen, deren Charakter dem der Mirabilien Roms entspricht. Es sind die zwei bekannten Fragmente: der von Otfried Müller entdeckte und von Ludwig Roß herausgegebene Anonymus von Wien (Τὰ θέατρα καὶ διδασκαλεῖα τῶν Ἀθηνῶν), und das kleine Pariser Bruchstück (περὶ τῆς Ἀττικῆς), welches Detlessen entdeckt und in Gerhards Archäologischer Zeitung im Jahre 1862 abgedruckt hat.[1]

Ludwig Roß hat darzuthun versucht, daß der Wiener Anonymus bald nach dem Untergange des fränkischen Herzogtums durch die Türken abgefaßt worden ist. In dieser Schrift wird nämlich vom Herzog (δούξ) Athens im Imperfectum gesprochen, der Türkenherrschaft gar nicht gedacht, und von der Parthenonkirche als von einer christlichen geredet. Dieselbe war also, so scheint es, noch nicht Moschee, als der Schreiber seinen Tractat niederschrieb. Das Jahr, in welchem sie dazu wurde, ist unbekannt.

Die Akropolis behauptete der Herzog Franco, der letzte regierende Acciajuoli, nachdem der Pascha Omar im Jahre 1456 die Unterstadt Athen besetzt hatte, noch fast zwei Jahre lang; dann capitulirte er und zog mit

---

[1] Anonymi Viennensis Descriptio urbis Athenarum, nebst den Briefen des Zygomalas und Kabasilas. — Ein Beitrag zur Topographie von Athen. Besonders abgedruckt aus dem XI. Bande der Jahrbücher der Literatur, Wien 1840. — Und in Ludwig Roß Archäol. Aufs. I, 259, mit Commentar. Dann bei Laborde, Athènes etc., Bd. I. Neuerdings nebst dem Pariser Tractat abgedr. von Curt Wachsmuth, die Stadt Athen I.

seinen Schätzen nach Theben ab, was ihm Mohamed II. in Gnaden als Lehn überlassen hatte.[1] Der Sultan selbst besuchte Athen 1458; er bewunderte die Herrlichkeit der antiken Reste der Stadt und behandelte die Athener mit Milde. Aber ein entdeckter oder vielleicht künstlich in Scene gesetzter Verschwörungsplan reizte ihn zum Zorn; nachdem er Morea überwältigt hatte, kam er wieder nach Athen, im Jahre 1460. Er ließ hier zehn vornehme Bürger nach Konstantinopel abführen, und befahl, den Exherzog Franco umzubringen, was auch in Theben geschah. Aus diesen Gründen darf man annehmen, daß der erbitterte Sultan zu derselben Zeit befohlen hat, die Marienkirche zur Moschee zu machen. Ob sie aber, wie Ludwig Roß geglaubt hat, vorher, d. h. gleich nach dem Abzuge des letzten Herzogs im Jahre 1458, dem orthodoxen Cultus der Griechen zurückgegeben worden war, ist mir doch mehr als zweifelhaft. Der Anonymus spricht nicht davon, während er doch von einem Heratempel an der Kallirrhoe, welchen, wie er sagt, der Herzog zur Gebetkapelle zu benutzen pflegte, zu rühmen weiß, daß sie „jetzt" von den „Gottesfürchtigen", d. h. den orthodoxen Griechen wieder zur Kirche der „allerheiligsten Gottesgebärerin" gemacht worden sei. Wenn aber die alte berühmte Metropole im Parthenon zur Zeit, als er schrieb, dem griechischen Cultus wirklich zurückgegeben war, würde das nicht der Schreiber um so mehr mit national-religiösem Bewußtsein bemerkt haben?

[1] Vor dem October 1458; siehe Hammer, Gesch. des Osman. Reichs, II, 38.

Karl Hopf hat die Verwandlung der Parthenonkirche zur Moschee schon in das Jahr 1458 angesetzt, doch ohne bestimmte Gründe dafür anzugeben; die oben bemerkten Thatsachen machen es aber doch wahrscheinlicher, daß die türkische Besitznahme der Hauptkirche Athens erst im Jahre 1460 oder nach ihm geschehen ist.[1] Vor eben dieses Jahr darf daher die Abfassung der Schrift immerhin angesetzt werden. Ich fasse 1460 als zeitliche Grenzbestimmung auf, und stelle neben diese das wichtige Datum „Jetzt" von der Zurückgabe der christlichen Capelle im sogenannten Heratempel an die Orthodoxen. Diese aber kann nur in Folge des Zusammensturzes der herzoglichen Regierung geschehen sein. Die Griechen kamen in Besitz jener Capelle durch die Erlaubniß der neuen türkischen Gebieter, entweder schon im Jahre 1456, als Omar, der Sohn Turachans, die Stadt Athen besetzt hatte, oder 1458, als durch den Abzug des Herzogs von der Akropolis die Herrschaft des Sultans entschieden an die Stelle der fränkisch-italienischen getreten war.

Im Jahre 1458 legten die Türken eine Besatzung in die Akropolis, und diese Stadtburg Athens war jetzt

---

[1] Siehe L. Roß Archäologische Auff. I, 245 f. Karl Hopf, Gesch. Griechenl. II. Periode S. 128. Laborde, Athènes etc., I, 5, sagt: Le Parthénon devint mosquée, après que la revolte suscitée par Acciajoli eut été apaisée (also 1460). Ihm folgt A. Mommsen, Athenae Christianae, S. 40, wo aber d. Jahr 1459 in 1460 zu verbessern ist. Auch Hertzberg, Gesch. Griechenl. seit d. Absterben d. antiken Lebens, II, 380, Wachsmuth und Michaelis (Parthenon S. 35) sind für das Jahr 1460.

ihre argwöhnisch gehütete Festung, die wichtigste Attikas. Wird man da glauben können, daß sie diese Burg noch zu andern als militärischen Zwecken benutzen ließen? Da hat schwerlich mehr ein Grieche sie betreten dürfen; da ist schwerlich mehr weder lateinischer noch griechischer Gottesdienst im Parthenon gehalten worden; vielmehr hat mit dem Einzuge der Türken auf der Burg jeder Cultus in der Marienkirche aufgehört, bis diese endlich zur Moschee gemacht worden ist. Da ist es auch dem athenischen Scholasten nicht erlaubt gewesen auf der Akropolis umherzugehen. Als er seine topographischen Notizen niederschrieb, bestand aber das Herzogtum nicht mehr. Um Bemerkungen über die Gebäude auf der Burg zu notiren, hat er, ein sicherlich einheimischer Mann, es nicht nötig gehabt, sich wieder an Ort und Stelle zu begeben; es war ihm das alles bekannt und gegenwärtig.

Er sagt bei dieser Gelegenheit, offenbar von den Propyläen sprechend: „gegen die Nordseite hin befand sich die ganze Kanzelei aus Marmor und weißen Säulen gemacht.“[1] Curt Wachsmuth notirt zu dieser Stelle folgendes: „also in dem nördlichen Flügel, d. i. der sogenannten Pinakothek, war die Kanzelei der fränkischen Herzoge eingerichtet.“ Auch Ludwig Roß hat dies so verstanden. Nur ist es befremdend, daß zu dem Wort καγγελαρία vom Schreiber des Fragments nicht hinzugefügt worden ist „des Herzogs“, daß er überhaupt von dem herzoglichen Palast dort nichts sagt, welchen doch Cyriacus wenigstens

[1] §. 10. Πρὸς δὲ τὸ βόρειον κλίτος ὑπῆρχε πᾶσα καγγελαρία ἐκ μαρμάρου καὶ κιόνων πεποιημένη λευκῶν.

im allgemeinen als praecellentis aulae nobilissum opus bemerkt hatte. Was soll ferner das Beiwort „πᾶσα“ zu καγγελαρία bedeuten? Offenbar liegt in ihm der Begriff der räumlichen Ausdehnung. Der ganze nördliche Teil der Propyläen wird als καγγελαρία gefaßt. Aber muß darunter durchaus die fränkisch-herzogliche Kanzelei verstanden werden? Konnte nach der ganzen mirabilienhaften Auffassung des Schreibenden derselbe Begriff nicht auch für eine antik-griechische Bestimmung gebraucht werden? Ebenso gut wie man von einem Arsenal des Lykurg fabelte, konnte man von einer antiken Kanzelei im allgemeinen fabeln. Kurz und gut, ich wollte nur mit dieser Bemerkung andeuten, wie unsicher doch die Schlüsse aus den Notizen des Anonymus auf die Zeitbestimmung derselben sind.

Noch schwieriger ist die Zeit des zweiten sehr geringen Fragments „über Attika“ festzustellen. Gleich am Eingange desselben wird der Akropolis noch das fränkische Zuwort castro gegeben, und dann sofort der Tempel der Pallas Athene, also die Parthenonkirche, mit dem Beiwort τὸ ἰσμαίδ bezeichnet. In diesem türkisch klingenden Wort hat Bursian τσαμί vermutet und Wachsmut ἰσμαγίδιον (Moschee) gelesen. Es wird ferner das noch heute bestehende albanesische Viertel Plaka unter der Akropolis genannt. Es wird einer der Marmorlöwen (am Dipylon) erwähnt, welcher erst im Jahre 1688 von Morosini nebst zwei andern fortgeführt worden ist, worunter sich auch der Piräuslöwe befand. Da dieses kleine Fragment sonst im allgemeinen den Charakter des ersten größeren an sich trägt, und auch in Einzelheiten mit ihm übereinstimmt,

so kann seine spätere Abfassungszeit doch nicht zu weit von der jenes ersten abliegen. Sein Entdecker glaubt die Handschrift noch dem 15. Jahrhundert angehörig. Bursian schreibt dem Verfasser wegen einiger antiker Reminiscenzen, die sich im Wiener Anonymus nicht finden, sogar mehr Gelehrsamkeit zu als diesem.[1] Die Vergleichung beider aber lehrt, daß sie eine gemeinsame Quelle gehabt haben, und diese war sowol die festgewordene Vulgärtradition, als das rohe archäologische Wissen gebildeter Athener. Und gerade deshalb ist die Auffindung des zweiten Fragments wichtig, weil es nicht eine Recension des ersten, sondern ein selbstständiges Stück ist, und dadurch beweist, daß man sich in Athen im 15. Jahrhundert mit einer Stadtbeschreibung beschäftigt hat. Auf beide athenische Stücke aber darf man immerhin den römischen Begriff der Mirabilien übertragen.

Das mittelalterliche Buch von den Sehenswürdigkeiten Roms ist die in der Literatur niedergelegte Anschauung des fortlebenden Römervolks von den Monumenten seiner Stadt; es ruht auf der Grundlage der alten Regionenverzeichnisse. Auf dieser hat sich mit Zuziehung kirchlicher Notizen die städtische Topographie weiter fortgebildet, und so entstanden die Mirabilia Urbis Romae aus amtlichen Daten und vulgärer Legende. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts haben sie ihre literarische Gestalt gewonnen, worauf erst in der Frührenaissance die gelehrte Forschung über die Antiquitäten der Stadt Rom begonnen hat. Ihr

[1] Detlefsen in der Archäolog. Zeitung 1862, S. 378. Bursian ebendaselbst 1863, S. 52 f.

Begründer war Flavius Blondus. Im Jahre 1447 hat dieser ausgezeichnete Mann die Roma Instaurata vollendet, den ersten Versuch wissenschaftlicher Feststellung und Erklärung der römischen Monumente.

Diese Epoche machende Schrift hatte zu ihrer Voraussetzung eine lückenhafte Reihe anderer, welche mit den Regionenverzeichnissen der Kaiserzeit des 4. und 5. Jahrhunderts beginnt, und von der Notitia und dem Curiosium Urbis sich in mehren Gliedern fortsetzt, wie die Verzeichnisse der heiligen Stätten Roms und der Anonymus von Einsiedeln in der carolinischen, die Anfänge der Graphia in der ottonischen Zeit, die Ordines Romani, die ersten Versuche eines Stadtplans, die Mirabilia im 12. und 13. Jahrhundert, die Inschriftensammlungen des Cola di Rienzo, des Dondi, Signorili, des Poggio und anderer.

Nun befand sich in demselben Jahre 1447, wo Flavius Blondus seine Roma Instaurata Eugen dem IV. überreichte, Cyriacus von Ancona, der eben diesem Papst sechs Jahre früher seinen ersten Reisebericht übergeben hatte, zum zweiten Male in Athen, und hier sammelte er Inschriften, und machte er Zeichnungen von Monumenten. Dies zufällige Zusammentreffen zweier Ereignisse in der topographischen Wissenschaft der beiden Hauptstädte der classischen Welt beweist zum mindesten den Zusammenhang geistiger Zeitströmungen. Es ist eine Welle desselben wissenschaftlichen Triebes, die von Rom nach Athen hinüberschlägt, es ist ein italienischer Antiquar, der das antike Athen gleichsam wieder entdeckt. Diese Thatsache hat sich dann so weiter fortgesetzt; denn es sind nicht Athener, nicht Griechen gewesen, welche diese Stadt er=

forscht und ihre Mirabilienlegende in Wissenschaft umgesetzt haben, sondern die Instauration Athens ist durchaus das Werk des Abendlandes: ein verspätetes Werk, wie sich alles in Bezug auf Athen verspätet hat. So gehören auch jene beiden athenischen Mirabilienfragmente erst jener Zeit an, in welcher die Stadt Rom schon zu einer wissenschaftlichen Topographie gelangte. Sie fallen um drei Jahrhunderte später, als die römischen Mirabilien. Eine topographische Wissenschaft Athens aber entsteht erst nach der Mitte des 17. Jahrhunderts aus den Arbeiten der französischen Kapuziner am Lysikratesdenkmal und den Untersuchungen Spons und Whelers.

Da nun jene Mirabilienfragmente Athens der Zeit angehören, wo die antiquarische Forschung durch Cyriacus eben erst auf diese Stadt übertragen worden war, so bin ich der Ansicht, daß die Anwesenheit dieses bedeutenden Mannes dort auf das Entstehen von Versuchen einer Stadtbeschreibung Einfluß gehabt hat. Gelehrte Italiener, wie Aurispa, Filelfo und Guarino, hatten wol Konstantinopel besucht, um dort die griechische Literatur zu studiren, aber wir kennen keinen namhaften Abendländer, der vor Cyriacus aus wissenschaftlichen Zwecken nach Athen gekommen wäre. Dieser der griechischen Sprache mächtige Mann, ein Freund der angesehensten Gelehrten Italiens, erschien in Athen als Repräsentant der Bildung des Abendlandes. Es mußte tiefen Eindruck auf die Athener machen, wenn sie ihn Inschriften abschreiben, Monumente messen und zeichnen, und nach Münzen und Altertümern forschen sahen, die er sammelte.

Seine Zwecke konnte er in der ihm fremden Stadt

nicht ausführen, ohne mit den kundigsten Athenern in Verbindung zu treten. Halbwissende Exegeten werden ihn hier auf seinen Wanderungen begleitet haben. Cyriacus, der die Mirabilien Roms, wie die Forschungen des Flavius Blondus kannte, wird sich bei gebildeten Athenern erkundigt haben, ob schriftliche topographische Wegweiser oder Inventarien der Denkmäler Athens vorhanden seien; er wird dann athenische Antiquare zu solchen Arbeiten ermuntert haben. So kann von ihm immerhin ein Anstoß zu einer antiquarischen Thätigkeit in Athen ausgegangen sein, aus welcher dann, nicht lange nach seinem letzten Besuche dort Schriften entstanden sind, wie jene zwei Fragmente.

Beide erscheinen als Bruchstücke eines größeren Ganzen, das erste einer Stadtbeschreibung, das zweite vielleicht einer geographischen Abhandlung, von der sich nur ein Blatt erhalten hat, worauf von Ruinen Athens geredet wird. Ludwig Roß hielt die mehre Blätter starke Schrift des Anonymus von Wien für den ungeschickten Aufsatz eines Schülers, und Laborde hat vermutet, daß ihr Verfasser kein Athener, sondern ein ausländischer Grieche gewesen ist, der für seine Landsleute einen Wegweiser Athens habe verfassen wollen. Aber es ist doch sachgemäßer zu glauben, daß beide Fragmente die Arbeiten unwissender athenischer Antiquare gewesen sind, die etwa das Inventarium der zu ihrer Zeit bestehenden Denkmäler verzeichnen wollten.

Mehre Jahrhunderte trennen also das Bruchstück der athenischen Stadtbeschreibung von den Mirabilien Roms, und doch erscheint jenes im ganzen Stil und Ton

der Darstellung diesen Mirabilien so nahe verwandt, daß man auf den ersten Blick versucht sein könnte, die Entstehung beider Stadtbeschreibungen, der römischen und der athenischen, in eine und dieselbe Epoche legendärer Anschauung des Mittelalters anzusetzen. Es drängt sich sogar die Frage auf, ob etwa, was bei der langen Verbindung Athens mit Rom und Italien während des fränkischen Herzogtums nicht gerade unmöglich war, Copien der römischen Mirabilien in die Hände athenischer Antiquare gekommen sind und auf ihre Anschauungsweise der Ruinenwelt Athens eingewirkt haben. Aber die Aehnlichkeit mit den Mirabilia Romae erklärt sich hinreichend aus der Gleichartigkeit des Gegenstandes selbst und aus der Mitbeteiligung der Tradition hier wie dort. Die Art endlich, in welcher der athenische Perieget seinen Tractat angelegt hat, ist ihm schon von Pausanias vorgezeichnet; denn auch er wanderte in der Stadt umher und notirte das für ihn Wichtige.

Keine Mittelglieder verbinden diese dürftigen Fragmente mit der Periegese des Pausanias. Sie haben auch keine officielle Grundlage, wie sie die römischen Mirabilien in den Regionarien gehabt haben. Sowol dieser Mangel, als die ganz andere topographische Natur Athens verbot es dem barbarischen Nachfolger des Pausanias (ich spreche hauptsächlich von dem größeren Stück des sogenannten Wiener Anonymus) eine Einteilung in Kategorien zu machen, wie sie die Mirabilien Roms haben, wo mit den Mauern und ihrem Umfange begonnen wird, von den Stadttoren, den Ehrenbogen, den Bergen, Thermen, Palästen, Theatern, heiligen Passionsstätten, den

Brücken, den Kirchhöfen, und dann erst von den einzelnen Tempeln, Säulen, christlichen Monumenten u. s. w. gesprochen wird, bis die Aufzählung in eine breite ungeordnete Stadtperiegese übergeht. Erst diese letzte Masse aber bietet die auffallende Uebereinstimmung mit dem größeren athenischen Fragment.

Nach der Ueberschrift desselben „Die Theater und Schule Athens" zu schließen, hat sein Verfasser die Stadt in diesen zwei wesentlichen monumentalen Gruppen begreifen wollen. Er beginnt mit ihnen, doch alsbald verliert er sich in dem Labyrint verworrenster Notizen. Jene Ueberschrift nun ist im Verhältniß zum Ganzen so unpassend, daß sie kaum vom Verfasser selbst gemacht worden sein kann. Sie würde nur dann Sinn haben, wenn ihr die für Athen wichtigste und umfassendste Kategorie der „Tempel" hinzugefügt wäre.

Der Schreiber dieses Fragments war zu unwissend um Vergleiche mit dem Inventarium des Pausanias anzustellen; er forschte nicht mehr nach dem, was untergegangen war, oder vom Schutt bedeckt lag, wie das Dionysostheater, das Asklepieion, das Odeum des Perikles, oder das Metroon, das Prytaneion, die Agora, die Gräberstraßen im Karameikos, die Mauern, Stadttore u. s. w. Er hat meist nur das Sichtbare verzeichnet, und redet ordnungslos von Monumenten in allen Richtungen der Stadt, vom Stadium jenseits des Ilissus, ja vom entfernten Hymettos, und vom Lykabettos bis zu den Grenzen der Akropolis und zum Hügel des Museion hin.

Im Verhältniß zu den Mirabilien Roms ist es auf-

fallend, daß sich der griechische Perieget mit dem christlichen Athen gar nicht beschäftigt hat. Auch die römische Stadtbeschreibung hat mit Vorliebe die Monumente des Heidentums behandelt, aber das Bedürfniß der Pilger forderte zum mindesten die Aufzählung der heiligen Martyrerstätten, wie der Kirchhöfe im Mirabilienbuch, und die Aufnahme berühmter Legenden, welche Heidentum und Christentum in Verbindung setzten. Daher finden sich dort die Legenden von Augustus und der Sibylle, vom Kaiser Julian und der zu ihm redenden Bildsäule, vom Bau des Pantheon, vom Bau der Basilika S. Pietro in Vincoli, vom Vatican und anderes dergleichen. Dinge solcher Natur konnten sich dem Periegeten Athens nicht darbieten, und auch der Legendenstoff hat sich dort nur spärlich ausgebildet.

Der Stadtbeschreiber Athens hat keine byzantinische oder fränkische Kirchen eines Blickes gewürdigt, obwol zu seiner Zeit die Stadt fast ebenso viel Kirchen und Kapellen gezählt hat, wie das gegenwärtige Rom. Wenn nun auch die meisten kleine, unbeträchtliche Bauwerke waren, so gab es doch immer manche unter ihnen, welche als die hervortretenden Denkmäler des christlichen Mittelalters bedeutend waren und noch heute ziehen sie als solche die Aufmerksamkeit des Forschers an. Babin zählte noch im Jahre 1672 innerhalb der Stadt und draußen im Umkreis einer Millie sogar 300 Kirchen; und noch im Jahre 1832 besaß Athen 130 mehr oder minder zerstörte christliche Heiligtümer.[1]

---

[1] L. Roß, Hellenika I. I, 83.

Der athenische Antiquar war ein strenggläubiger Anhänger des griechischen Glaubens, vielleicht sogar selbst ein Geistlicher. Den Parthenon, das herrlichste Denkmal des Altertums, hat er sogar nur als Kirche der Muttergottes bezeichnet, und diese Metropole war für die christlichen Athener durchaus das, was für die Römer die Basilika des S. Peter gewesen ist. So hoch stand ihr Ansehen, daß der Herzog Nerio I. Acciajuoli in seinem zu Korinth am 17. Sept. 1394 vollzogenen Testament die ganze Stadt Athen mit allem was ihr zugehörte dieser einen Kirche vermachte. Er hat sie dabei nur mit dem Titel der Maria bezeichnet, und weder den antiken Namen des Parthenon noch der Akropolis irgend genannt.[1] So hat auch der athenische Mirabilienschreiber den Namen Parthenon nicht ausgesprochen, wie er auch den der Propyläen und des Erechtheion verschweigt. Da seine Schrift an der Beschreibung der Marmorzelle und des Säulenperistils abbricht, so kann freilich in der Folge der antike Name von ihm noch genannt worden sein. Der Pariser Anonymus hat diesen schon zur Moschee gewordenen Tempel durchaus als den der Pallas Athene bezeichnet.

Eine mittelalterliche Sage fabelte, daß die Parthenonkirche ein Bau des Königs Jason gewesen sei; aber im athenischen Mirabilienfragment wird sie nicht erwähnt. Sie findet sich vereinzelt nur im Liber Guidonis. Statt des mythischen Argonautenheros sind es in der athenischen

[1] Buchon, Nouv. Rech. II, 1. Recueil n. XLVIII. Item lassamo all' ecclesia di S. Maria in Athene la città di Athene con tutte sue pertinentie et ragioni. —

Stadtbeschreibung Apollos und Eulogios, die jene Kirche dem Unbekannten Gotte erbaut haben. Laborde hat diese unerklärlichen Namen auf die byzantinischen Baumeister jener Parthenonkirche bezogen, und neuere Forscher haben an den Judenchristen Apollos erinnert, von welchem die Apostelgeschichte (18, 24; 19) redet. Dem athenischen Antiquar hat die Erinnerung an den Altar des Unbekannten Gottes vorgeschwebt. Mit diesem Titel wurde auch der christliche Parthenon noch lange von Abendländern bezeichnet, welche sogar eine solche Inschrift auf dem Frontispiz des Tempels wollten gelesen haben, bis dies Spon als Fabel erwies. Merkwürdiger Weise hat der Stadtbeschreiber bei dieser Gelegenheit des Apostels Paulus gar nicht erwähnt. Dagegen nennt er den Andreas, wo er von der ersten Agora Athens spricht, und deutet hier eine Legende aus der Apostelgeschichte an.[1]

Aus dieser sparsamen Beziehung auf christliche Legenden darf nicht gerade der Schluß gezogen werden, daß nicht mehrere solcher an andere Locale Athens sich geheftet hatten, wol aber, daß ihre Zahl im Ganzen nicht groß gewesen ist. Der Zusammenstoß des Christentums und Heidentums war in Athen, wo der alte Glaube durch die platonische Philosophenschule sich noch bis in das 6. Jahrhundert hinein erhielt, kein so heftiger als in Rom, und die Umwandlung des heidnischen Athen in das christliche

[1] Siehe über die Kirche S. Andreas A. Mommsen, Athenae Christianae, S. 105, und L. Roß, Archäol. Auff., I, 251. Laborde I, 27.

vollzog sich verhältnißmäßig kampf- und geräuschlos. Es gibt kein unterirdisches christliches Athen, und die dunkle Geschichte der von Sanct Paul dort gestifteten Kirche hat keine welthistorischen Züge. Ihre einzige legendäre Heroengestalt ist der heilige Dionysos vom Areopag. Noch im 17. Jahrhundert wurde an jenem Felsenhügel das Haus dieses ersten Bischofs Athens gezeigt, und daneben ein Brunnen, worin sich der verfolgte Apostel Paulus 24 Stunden lang sollte verborgen haben. Diese Stätten scheinen überhaupt die berühmtesten der christlichen Legende der Athener gewesen zu sein; Babin hebt nur sie hervor, und dieser Jesuitenpater war zugleich der erste Stadtbeschreiber, der neben den antiken Monumenten auch christliche Kirchen Athens aufgezählt hat.

Mit derselben Sparsamkeit hat der athenische Anonymus auch die Profansagen behandelt, welche etwa an antike Monumente im Lauf der Zeit sich geheftet hatten. So erzählt er von fabelhaften zwölf Königen, welche die Königsburg (das Olympieion) erbaut hatten, ferner vom doppelgestaltigen Kekrops, der die Mauern Athens (auf der Akropolis) erbaut, die Heiligtümer innen und außen vergoldet und das Ganze Athen genannt habe. Auch in den Mirabilien Roms wird von den goldenen Mauern des Capitols gesprochen, und das Prädicat „die goldene“ war beiden Städten gemeinsam.

Der Begriff βασιλεύς mit allen seinen auf Ruinen bezogenen Ableitungen gehört der Erinnerung an das Kaisertum der Römer und Byzantiner an, wie auch jener des „Palation“ vom Kaiserhofe Roms stammt, und wol erst von den Franken auf die Ruinen Athens übertragen

worden ist. Sagen von Kaisern und ihren fabelhaften Palästen waren im ganzen weiten Römerreiche verbreitet. In Rom selbst hatte Benjamin von Tudela „80 Paläste der 80 Könige, welche alle Kaiser heißen" zu sehen geglaubt und viel Seltsames davon berichtet.

In den Mirabilien Athens wird für große Ruinen im Allgemeinen der nationale Begriff Basilika mit dem fränkischen Palatia abwechselnd gebraucht. So werden die Propyläen Palation megiston genannt, und das entspricht vollkommen dem Palatium majus auf dem mittelalterlichen Palatin. Man bezeichnete die kolossalen Reste des Olympieion als das Palation überhaupt (oder Basileia, Oikos Basileios) d. h. das Kaiserschloß, oder die Domus Hadriani principis, wie schon Cyriacus vermerkt hat. Das Hadrianstor, welches zu dieser Basileia führte, mit den beiden bekannten Inschriften trug den Namen kamara megisti, was dem römischen Ruinenbegriff camere, camerelle entspricht, und dabei sind vom Stadtbeschreiber nur die Namen Hadrian und Theseus erwähnt. Die Pyle der Agora mit damaligen Resten einer Säulenhalle galt als Palatia des Themistokles. Bei Babin ist der Palast das sogenannte Gymnasium des Hadrian, aber er schwankt, ob er nicht dieselbe große Ruine für den hadrianischen Tempel des olympischen Zeus halten solle. Der erste, der dies Olympieion richtig erkannt hatte, ist Transfeldt gewesen.

Es werden sonst andere Häuser großer Athener des Altertums bemerkt. Sie bilden einen Bestandteil der athenischen Mirabilien, ähnlich wie die Paläste großer Römer in denen Roms. Hier in Rom kannte man auf dem

Palatin nur noch das Palatium majus in Pallanteo monte, und man unterschied nicht mehr die Häuser des Augustus, Tiberius und anderer Kaiser. Man zeigte nicht mehr die Wohnung der Scipionen, des Virgil, des Horaz oder Cato; man bemerkte aber doch Paläste und Gärten wie des Mäcenas, des Sallust, der Pincier, des Octavian, der Domitier, der Laterani, des Präfecten Chromatius und des Euphemianus, und man übertrug den Begriff des Palasts mit pomphaften Kaisernamen auf große Ruinen der verschiedenartigsten ursprünglichen Bestimmung.

In Athen hatte man noch dem Pausanias die Wohnungen berühmter Männer gezeigt, und lange Zeit muß sich die Tradition davon erhalten haben. Wir haben bemerkt, daß man große Ruinen als Paläste auch solcher Athener bezeichnete, die wie Themistokles und Miltiades niemals so prächtige Wohnungen besessen hatten. In unserer Schrift werden als Wohnungen (οἴκημα, οἶκος) die des Thukydides, Solon, Alkmäon genannt, und zwar in der Nähe des Lysikratesdenkmals, der Laterne oder Wohnung des Demosthenes; es sind darunter ohne Zweifel andere choragische Monumente in der Dreifußstraße zu verstehen. Das wirkliche Haus des Themistokles stand im Viertel Melite auf dem Nymphenhügel, und das war dem Bewußtsein der Athener entschwunden, wie die Lage der Wohnungen anderer berühmter Männer in jenem Bezirk und in der Agora.

Es ist auffallend, daß der Anonymus nirgend des Perikles gedacht hat, und doch wurden dem Marquis Nointel antike Reste mit dem Namen „Palast des Perikles"

bezeichnet, als dieser Botschafter Frankreichs im Jahre 1674 Athen besuchte.[1]

Von den unzählbaren Statuen und Kunstschätzen des Altertums war kaum eine Spur mehr in der Erinnerung des Volks übrig geblieben. Einmal nennt der Stadtbeschreiber, nicht weit von den Palästen des Themistokles und in der Nähe der „glänzenden Häuser des Polemarchen", Bildsäulen des Zeus (ἀγάλματα τοῦ Διός). Unter der Wohnung des Polemarchen hat Ludwig Roß und mit ihm Wachsmuth das sogenannte Gymnasion des Hadrian verstanden, wo zur Zeit der fränkischen Herzoge und auch der Türken die Residenz des Stadtgouverneurs gewesen sein soll.[2] Unter den Statuen des Zeus aber wollen dieselben Gelehrten die beiden Telamonen oder Atlanten verstehen, die noch heute auf jenem Local gesehen und auch als Eponymen bezeichnet werden. Keine andere Bildsäule hat der Anonymus bemerkt, nur daß er in dunkler Weise gewisse Sculpturen in Relief andeutet.

Zu seiner Zeit war demnach von dem öffentlichen Bildsäulenschmuck der Stadt Athen nichts mehr erhalten, und auch die Grabdenkmäler am Dipylon im äußeren Kerameikos bedeckte längst der Schutt. Die Erinnerung an die Athena Promachos und Parthenos, an den Zeuscoloß im Olympieion, an die Tausende von Statuen und Weihgeschenken auf der Akropolis wie in der Stadt war

---

[1] Depesche Nointels Athen 17. Dec. 1674, bei Laborde I, 122: ayant passé sous les beaux restes du palais de Periclès et auprès de la chapelle du tombeau de Socrate.

[2] Siehe auch A. Mommsen, Athenae Christianae, S. 114.

völlig erloschen. Nur einmal fabelt der Stadtbeschreiber von einem Agalma der Athene und einem andern des Poseidon, die er auf die zwei choragischen Säulen über dem Dionysostheater versetzt statt der Dreifüße, welche sie ursprünglich getragen haben; und auch von dem Gorgoneion an der Burgmauer weiß er noch etwas aus dem Pausanias.

Dieselbe Vergessenheit bedeckt die Gemälde Athens; selbst in jener Stelle, wo der Anonymus in oder bei den Propyläen von einer Stoa ἐν ποικίλῃ ὡραιότητι περικεχρυσωμένῃ redet, darf man schwerlich glauben, daß ihm eine dunkle Erinnerung an die Stoa Poikile vorgeschwebt hat. Er nennt nirgends einen Künstlernamen. Phidias und Praxiteles waren in Athen verschollen, während man ihre Namen zu Rom an die colossalen Rossebändiger in den Thermen des Konstantin geheftet hatte, von denen das römische Mirabilienbuch als von großen die Zukunft weissagenden Philosophen eine bekannte Legende zu erzählen wußte. Rom war überhaupt darin glücklicher als Athen, daß es einige berühmte Statuen des Altertums bewahrte, wie die bronzene Wölfin und die Reiterfigur des Marc Aurel; und nur wenige Decennien nach der Abfassung jener athenischen Fragmente begann man im römischen Capitol das erste Museum anzulegen.

Auch die Erinnerung an die musischen und dramatischen Künste scheint in Athen nur noch schwach fortgelebt zu haben. In den Mirabilien Roms nimmt die Gruppe der Theater einen eigenen Paragraphen ein; es werden darin die alten Theater und Circus in nicht zu barbarischer Verwirrung zusammengestellt. In Athen gab es

an Gebäuden dieser Gattung: das berühmte Dionysostheater, das Odeum des Perikles, das des Herodes Atticus, das Stadium des Lykurg über der Ilissosbrücke, welches jener große Wolthäter Athens mit marmornen Sitzen ausgestattet hatte, und das von Agrippa im Kerameikos erbaute Agrippeion. Das Stadium allein hatte sich im 15. Jahrhundert so weit erhalten, daß es der Anonymus verzeichnen konnte. Er hat ihm den Namen des Theaters gegeben (τὸ τῶν Ἀθηνῶν θέατρον κύκλῳ περιεχόμενον); es galt ihm schlechtweg als das Theater Athens, wie in Rom schon vor Cassiodor das Theater des Pompejus wesentlich Theatrum Romanum genannt worden ist. Aber das Bewußtsein von der wahren Schaubühne Athens war dem Antiquar entschwunden; das Dionysostheater lag im Schutt; doch einige noch hervortretende Reste desselben nannte er die Schule (διδασκαλεῖον) des Aristophanes. Da vom Odeum des Herodes Atticus noch große Trümmer am Südwesthange der Akropolis aufrecht standen, so konnten sie nicht unbemerkt und unbenannt bleiben; wie es scheint hat der Stadtbeschreiber darin die Paläste des Miltiades und eines Kleonides verlegt.[1]

Von dem höchsten Wert für jeden Athener mußte die Erinnerung an die großen Weisen der Vorzeit sein. Es entstand deshalb die antiquarische Kategorie der Schulen (Didaskaleia); sie ist nur den Mirabilien Athens eigen, die römischen haben sie begreiflicher Weise nicht, sondern nur die Erinnerung an die alten Bibliotheken, deren Zäh-

[1] C. Wachsmuth S. 733. Bursian in der Archäolog. Zeitung 1863, S. 53. L. Roß, l. c., S. 263.

lung aus der Notitia entliehen ist. Der athenische Anonymus beginnt sogar seine Schrift mit der Akademie, die er in einen Bezirk der Basiliken oder großen Ruinen verlegt; die zweite Schule ist für ihn sonderbarer Weise die Eleatische in Ampelokipi; es folgt drittens noch das Didaskaleion Platons im Garten; viertens das des Polyzelos auf dem Berge Hymettos; endlich das des Diodoros in dessen Nähe. Schon aus diesen beiden unbestimmbaren Namen geht hervor, bis zu welchem Grade barbarisch die Unwissenheit der Athener geworden war. Selbst die Bestimmung der berühmten Akademie ist so verworren, daß sie erst als solche überhaupt in einem ungewissen Bezirk der Basiliken, dann als Didaskaleion Platons in dem Paradeisos oder Garten auftreten muß. Der Pariser Anonymus verlegt die Schule (σχολεῖον) des Platon in die Akademie, welche er nicht localisirt. Einer Vulgärtradition gemäß versetzte sie Babin in einen Turm, eine halbe Meile von der Stadt, eine Viertelmeile vom Hymettos entfernt, also in den Gärten von Ampelokipi, dem alten Alopeke.

Ebenso unbestimmbar war das Lykeion des Aristoteles geworden; mit diesem Namen hat es der Pariser Anonymus verzeichnet als gelegen ein wenig unterhalb der marmornen Sonnenuhr an der behauenen Felswand über dem Theater. Er hat das Local bestimmt durch die beiden choragischen Säulen über der Grotte (Panagia Chrysospeliotissa), und da auch der Wiener Anonymus das Didaskaleion des Aristoteles, wie er das Lykeion nennt, unter jenen Säulen ansetzt, so hat man im 15. Jahrhundert dasselbe in einer Ruine am Dionysostheater zu

sehen geglaubt. Im Widerspruch dazu steht freilich das „Studium des Aristoteles", welches dem Cyriacus in den Resten der hadrianischen Wasserleitung gezeigt wurde.

Die Halle der Stoiker und die Schule der Epikureer werden in großen prächtigen Bauwerken der Akropolis angegeben, von denen es ungewiß ist, welche Teile der Propyläen damit bezeichnet sind, oder ob dabei an das Erechtheion zu denken ist.[1] Denn diese beiden Namen werden ebensowenig mehr genannt, als der Parthenon. Auf derselben Akropolis wird ein kleines Didaskaleion als die von Pythagoras gegründete Musikschule bezeichnet, und da sie als am Eingange gelegen geschildert wird, so ist sie vielleicht der Niketempel.

Es werden sodann die Schulen der Kyniker und Tragiker beieinander genannt, auf unbestimmbaren Localen in dem westlich von der Akropolis gelegenen Bezirk; ferner das Didaskaleion des Sokrates, wofür der Turm der Winde galt, welcher außerdem auch als Tempel und Grab desselben Philosophen ausgegeben wurde, und auch Sophokles wird mit einer Schule beehrt. Euripides ist leer ausgegangen; Demosthenes lebt im Denkmal des Lysikrates fort, und die Rhetoren im Allgemeinen werden nach einem Tempel (βωμός) verwiesen, nach welchem sie kamen um den Pankratiasten und olympischen Siegern die Leichenrede zu halten. In diesem Bomos hat, gemäß der ihm vom Anonymus gegebenen Lage, Ludwig Roß den Tempel des Ares oder sogenannten Theseustempel erkannt. Die Stelle

[1] Der Anon. von Paris versetzt das Scholeion der Stoiker in die Basilika.

des griechischen Stadtbeschreibers erinnert mich an die Phrase der römischen Mirabilien vom Templum Martis, ubi elegebantur Consules in kalendas Julias, et morabantur usque in kalendas Januarias, und dort sollten dann die römischen Sieger die Schiffschnäbel aufgestellt haben.

Viele andre große Namen Athens fehlen; keine Spur ist geblieben von den letzten Sophisten und neuplatonischen Philosophen und ihren Hörsälen, von Herodes Atticus, Proäresios, Himerios, von Priscus, Proklos und andern, welche der hingeschwundenen Stadt Solons noch bis zum Ende des 5. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung eine wissenschaftliche Bedeutung als Universität gesichert hatten. Keine Erinnerung lebt mehr an die Panathenäen, die Eleusinien, und den alten Götterpomp Athens, keine mehr an die musischen Wettkämpfe, an die Pnyx und die Volksversammlungen oder an die Richtertribunale. Nur der Areopag wird noch in Verbindung mit dem heiligen Dionysos genannt. Freilich haben wir immer nur ein Fragment vor uns, und können deshalb nicht das ganze Gebiet localer Erinnerungen des Schreibers übersehen. Es geht aber doch wol aus dem Vorhandenen hervor, daß der Verfasser von der Ruinenwelt Athens nicht mehr viel zu sagen wird übrig gehabt haben.

Es reizte mich, die topographischen Fragmente Athens mit den Mirabilien Roms zu vergleichen; und nichts mehr als dies zu thun, war meine Aufgabe. Was alle, welche sich mit den letzteren beschäftigt haben, wissen, nämlich daß aus ihnen sehr wenig für die topographische Wissenschaft Roms zu gewinnen ist, dasselbe erklären auch die

Forscher in der Topographie Athens von dem Werte der athenischen Fragmente in Bezug auf diese Stadt. Wichtig wäre aber, festzustellen, ob es irgend Mittelglieder zwischen Pausanias und jenen Fragmenten gegeben hat. Bis heute ist nichts davon entdeckt worden.



Aus der Landschaft Athens.

1880.



Am Morgen des 23. April wollten wir, in Gesellschaft liebenswürdiger Landsleute, von Athen nach Chasiá fahren, die Burg Phyle zu sehen und den Parnés kennen zu lernen. Wir genossen erst das entzückende Schauspiel, welches die Akropolis darbietet, wenn die Horen des jungen Tages ihre steilen Felsenwände und die Marmortempel droben mit dem Frühlicht verklären. Die Morgenröte ist hier wirklich die rosenfingerige Eos des Homer. Sie erhebt am Horizont einen crocusfarbenen Schein, aus welchem Purpurstralen fächerartig emporschießen. Wenn Guido Reni dies attische Phänomen gesehen hätte, so würde er seiner Aurora und den andern Lichtgöttern eine minder derbe Gestalt gegeben haben.

Ich war verwundert, vor der Thüre des Hotels drei Gensdarmen neben ihren Pferden halten zu sehen. Sie standen da wie Statuen, stumm und regungslos, und keineswegs so ideal wie Reiterfiguren vom Fries des Parthenon. Man sagte uns, daß sie von der Stadtpolizei zu unserer Begleitung beordert seien; denn jede Ausfahrt Reisender überwache dieselbe seit jenem Mordanfall auf die unglücklichen Engländer bei Marathon, welcher die öffentliche Sicherheit des Landgebietes Athens

in der ganzen Welt verrufen habe. Die Absicht war lobenswert, aber die Vorstellung, uns auf den geweihten Fluren Attikas von Gensdarmen begleiten zu lassen, erschien uns so ungeheuerlich profan, daß wir die Reiter dankend entließen. Dies konnten wir um so mehr, als kein Raubanfall seit einigen Jahren hier irgend hörbar geworden war, und zur Ehre des Landes will ich bestätigen, daß man heute in ihm überall „mit dem Golde auf der Hand" sicher sich bewegen kann.

Der säumende Wagen ließ uns Zeit, das Erwachen Athens zu beobachten. Es bietet freilich weniger Stoff zur Betrachtung dar, als das erwachende Rom, Neapel, London und Paris; denn kein berühmter Ort in der Welt ist noch so erst werdend wie Athen. Niemals wurde ich mir dessen mehr bewußt als in der Morgenfrühe, wenn die ärmlichen Läden in der Hermesstraße sich aufthun, wenn die wenigen Kaffeetrinker sich vor die Gasthäuser hinsetzen, die Zeitungsläufer die Tagesblätter ausrufen, und die zehn oder zwölf Fiaker auf den Schloßplatz gefahren kommen. Der von uns bedungene Wagen erschien nicht — endlich rollte er von der Stadionstraße her über den Platz; aber in ihm saß behaglich ein Usurpator unserer Rechte, und mit bronzener Stirn trabte der Fuhrmann an uns vorüber, ohne nur auf unsere Winke und Anrufe zu achten. Wir selbst verschuldeten diese graeca fides, weil wir versäumt hatten, den Mann durch eine Caparra zu verpflichten, welche auch in Athen üblich ist, wie an solchen Orten Italiens, wo sich noch das alte Institut der Vetturini erhalten hat. So kamen wir um eine Stunde der kostbaren Zeit, und erst um 7 Uhr

konnten wir auf einem andern Wagen unsere Fahrt antreten.

Wir nahmen unsern Weg durch die neuesten Stadtviertel Athens, die sich vom königlichen Schlosse her nach dem Lykabettos hinaufziehen, wo die Luft frisch und bewegt ist, während das unpraktisch angelegte Ottonische Athen die Niederung auf der Nordseite der Akropolis einnimmt und hier leider große Teile der antiken Stadt für immer überdeckt. Es wäre besser gewesen, hätte man das neue Athen von vornherein am Lykabettos angelegt, oder, wenn es einmal tiefer stehen sollte, die vom Seewind bestrichene Südseite unter der Akropolis gewählt, wo einst die Altstadt (ἄστυ) der Athener gelegen war. Aus der schönen Stadionstraße gelangten wir auf den Platz der Eintracht. Hier etwa endet das städtisch civilisirte Athen und beginnen geringere vorstadtartige Gebiete, aus denen man in die offene Landschaft gelangt. Wege führen auf dieser Seite nach Patisiá, nach Menidi, nach Chasiá und weiter links nach Eleusis und zum Piräus. Wir nahmen die Fahrstraße nach Chasiá, einen wenig belebten Landweg, der direct nach Phyle führt.

Nahe zur Linken liegt der Kolonos; so heißen jetzt zwei kleine Felsenhügel, welche die Lage des alten Demos dieses Namens bezeichnen, wo einst die Heiligtümer des Poseidon Hippios, des Prometheus, des Theseus, des Oedipus und der Eumeniden sich befunden haben. Sophokles war in diesem Gau geboren. Mit Reben, mit Lorbern und Oliven bedeckt, vom Lied zahlloser Nachtigallen durchtönt, nennt die Antigone des Trauerspiels den Kolonos. Dies paßt heute wol noch auf die Gärten

und den Oelwald in der Nähe, nicht auf die nackten Felshügel selbst.

Zwei Grabstelen von Marmor stehen auf dem kleinern, und nahe ragt eine einsame Cypresse. Welche classische Grabstätte, um wie viel weihevoller als selbst der schönste Ort auf dem berühmtesten Friedhof im Abendlande, jenem an der Pyramide des Cajus Cestius in Rom! In Sophokleischer Erde, auf der tragischen Scene, wo Oedipus am Hain der Eumeniden in den Hades versunken ist, ruhen im Angesicht Athens zwei berühmte Gelehrte, Repräsentanten der einzigen namhaften Wissenschaft, die noch auf den Trümmern Athens ein einheimisches Leben hat. Diese Glücklichen sind ein Deutscher und ein Franzose, Otfried Müller und Charles Lenormant. Beide sind in Athen gestorben, der eine im Jahre 1840, der andere 1859. Auf der Grabstele Lenormants steht in griechischen Versen geschrieben, daß der Demos Athens sein Herz hier auf dem Kolonos bestattet habe. Das Herz Otfried Müllers hat der Erde Athens wol inniger und eigener zugehört, als das des Freundes Champollions. Welcher Deutsche steht hier, ohne an das grausame Schicksal zu denken, das unserm Winckelmann den blutigen Tod und das unclassische Grab in Triest statt im Pantheon Roms gegeben hat!

Platon gesellt sich hier zu Sophokles, denn nahe am Kolonos lag die Akademie. Elektrisch berührt das Gemüt des Wanderers die Atmosphäre, in welcher ihm die Gestalten der idealsten Geister Griechenlands heimisch und gleichsam persönlich entgegentreten. Und so ist es ja überall auf dem Boden Athens. Auf dem Boden des

großen Rom verzehrt die kosmopolitische Luft das Persönliche; das Ereigniß und sein Weltbezug ist dort gewaltiger als die geschichtliche Individualität. Aber in der räumlich beschränkten Geisteswelt Athens ist das Ereigniß das Geringere, das Höchste der Mensch selbst in seinem eigensten idealen Selbst. Man geht hier umher wie in einer Götterversammlung. Was ich sagen wollte, liegt ausgedrückt in der „Schule von Athen", die Rafael im Vatican gemalt hat. Ich fragte mich oft, welche Empfindung in den heutigen Athenern mächtiger sein müsse, die Wonne oder die Pein, auf den Trümmern der Vorwelt fortzubauern, von deren großen Menschen sie eine Kluft trennt, die durch keine andere dem Altertum nachgefolgte Civilisation ausgefüllt worden ist. Dies freilich war nicht ihre Schuld.

Um das alte Athen legte sich geschichtslose Wüste, während über den Ruinen Roms eine zweite Weltcultur sich entfaltet hat. Ja die armen Athener, welche gegen so viele Hindernisse ihrer Entwickelung zu neuem Leben mutig ankämpfen, haben es bitter schwer, hier nicht zu verzagen. Sie sind noch obenein so naiv gewesen, die Straßen Neuathens, die nichts erlebt haben, ja selbst die armseligsten mit den erhabensten Namen des Altertums zu bezeichnen. In dem Enthusiasmus ihres wiedererworbenen Rechts, Hellenen zu sein, haben sie wie Geisterbeschwörer ihre leeren Gassen mit den großen Todten bevölkert, und von den Göttern des Olymp und den Heroen der Mythe abwärts durch die ganze antike Geschichte der Stadt des Kekrops gibt es kaum einen glänzenden Namen, mit dem nicht eine Straße benannt ist: Athene,

Theseus, Kodros, Solon und Perikles, Themistokles, Sophokles und Phidias, Euripides, Platon, Aeschylos, Demosthenes und hundert andere mehr. Das Volk in Athen ist aber doch geistreicher als sein Gemeinderat; denn es nimmt von diesem Namenprunk, von Straßennamen überhaupt niemals Notiz.

Es ist gut, daß der Kolonos und seine Umgebung noch durch keine Neubauten entweiht sind und noch nicht moderne Gassen enthalten, mit Namen auf ihren Ecken, etwa wie Schwelle des Hades, Oedipus, Antigone, Ismene, Theseus, Kreon und Polyneikes, sondern daß sie der Verwilderung der Natur überlassen sind. Man denke sich hier Dampfschornsteine rauchen, Maschinenräder rasseln, oder Krapp- und Tabackspflanzen angebaut. Das wäre noch unerträglicher als die Vorstellung des möglichen Kartoffelbaues auf der Campagna Roms, welche einst Wilhelm von Humboldt so sehr erschreckt hatte. Aber Geduld, es kommt auch für Athen eine Zeit, wo das nichts verschonende Leben die geweihten Stätten des Altertums nutzbar machen wird. Was uns noch heilig gilt, wird das auch später noch heilig sein? Wir heute Empfindenden sind noch die Kinder der Renaissance. Erst gestern lebten Winckelmann, Heyne und Wolf, Lessing und Goethe. Unsere idealistische „Griechheit" wird ein späteres Geschlecht von Utilitariern kaum noch verstehen, oder etwa nur so weit, wie wir heute die Begeisterung der Kreuzzüge verstehen. Die Reliquien der Atriden werden diesem Geschlecht keine größere Gemütsbewegung zuziehen, als uns heute das Skelet eines Megatherions der Urwelt. Wir aber weinen noch um Hekuba. Die Entdeckungen in Ilium

und Mykenä und in Olympia haben uns so tief aufgeregt, wie die Zeitgenossen der Renaissance im 15. und 16. Jahrhundert die Auffindung des Laokoon oder der antiken Mädchenleiche auf der Via Appia in Rom. Ein Beweis, daß wir Heutigen trotz Dampf und Maschine noch in der Strömung des Humanismus stehen, welche erst aufhören wird, wenn nichts Wichtiges vom Altertum mehr auszugraben und nichts besonders Neues mehr von ihm zu sagen übrig bleibt. Wir haben noch etwas Zeit damit; doch ist dies schon wahrzunehmen, daß die humanistischen Studien mit jedem Tage mehr von den realistischen Bedürfnissen verdrängt werden.

Von der Terrasse des Niketempels an den Propyläen sah ich öfters, in Betrachtung der Landschaft Athens versunken, die neue Zeit auch hier heranziehen: in Gestalt nämlich des ersten und einzigen Eisenbahnzuges, der sich überhaupt durch das Land der Griechen bewegt. Nichts Seltsameres, als diese ersten schüchternen Schritte zu sehen, welche der alte Prometheus hier in der neuen Cultur versucht. Ein Zug von vier oder fünf provisorisch aussehenden Waggons, von der Locomotive Apollon geführt, fährt vom Piräus an den Resten der langen Mauern hin und erreicht sein Ziel in 13 Minuten am primitiven Bahnhof. Dieser ist im Kerameikos nahe beim Dipylon aufgestellt, nahe den Gräbern alter Athener, den Stelen und Marmorsarkophagen, den wundervollen Grabreliefs des Dexileos und der Hegeso, die dort an der Hagia Triada aus der Erde auferstanden sind. Als ich den Zug erblickte, erinnerte ich mich, daß ich vor Jahren Zeuge auch des ersten Eisenbahnzuges gewesen bin, der die Cam=

pagna Roms durchfahren hat, längs den Resten der antiken Aquäducte Claudia und Marcia. Ich erinnerte mich zugleich, daß vor nun zwei Jahren die ehrwürdigen Mauern des Servius Tullius auf dem Esquilin nur mit Mühe und Not, und wol nur auf Zeitfrist, vor der Zerstörungswut der römischen Eisenbahnverwaltung gerettet werden konnten, welche sie durchaus mit gutem Grunde, als den Bahnhof hindernd, beseitigen wollte. Jene römische Locomotive hat seither den Vatican erstürmt und das Mittelalter Roms zersprengt.

Leake zählt in seiner Topographie Athens die Akademie des Platon zu den Orten, für deren sichere Bestimmung Geschichte und Augenschein zusammentreffen; das aber ist doch nur allgemein richtig. Der neueste Topograph der Stadt Athen, Curt Wachsmuth, erklärt, daß die Akademie Platons nur ungefähr localisirt sei. Keine Spur haben wir mehr weder von den Heiligtümern, die noch Pausanias auf dem Wege dorthin gesehen hat, noch von dem Garten des göttlichen Philosophen selbst, dessen Stelle man in der Nähe des Kolonos sucht, noch von seinem Museion, oder seinem Grabe. Gerade in diesem Gebiete, wo jene großen Genien lebten und lehrten, welche den Menschengeist in die höchsten Sphären des Ideals erhoben haben, hat der menschenverachtende Pessimist Timon seine Behausung gehabt. Den Turm (Πύργος) des Timon, jenes Mannes, „welcher allein gewußt hat, daß es keine Weise glücklich zu sein gibt, als diese, die andern Menschen zu fliehen", hat noch Pausanias in der Nähe des Kolonos gesehen. In Wahrheit, geistreicher konnte der Zufall nicht die Contraste verbinden, in welche die philosophische Ansicht vom

Werte des Menschendaseins auseinandergeht. Wenn es wirklich Contraste sind! Denn hier auf dem Kolonos überkam ja auch den hohen Geist des Sophokles die Stimmung des timonischen Pessimismus, sodaß er den Chor die berühmte Strophe singen ließ:

Nie geboren zu sein, ist der
Wünsche größter; und, wenn du lebst,
Ist der andere, schnell wieder
Dahin zu gehen, woher du gekommen.

Timon von Athen ruft aus dem fernsten Britannien, von dessen Dasein kein Grieche irgend Kunde gehabt, die Gestalt Shakspeare's herbei, und als ebenbürtig gesellt sie sich zu dem Schatten des großen Sophokles. Auch durch den „Sommernachtstraum" ist der Name Shakspeare's mit Athen, ich möchte sagen geradezu mit diesen Olivenhainen am Kolonos verbunden. Denn wollte man für die phantastischen „Waldscenen bei Athen" in jener wunderbaren Dichtung nach einem wirklichen Local suchen, so würde sich nur dieses hier nahe bei der Stadt denken lassen, in der Niederung des Kephissos, der fruchtbarsten und für Olivenwaldung am meisten geeigneten.

Die Vorstellung, welche in seiner Zeit Shakspeare vom wirklichen Athen haben konnte, mußte mehr als dunkel, ja völlig mythisch gewesen sein. So war sie noch nicht weder bei Chaucer, noch bei Dante und Boccaccio. Alle diese Dichter haben den alten Theseus „Herzog von Athen" genannt, und zur Zeit eines jeden von ihnen bestand geschichtlich ein Herzogtum Athen, und gab es wirkliche Großherren und Herzoge dieser Stadt. Boccaccio

zumal war mit deren Zuständen bekannt als Freund der Acciajuoli. In einer seiner Novellen („Giornata", II, VII) hat er auch das wirkliche herzogliche Athen zur Scene der Handlung gemacht. Theseus, der „Herzog von Athen" im „Sommernachtstraum", ist wol eher ein Reflex aus den genannten Dichtern, als noch eine undeutliche Erinnerung an jenes fränkische Herzogtum, welches nach seinem Untergange durch die Türken im Jahre 1458 im Abendlande vergessen war. Erst 14 Jahre nach dem Tode Shakspeare's wachte die Kunde von dem verschollenen Athen (onde ogni scienza disfavilla) in Europa langsam wieder auf, nachdem der französische Gesandte Des Hayes die Stadt des Theseus besucht und von seiner Reise einen flüchtigen Bericht gegeben hatte.

Der berühmte Olivenwald zieht sich noch als ein grüner, doch nicht dichter Gürtel von den phalerischen Ufern herauf. Ich nehme an, daß diese Pflanzung alt ist und sich immer wieder erneuert hat. In dem herrlichen Chorgesang des „Oedipus auf Kolonos", wo der Dichter den Hain und die Blumenpracht seines „glänzenden" Geburtsortes preist, rühmt er auch vom „schlummerlosen" Kephissos, daß er die breiten Fluren des Landes befruchte, und er gesellt zu diesem Preise sofort das Lob des bläulich schimmernden Oelbaums, der ohne Pflege kraftvoll in dieser Landschaft gedeihe.

Sulla hat zuerst die mörderische Axt an die ehrwürdigen Haine der Akademie gelegt, und mehrmals haben sie im Laufe der Zeit Verwüstungen erlitten; Antigonos hat den Tempel des Poseidon und den heiligen Hain verbrannt. Die Chronik der Anargyri berichtet, daß die

catalanische Bande, welche im Jahre 1311 Athen einnahm und plünderte, auch die Olivenhaine am Kolonos zerstört habe. Diese Chronik ist ein gefälschtes Machwerk; aber trotzdem darf man solchen Frevel Eroberern zutrauen, welche viele Jahre lang ihr abenteuerliches Heldenleben durch Raub und Plünderung griechischer Provinzen gefristet und diese bis vor die Tore Konstantinopels wüste gelegt hatten. Indeß, die heiligen Haine hier überlebten selbst die Rachewut der letzten türkischen Gebieter, und sie sind noch immerhin als Nachschößlinge antiker Oelwälder zu betrachten. Ihre stete Forterzeugung in allen trostlosen Jahrhunderten der Versunkenheit Athens hat etwas Ergreifendes; denn sie dauern hier als eine gesetzmäßige Erscheinung der Natur, so unaustilgbar, wie die Formen des attischen Felsenbodens, und ich will trotz Fallmerayer sagen, auch der hellenischen Race. So ist das Wort des göttlichen Dichters doch wahr geworden, der in jenem Preisgesange des Chors gesagt hat, daß niemals ein feindlicher weder alter noch junger Heerfürst den Oelbaum dieser Landschaft tilgend verheeren solle, weil mit ewig wachem Blick schirmend auf ihn niederschauen Zeus Morios und Athena.

Auch der Kephissos, welcher den Olivenwald in seiner ganzen Länge durchfließt, hat wol niemals seine gewundene schmale Felsenrinne verändert, wenn er auch im Altertum, ehe die Entwaldung der Berge Attikas Fortschritte machte, reichlicher geflossen ist. Er allein hat rinnendes Wasser, wenn die schwachen Adern im steinigen Bette des kleineren Ilissos sammt der spärlich tropfenden Quelle Kallirrhoe versiegt sind. Er hat dessen genug, um die Kanäle zu füllen,

welche in die Gärten der Vorstädte geleitet sind, wo jetzt der Pfirsichbaum in üppiger Blüte steht. Der Kephissos schmückt, gleich seinem Zwillingsbruder Ilissos, seine schwärzlichen Uferränder mit einem entzückenden Flor von Anemonen, die vom tiefsten Purpurrot glühen. Von solcher Farbe sah ich keine in Italien, auch nicht in der Villa Doria Pamfili bei Rom, die durch ihre Anemonen weltberühmt ist. Die Lorbeerrosen am Flusse sind jetzt noch blütenlos, aber überall wuchert die zarte Viole. Sie wächst so massenhaft in der attischen Landschaft, zumal an den Meergestaden, daß ich erst hier verstehe, warum die alten Dichter vom „veilchenbekränzten" Athen reden.

Wir überschritten den Kephissos auf einer Brücke nahe bei den Orten Levi und Sepolia, und hatten nun den freien Anblick des Pedion, der Ebene Athens. Sie wird von herrlichen Gebirgsreihen umschlossen. Westwärts steht der dunkle Aegaleos, der sich zur Bucht von Salamis absenkt und die Ebene Athens von der eleusinischen trennt. Der weiße Fahrweg, den wir dort sehen, ist die heilige Straße, die durch den Paß Daphni im Korydallos nach Eleusis führt. An den Aegaleos grenzt nordwärts der Parnés, das höchste Gebirge Attikas, dessen kahle Gipfel noch Schnee bedeckt. Dorthin, wo sich beide berühren, geht unsere Straße nach Phyle. Ein hohes mächtiges Felsenhaupt wird sichtbar: es ist das Harma, welches von seiner wagenstulartigen Form den Namen hat. Die andere Fahrstraße, die östlich zum Parnés hinzieht, ist die von Dekeleia, dem zweiten Paß, der neben jenem Phyles nach Böotien an die Ufer des Asopos führt. Südöstlich steht der marmorreiche Brilettos oder Pentelikon, das

schönste Gebirge Attikas. Er ist in dieser Landschaft, was das Sabinergebirge mit dem Monte-Gennaro in der Campagna Roms, ihr classisch geformter Abschluß. Gleich einem hochgeschwungenen Tempelgiebel ragt seine Marmorpyramide in der ätherklaren Luft glanzvoll über den Gefilden Athens. Wie die Sabinergebirge durch ein tiefes Tal, die uralte Völkerstraße nach Campanien, von den Albanerbergen getrennt sind, so scheidet hier eine geringere Einsenkung die Ausläufer des Parnés von dem Pentelikon; es ist der Paß nach Marathon, Trikorythos und Rhamnus. Zu den südöstlichen Meeresküsten senkt sich der ganz kahle Hymettos hin, einst, als er noch blühende Wälder trug, berühmt durch seine Bienenschwärme. Auf seiner Sunion und dem Meer zugekehrten Seite hat er prächtig gegliederte Formen; doch Athen gegenüber lagert er sich als eine einförmige, die Landschaft bedrückende Wand, ähnlich dem Gargánus bei Manfredonia. Nur wenn der Abend seine starren Felsenmassen in Purpur taucht, macht den Hymettos das Licht, nicht seine Form schön.

Dies ist die Umrahmung des Pedion Athens. Sie läßt südwärts den Blick auf die Küsten und das Meer mit seinen Inseln frei. Aber in dieser großen Ebene erheben sich noch nahe bei Athen Reihen mittlerer Felsenhügel. Die nackten Turkovuni (vielleicht der Anchesmos im Altertum) und ihr charaktervoll aufragendes Vorgebirge, der steile braune Obelisk des Lykabettos, bilden mit den Felsenmassen der Akropolis, des Areopags, des Philopappos, der Pnyx, des Nymphenhügels, welche alle sich zueinander senken und zusammenhängen, einen Ring von ganz kraterförmigem Ansehen. Dieser Ring ist mehr-

9*

mals durchbrochen; wo er nordwestlich auseinandergeht, wird die attische Ebene frei, welche sich längs dem Parnés und dem Aegaleos zum Meere senkt; wo er sich zwischen Lykabettos und der Akropolis auflöst, dehnt sich eine Hochfläche aus, und diese setzt sich über dem Ilissos fort, um dann zu den Ufern des alten und neuen Phaleron abzusteigen.

Keine mehr plastischen Formen sind irgend denkbar als diese der Umgebung Athens. Die Natur hat hier Land und Meergestade in der reichsten Fülle der Gestalten wie mit dem Meißel ausgearbeitet, und diese Landschaft zur Wohnstätte der bildenden Kunst gemacht. Wie Naturproducte entsproßten diesem durchgeformten Felsenboden die Kunstwerke Athens.

Ich bin beglückt, daß ich dies athenische Land vor mir sehe und mir seine Naturscene neben jene der Campagna Roms stellen kann, die ich in so langen Jahren durchwandert habe. Man soll zwar nicht ein Großes mit dem anderen vergleichen, denn jedes besteht für sich; aber das hier zu thun, liegt doch mir besonders nahe, und Rom und Athen verbinden sich von selbst miteinander, als die Seiten einer und derselben Medaille, welche das Gepräge der classischen Welt auf sich trägt. Strenge, stilvolle Formenschönheit ist beiden Landschaften gemein, nur herrscht in der römischen die Majestät vor, in der athenischen die Grazie, aber auch dieser ist, wie in den maßvollen Werken des griechischen Geistes, der hohe Ernst beigesellt. Als perspectivisches Gemälde ist die von Gebirgen prachtvoll umfaßte weite Ebene Roms das großartigste der Welt; die athenische ist beschränkter,

aber formenreicher und farbenglühender. Die attischen Bergreihen ringsumher, zumal die vielgestaltigen Hügel im Mittelgrunde von bronzenem Ton, werfen eine unbeschreibliche Strahlung zurück, und das ätherische Spiel von Licht und Schatten, welches durch das plastische Relief der Formen und die ausgetieften Flächen hervorgebracht wird, ist so hinreißend, daß hier in Athen eine eigenartige Schwelgerei entstehen könnte, eben diese im Genuß der Lichteffecte. Die Verbindung des tiefblauen, heiter glänzenden inselreichen Meeres und seiner duftigen Küsten mit dem goldbraunen Ton des felsig starrenden Landes vollendet die Schönheit dieses Naturgemäldes, indem es zugleich der Phantasie die Fernen der Mythe und der Geschichte erschließt. Das Meer fehlt der schwermutsvollen Campagna Roms; nur sein heller Saum ist in ihr angedeutet; aber in majestätischen Bogen durchzieht sie der immer volle triumphirende Tiberstrom, dessen Lauf man meerwärts meilenweit verfolgen kann.

Alle Linien und Formen in der Landschaft Athens sind geistiger, feiner, durchsichtiger und verklärter als die der Ebene Roms, aber sie sind kleiner und begrenzter. Der Aether, der sie umfließt, ist göttlicher und lichter, und der Gedankenstrom, der sie durchdringt, ist mit nichts auf Erden vergleichbar. Denn wie muß ein von Natur schön und anmutsvoll gestaltetes Land die Seele des Betrachters ergreifen, wenn sein strahlender Himmel erfüllt ist mit den Göttergestalten der hellenischen Dichtung und seine geweihte Erde mit der edelsten Blüte des geschichtlichen Menschengeschlechts. Ganz so natur- und geistgemäß wie die elysischen Gefilde hier das ideale Athen

umrahmen, ganz so dem großen Wesen Roms entsprechend umschließt die feierliche Campagna dort die Majestät der Ewigen Stadt, die zweimal die Gebieterin der Welt gewesen ist. Die Grazie und vollendete Schönheit der Tempel und Bildwerke Athens läßt alle Denkmäler der Römer plump und schwer erscheinen; aber die zaubervollen Formen der attischen Landschaft rauben der Empfindung nichts von der tragischen Erhabenheit der Campagna Roms oder von dem überwältigenden Hauch des Weltschicksals, der auf ihrem weiten Trümmerfelde weht.

Der Frühling hat die Ebene Athens mit einem zarten Grün bekleidet und dadurch ihre Oede gemildert: denn dieselbe schweigende Verlassenheit liegt um die Stadt des Theseus, wie um die des Romulus. Adler schweben über fiebervollen Heiden hier wie dort, und dieselben Blumen der Unterwelt, die grauen Asphodelen, bedecken die Hügelgelände hier wie dort. Idyllische Schafheerden, welche zottige Hunde und verwilderte Hirten bewachen, wandern an den Ufern des Kephissos und des Ilissos wie an denen des Tiber und Anio. Meiereien unter Oliven und Pinien sind so dort wie hier gleich Oasen über die Landschaft zerstreut.

Ich war aber doch überrascht, die Ebene Athens bevölkerter zu finden als die römische Campagna; denn sie enthält manche Dörfer, besonders gegen den Parnés und den Pentelikon hin; aber alle diese Ortschaften rings um die Hauptstadt der Hellenen sind nicht von Griechen, sondern von fremd redenden Albanesen bewohnt. In der römischen Campagna stehen außer wenigen Weilern oder Tenuten im unmittelbaren Stadtdistrict keine Ortschaften

mehr; allein auf den Vorhöhen der Gebirge dauern daselbst noch saturnische Städte fort, deren Ursprung die Sage zum Teil an griechische Einwanderung knüpft, und welche alle älter sind als Rom. Auf den Bergen Athens ist nirgends ein Ort zu sehen; nur am Meere steht weithin sichtbar die jetzt schnell sich entfaltende Piräusstadt, während die versunkenen Hafenstädte Ostia und Portus von Rom aus nicht sichtbar sind.

Die Bauwerke der Alten sind in der attischen Ebene fast spurlos; doch in langen Linien durchziehen noch die Aquäducte und die Consularstraßen der alten Römer die Campagna, und sie ist noch mit Resten antiker Tempel und Grabmäler und Villen sowie mit Türmen und Burgen des Mittelalters bedeckt. Die Ansiedelungen auf der attischen Ebene sind neu, und kaum ist hier eine Spur der antiken Demen übrig geblieben, es sei denn in noch fortdauernden oder noch erkennbaren Namen. Vergebens sucht man Ruinen aus jener fränkischen Feudalzeit, welche der Marschall Geoffroy de Villehardouin, die Chronik von Morea und der catalanische Xenophon En Ramón Muntanér geschildert haben. Was sollen auch mittelalterliche Burgen hier? Dies ist kein Boden für Guelfen und Ghibellinen. Keine Burgruine in der Ebene Athens erinnert mehr an die zwei und ein halbes Jahrhundert umfassende Zeit der La Roche, der Brienne, der Aragonen und der Florentiner. Buchon suchte im Jahre 1839 die Gräber der La Roche in einer attischen Abtei, deren Namen Delfina ihm eine Urkunde aus Mons im Hennegau bezeichnet hatte, und endlich erkannte er sie, auf den Wink unsers Ludwig Roß, in dem Kloster Daphni am

heiligen Wege nach Eleusis. Dort fand er zwei namenlose Sarkophage auf, die nun als solche der Großherren Athens aus jenem burgundischen Hause gelten. Alles Fränkische ist in der Ebene Athens verschwunden, und auch alles Türkische.

Die Türken in Griechenland! Dies sind Begriffe, die man nur mit einem gewissen Grauen verbindet. Und doch haben die Türken hier weniger zerstört als die Römer, die Germanen, die Slawen und die Lateiner. Mohamed II. betrat als Herr Athens diese Stadt und dankte seinem Pascha, ihrem Eroberer, daß er ihn in den Besitz solcher Herrlichkeiten gesetzt habe. Ungleich den geistvollen Arabern in den andern Südländern Europas haben die Türken in Griechenland kaum nennenswerte Monumente ihrer langen Herrschaft zurückgelassen, und weil sie solche nicht bauten, haben sie auch das Material der alten Denkmäler verhältnißmäßig geschont. Ich wiederhole gern ein Wort, welches ein gebildeter Levantefahrer, der französische Kapitän unsers Ueberfahrtschiffes zum Piräus, mir gesagt hat: „Les Turcs en Grèce n'ont rien démoli, rien restauré, rien créé.“ Nicht sie sind es gewesen, welche den Parthenon so verstümmelt haben, wie er heute ist, sondern den Venetianern und ihren deutschen Söldnern und dem Lord Elgin haben die Athener zu danken, daß dies Wunderwerk der Welt heute nur in Trümmern aufrecht steht.

Wir nähern uns schon den Ausläufern des Aegaleos auf sanft gehügelter Landschaft voll Olivenwuchs und Weincultur und oft so reichen Saatfeldern, daß sie im Widerspruch stehen zu der sprichwörtlichen Magerkeit des

attischen Bodens, welchen Thucydides als λεπτόγεων bezeichnet hat. Zerstreute Dörfer stehen links und rechts an der Straße, Kamatero und Liosia und der große Ort Menidi. Dieses Gebiet hier gehörte im Altertum zum Demos Acharnä, und so tritt uns nach Sophokles und Platon auch Aristophanes entgegen, der in jenem Gau geboren war.

Jetzt öffnet sich ein Paß am Aegaleos und aus der Ferne blickt das blaue Haupt des Kithäron und das Meer hervor. Vor uns steht nahe der klüftereiche Parnés. Noch zur Zeit des Pausanias trug er auf einer seiner Höhen, vielleicht auf dem Harma, das Erzbild des Zeus Parnethios. Zu seinen Füßen liegt eine wolangebaute Ebene mit einem unter Gruppen von Pinien und Oelbäumen malerisch zerstreuten Weiler, Kalivia genannt, was kein Eigenname ist, sondern in Griechenland einen Anhang zu größern Dörfern bezeichnet. Wasserbäche, vom Parnés her in Kanälen fortgeleitet, erhalten Felder und Wiesen in frischem Grün.

Von hier geht es aufwärts in die Berge des Parnés, auf kaum fahrbarer Felsenstraße. Eine Schlucht nimmt uns auf, die ein Bach durchströmt; Frauen waschen an ihm; fremdartig aussehende Albanesenkinder kommen neugierig auf den Weg. Wir wandern zu Fuß durch diese schöne Wildniß und werfen noch den letzten Blick rückwärts auf die ferne Akropolis und die Ebene Athens, ehe wir uns ganz in den Parnés vertiefen. Es ist eine wilde Bergeinsamkeit hier, wie in den Abruzzen. Schildkröten kriechen am Wege; sie sind Autochthonen in Attika. Das alte Aegina führte die Schildkröte in seinen Mün=

zen. Man sammelt sie massenhaft auf den griechischen Küsten, und Schiffe bringen diese Thiere nach Bari, wo man sie in wimmelnden Haufen im Hafen hoch aufgeschichtet sehen kann. Zur Zeit des Pausanias war der Parnés noch reich an Wildschweinen und Bären; heute findet sich hier die Wildkatze häufig vor.

Chasiá, von fern einem schwarzen Steinhaufen ähnlich, liegt vor uns auf einer Hochfläche unter mächtigen Felsenbergen, durch welche der Paß von Phyle hindurchgeht. Dieses Dorf, dessen neuer Name auch sonst in Griechenland vorkommt, ist das größte Attikas. Seine ungeschlossenen Straßen stehen auf dem nackten Felsboden; die Häuser aus Kalkstein haben ummauerte Höfe, nach welchen in der Regel die Fenster gerichtet sind. Hier und da stehen Cisternen auf kreisrunden Terrassen. Kein Zeichen des Bedürfnisses nach Wohnlichkeit oder Schmuck des Daseins ist in diesem ärmlichen Orte zu sehen. So primitiv lebten wol die ältesten Ansiedler Attikas, deren Hausspuren noch in Fundamenten von Felskammern auf den Hügeln Athens sichtbar sind.

Ich betrat eine kleine gekuppelte Kirche, über deren Portal Hagios Petros abgemalt ist, ein Gebäude in den Händen haltend, während bunte irdene Scheiben als Mosaik in der Façade eingemauert sind. Ein Friedhof liegt vor der Kirche, ohne anderes Grün als das eines verkümmerten Oelbaumes und einer kleinen Cypresse. Auf den niedrigen Grabhügeln wachsen Rosmarin und weiße Lilien. Steine beliebiger Form sind als Grabstelen aufgerichtet, doch inschriftlos. Neben ihnen liegen umgestürzte Krüge und Scherben mit einigen Kohlen. Viel-

leicht hat man hier Weihrauch als Todtenopfer verbrannt. Auch in den Gräbern zu Mykenä fanden sich in Menge absichtlich zerbrochene Thongefäße vor; noch heute aber ist es in Griechenland Gebrauch, mit Wasser gefüllte Krüge auf die Gräber der Abgeschiedenen hinzuwerfen.

Chasiá ist von Albanesen bewohnt, wie alle Dörfer Attikas. Dieses kriegerische Volk ist seit dem 14. Jahrhundert wiederholt in Griechenland eingewandert, und auch durch die Türken hereingebracht worden, im Jahre 1688 nach dem Rückzuge der Venetianer, dann noch im Jahre 1770 nach dem Ende des russischen Insurrectionsversuchs. Seither sind die Albanesen die Ackerbauer und Tagelöhner, die hart arbeitenden neuen Heloten der Griechen geworden, von denen sie Rassetypus, Sprache und Sitte trennen. Man schilderte sie mir in Athen, wo sie noch das ärmliche Viertel Plaka unter der Akropolis bewohnen, als arbeitsam, geduldig, aber geistesträge. Vorzugsweise Ackerbauer, sind sie Feinde jeder Baumzucht. In Chasiá nähren sie sich von Holz- und Kohlenhandel, während die Frauen geübte Stickerinnen sind. Wir erfuhren das im Hause des Locandahalters, wo wir rasteten. Hier sahen wir in einem Zimmer, welches keine Möbel enthielt außer einer hölzernen Lade und einigen Bretern an der Wand für Geräte, Frauen und Kinder am Boden um den niedern Herd kauern. Sie boten uns schöne in Gold und Seide gestickte Gewänder zum Kaufe dar, und diese funkelnden Dinge sahen in dem berußten Zimmer aus wie Schätze einer Höhle in Märchen des Orients.

Als Führer zum Castell Phyle erbot sich uns ein Chorophylax, d. h. einer der Ortsgensdarmen, ein junger

Mann in Uniform, mit roten Schnabelschuhen an den Füßen. Solche Schuhe werden im ganzen Orient getragen; sie sind eine uralte entwickelte Sandalenform Asiens, die man an griechischen und kleinasiatischen Reliefsiguren findet, z. B. an denen des Harpyenmonuments von Xanthos. Unser Führer ging auf solchen lykischen Schuhen mit leichten Hermesschritten voran, und wir folgten ihm einer Bergschlucht entlang, dem Rinnsal eines Wildbaches, dessen Ufer Oleander, Lorbern und Myrtenbüsche dicht umkränzten. Auf den Berghängen sahen wir konische Hütten der Wlachen, die mit ihren Schafheerden in Attika nomadisiren. Ihre zottigen Hunde sind ganz so grimmig wie jene der römischen Campagnahirten, und jeden Wanderer in den attischen Bergen wird Furcht befallen, wenn er das tieftönige Gebell dieser Schäferhunde von fern her näher und näher erschallen hört.

Am Rande einer mächtigen Schlucht steht ein Kloster angebaut; wir stiegen an ihm vorbei auf Felsenpfaden durch die duftige Waldregion der Strandkiefern. Die griechische Flora ist der süditalienischen nahe verwandt, aber sie erscheint doch mehr südlich oder orientalisch und veredelter. So prächtige Ericabüsche, Mastixsträucher und Arbutusbäume mit roten Stämmen habe ich in Italien nie gesehen. Nur die Pinie (Pinus Pinea) dort ist majestätischer als die attische; ihresgleichen sah ich hier nicht oder nur in wenigen Exemplaren auf dem Pentelikon. Größere Pinienwälder gibt es bei Marathon, in Euböa und besonders auf der Ebene von Olympia und Pyrgos im Peloponnes. So sagt Theodor von Heldreich in seiner Schrift „Die Nutzpflanzen Griechenlands“. Die

gewöhnliche Pinie Attikas ist die Aleppokiefer, welche nicht das hohe Schirmdach der italienischen bildet, sondern ein feines Nadellaub an ihren dichter um den Stamm hängenden Zweigen trägt. Sie liefert das Brenn- und Bauholz, die Kohlen und das Harz (ῥητίνη). Wir fanden auf unserm Wege viele Stämme mit der Axt angehauen, und in diesen tiefen Wunden sammelt sich das Harz. Man gebraucht dies als Beimischung zum Wein, dem allgemein in Griechenland beliebten κρασί ῥητινάτο, und dieser Gebrauch ist antik; zwar spricht Homer nicht von ihm, aber Plutarch und Plinius wissen davon. Vielleicht steht der Thyrsus mit dem Pinienzapfen als Symbol des Dionysos mit diesem Harzwein in Verbindung.

Ich habe eben eine die griechische Natur betreffende Schrift Heldreichs genannt, und ihr könnte ich noch manche andere desselben Autors hinzufügen, wie „La Faune de Grèce". Unser Landsmann lebt seit langen Jahren in Athen, wo er Director des Botanischen Gartens gewesen ist. Eines Tages war ich zu ihm gegangen, erfüllt von etwas, was mir auf der Akropolis eingefallen war, als ich die zarten Kräuter und Blumen betrachtete, welche dort dem schneeweißen Felsboden entsprießen. Ein Engländer, Richard Deakin, hat im Jahre 1855 eine „Flora of the Colosseum of Rome" herausgegeben; wenn nun diese Schrift ein hohes Interesse erregt, wie dankbar müßten wir nicht für eine Beschreibung der idealsten Flora der Welt sein, jener nämlich, welche den Fußstapfen der antiken Götter und Menschen auf der Burg der Athene entsprießt. Indem ich solchen Wunsch Herrn von Heldreich mitteilte und ihn aufforderte, eine

Flora der Akropolis zu schreiben, versicherte er mir zu meiner Freude, daß er diesen Plan bereits gefaßt und nahezu schon ausgeführt habe. Ich nehme mir von der Bergwildniß Phyles die Gelegenheit, unsern verdienten Landsmann an sein Vorhaben zu erinnern. Wenn sich auf dem dürren Trümmerstaube des Amphitheaters des Titus 420 Pflanzenspecies festgeklammert halten, so wird der Felsenhügel der Akropolis sicherlich eine vielmal reichere Flora aufzuweisen haben.

Phyle zeigt sich noch immer nicht. Wir klimmen fort auf labyrintischen Pfaden zwischen cyklopischen Felsblöcken; aber die Richtung unsers Führers wird immer unsicherer und der Ausdruck seines Gesichts immer bedenklicher. Endlich verschwindet er laut- und spurlos; ja wie Oedipus scheint er in die Erde versunken zu sein. Nie haben wir ihn wiedergesehen. Gensdarmen, selbst in classischen Ländern, führen arme Sterbliche mit unfehlbarer Sicherheit nur einen Weg, und niemand wähle sie zu Ciceronen für Altertümer. So in der Wildniß von unserm Dämon verlassen, stiegen wir weiter, und bald erblickten wir die berühmte Burg nahe vor uns, aber eine tiefe unwegbare Schlucht trennte uns von ihr.

Phyle lag vor uns in erhabener Gebirgswildniß, umringt von kahlen Bergmassen, deren Wände steil in die Tiefe niedersinken. Auf einer vorgeschobenen Felskuppe steht das alte Castell, ein Viereck aus Quadern mit Resten von Türmen und Eingängen. Sträucher hängen von den zersplitterten Mauern; zwei Schuttmassen liegen davor. Die Burghöhe senkt eine mit Pinien bewachsene Flanke herab, und auf dieser nordöstlichen Seite befindet

sich der einzige Zugang zum Castell. Es hat nur 900 Fuß im Umkreise (nach der Berechnung von Curtius); aber es genügte vollkommen, den engen Paß zu sperren, welcher unten an den Felsenwänden vorüber nach Böotien führt.

Daß diese Burg die alte Grenzfeste Phyle ist, macht ihre Lage, ihre Entfernung von Athen (100 Stadien) und die Fortdauer ihres Namens, τὸ Φυλί, unzweifelhaft. Ihr Ursprung ist unbekannt, und erst die Heldenthat des Thrasibulos hat sie geschichtlich berühmt gemacht. Mit 70 Exilirten besetzte sie der kühne Athener, von Theben ausziehend, im Winter 403. Hier schlug er die Scharen der 30 Tyrannen ab, stieg dann durch den Paß des Parnés in den Gau Acharnä, zersprengte dort das feindliche Lager, kehrte siegreich in dies Felsennest zurück und unternahm sofort, jetzt mit 1000 Exilirten, den genialen Zug nach dem Piräus, der die Befreiung Athens zur Folge hatte. Helden eines großen Augenblicks zwingt meist das neidische Schicksal, ihn und sich zu überleben. Im wütenden Parteiwesen ist auch Thrasybulos untergegangen, und nur der Tod durch die Mörderhand der Bürger von Aspendos ersparte dem ruhmvollen Befreier Athens die Verurteilung im Staatsprozeß, dem sein Waffengefährte Ergokles erlag.

Unsern Kummer, die alte Burg nicht betreten zu können, milderte etwas die Nähe, aus der wir ihre ehrwürdigen Mauern betrachten konnten, und der hinreißende Blick von unserm 2000 Fuß hohen Standpunkt auf die Ebene Athens, die im Duft der Ferne schwebende Akropolis, die strahlenden Meere, die Inseln und die Küsten bis zum Peloponnes hin. Wir stiegen abwärts zu der

großen Schlucht, wo jenes Kloster liegt, welches von ihr εἰς τὰ κλειστά genannt wird. Ein langer schmaler Hof aus Stein umschließt hier ein paar niedrige Gebäude und das kleine gekuppelte Heiligtum, eine Grottenkirche, deren Decke von einer Säule getragen wird. Sechs schwarzhaarige, schwarzbärtige Mönche saßen im Hofe mit ihrem Igumenos; alle trugen sie hohe schwarze Mitren, schwarze kurze Röcke, und die langen blauen Beinschienen aus Tuch, die Homerische Knemis. Kaum sah ich schönere Griechen. Nichts Mönchisches lag in ihrem stolzen Wesen. Sie sahen aus wie Archonten, die hier im wilden Gebirge zu gebieten haben. Es war ganz natürlich, daß ich mich nach den Waffen umsah, die sie hätten tragen müssen. Frauen und Kinder, darunter ein bildschöner Knabe, waren bei ihnen, und sie schienen zu ihnen in nähern als nur wirtschaftlichen Beziehungen zu stehen. Die Basilianer boten uns gastlich Resinatwein dar, reichten uns frische Lorbeerzweige, die in keinem griechischen Kloster fehlen, und lehnten selbstbewußt jede Entschädigung ab, die wir dann den Kindern gaben. Zwei junge, mit Gewehren bewaffnete Männer gesellten sich hier zu uns; es waren Deutsche aus Athen, welche die Burg noch in später Stunde ersteigen wollten. Wir wünschten ihnen besseres Glück, als wir selbst gehabt hatten, und setzten unsere Wanderung nach Chasiá fort.

Ich sah keine großartigere Bergwildniß in Attika, als diese hier am Höhlenkloster, wo nordwärts über der Schlucht die gewaltige Felskuppe des Harma aufsteigt. Graue Oliven, Lorbeern, Pinien und duftige Gebüsche decken die Terrassen der Berghänge, über welchen läutende Schafheerden wan-

dern. Bald glänzen die Felsen von einem silbertönigen Grau, bald sind sie rotglühend und stürzen in schwindelnde Tiefen nieder. Auf der felsigen Straße durch grüne Waldung sind wir so fortgewandert, hier und da Eseltreibern begegnend, ärmlichen Hausirern mit bunten Zeugen, oder Frauen, welche bemalte Osterkerzen tragend daherkamen, in blauen und weißen Gewändern, den Hals geschmückt mit schweren Silberketten, den Kopf in das gelbe Schleiertuch gehüllt, das auf türkisch über Kinn und Mund gezogen wird. Bittere Armut sprach aus ihren Zügen. Auch in Chasiá ließ sich unser verschwundener Führer nicht erblicken. Wir übergaben daher die ihm bestimmte Belohnung dem Locandahalter und fügten ihr noch einen freundlichen Gruß hinzu, um den Beschämten wieder aufzurichten.

Unsern Rückweg nahmen wir auf derselben Straße den Parnés abwärts zu den Kalivia, und bogen hier links ab, um das Kuppelgrab bei Menidi zu sehen. Dorthin fuhren wir durch eine sanft aufsteigende Landschaft von solcher Feinheit und Anmut, daß nichts greller sein konnte als ihr Contrast zu den nahen Wildnissen des Parnés. Auf weiten Flächen grünen hier junge Saaten, und nahe Orte unter Pinien und Olivenbäumen bieten das Bild des Glücks und des Friedens dar. Der Gau Acharnä, welchen Aristophanes unsterblich gemacht hat, nahm wol diese schöne Landschaft ein. Milde des Klimas, Fruchtbarkeit, Anzahl und Tapferkeit des Volks machten ihn zum angesehensten und größten Demos in Attika. Dreitausend Hopliten stellten die Acharner im Beginne des Peloponnesischen Kriegs. Aber vom alten Acharnä ist keine

Spur übrig, sodaß seine Lage nicht mehr sicher angegeben werden kann. Leake suchte sie zuerst im heutigen Menidi, dann glaubte er wieder, daß dieses Dorf die Stelle des alten Paionidai einnehme. Bursian versetzt in seiner „Geographie Griechenlands" Acharnä durchaus nach Menidi, in dessen Häusern und Kirchen Reste der alten Bauwerke enthalten seien. Wie unsicher sind doch die Bestimmungen der Demen Attikas, welche zuerst Leake und Roß zu ergründen gesucht haben. Viel günstigern Boden hat die Forschung in der Campagna Roms, wo der Ager Romanus durch gründliche Karten und Untersuchungen topographisch bestimmt und erläutert worden ist.

Menidi ist ein sehr freundlicher Ort, der größte Attikas nächst Chasiá. Albanesen bewohnen auch ihn, Ackerbau und Kohlenhandel treibend, wie die alten Acharner. Weite, saubere Straßen, mehrere Kirchen, wohnliche Häuser mit Höfen und Gärten, zeugen von einiger Behaglichkeit des Daseins. Da sich der Tag neigte, sahen wir viele Bewohner in Ruhe vor den Thüren sitzen, namentlich patriarchalisch würdevolle Greise mit langen Bärten, rauchend und kauernd wie Türken, und durch ihre apathische Art ganz an die Türkenzeit erinnernd. Frauen in malerischer Tracht erblickten wir gruppenweise, waschend an einer Quelle, oder Wasser schöpfend an gemauerten Cisternen: friedliche Bilder des Orients unter silbergrauen stillen Olivenbäumen.

Da der Ort auf einer Hochfläche liegt, die vom Kephissos herauf steigt, so hat man von ihm einen der umfassendsten Blicke auf die Ebene Athens. Schön stellt sich hier der dunkle Parnés mit dem hohen Harma dar.

Auch der Pentelikon mit seinen weithin über Attika leuchtenden Narben, den alten und neuen Marmorbrüchen, liegt ganz nahe; unter ihm ist Tatoi sichtbar, ein Gut des jetzigen Königs der Hellenen, am Paß jenes Dekeleia, von dessen Feste her die Spartaner Athen blokirt und endlich bezwungen hatten. Zu den Füßen des Pentelikon zeigt sich auch Kiphisia mit üppigen Platanenhainen, wo der Kephissos seine Quellen hat. Der alte Name dieses Ortes dauert noch fort; er war der Lieblingsaufenthalt jenes hochgebildeten reichen Herodes Atticus von Marathon, der mit dem Kaiser Hadrian wetteiferte, Athen durch Bauten zu schmücken und mit Wolthaten zu überhäufen. Weiterhin zeigt sich Marusi, ein Dorf, welches vom ehemaligen Tempel der Artemis Amarusia den Namen trägt. Unterwärts nach Athen zu dehnen sich die Niederungen des Kephissos mit dem grünen Olivengürtel bis zum Piräus aus, und darüber ragen in die klare Luft der Hymettos, der hohe Kegel des Lykabettos, die bronzefarbigen Turkovuni, und die Götterburg Athen. Der Abend betrat schon leise diese Landschaft, sie mit sanftgestimmten Farbentönen von rosigem Licht zum Schatten hinüberführend, so zauberhaft, daß die Sprache es nicht sagen kann.

Eine Viertelmeile von Menidi entfernt liegt auf der Straße nach Athen eine Anhöhe, Lykotrupa genannt, und in ihr ein vorhistorisches Kuppelgrab. Ich war um so begieriger, dasselbe zu sehen, weil ich eben erst die Gräber in Mykenä besucht hatte, und dieses neu entdeckte hier demselben uralten Todtenkultus und demselben der geschichtlichen Kultur Griechenlands fremden Bauprincip an-

gehört. Denkmäler der Art sind bisher nur in der Argolis aufgegraben worden, während man die Kuppelgräber in Lakonien und Böotien noch nicht erforscht hat. Das Tholosgrab bei Menidi hat sich glücklicher Weise zu jenen argivischen gesellt und die Ansicht bestätigt, daß dasselbe sepulcrale System in Urzeiten über ganz Ostgriechenland verbreitet gewesen ist. Im Jahre 1872 entdeckte es ein athenischer Antikenhändler; im Frühjahre 1879 hat es das Deutsche Archäologische Institut in Athen ausgegraben, nachdem ihm die griechische Behörde bereitwillig die Ehre des Unternehmens überlassen hatte.

Die Grabanlage ist die gleiche des sogenannten Schatzhauses des Atreus (oder Grabes des Agamemnon) und der anderen Tholosgruft am Löwentor Mykenäs, welche Schliemann ausgegraben hat, nur in kleinern Verhältnissen, prunklos und vergleichsweise ärmlich durchgeführt. Der parallele Dromos (er leitete als eine feierliche Eingangsstraße zu solchen Gräbern hin) aus roh aufgeschichteten Steinblöcken, 3 Meter breit und mehr als 27 Meter lang, führt schräge abwärts zur Grabesthüre, die aus vier großen rohen Steinbalken zusammengesetzt ist. Ueber dem massigen Thürsturzblock fehlt das in Mykenä übliche Entlastungsdreieck, und dessen Stelle wird von vier durch Zwischenräume getrennten Steinbalken eingenommen. Nur auf der innern Seite ist jenes Dreieck sichtbar, aber mit kleinen Steinen zugedeckt. Der Innenraum hat die trichterartige Tholosform, in einer Höhe von 9 Metern. Ringe bilden dieselbe, in den untern Lagen aus größern Kalksteinblöcken, in den obern aus immer kleinern, ohne jedes Bindemittel aufgebaut. Fugen sind mit kleinen Steinen ausgefüllt.

Die innern Kreisflächen erscheinen ziemlich gleichmäßig, obwol sie nicht künstlich abgeglättet sind; daher sind sie nicht, wie jene im majestätischen Raum des Schatzhauses des Atreus, mit Erzplatten bekleidet gewesen. Bei der Aufgrabung wurde über dem festgestampften Naturboden eine erhöhte Bühne vorgefunden, die ein Drittel des Raumes einnahm. Sie ist abgetragen bis auf einen Rest, der als eine Art Sockel stehen geblieben ist. Ein Deckstein, welcher schon vor der Ausgrabung weggenommen worden war, schloß die Kuppelgruft. Weder Farbenmalerei noch Sculptur ist in ihr, wie auch nicht im Schatzhause des Atreus, zur Anwendung gekommen; nur war dessen Thüreingang mit farbigem Marmor geschmückt gewesen. Die Wirkung lag allein in dem feierlichen Gesammteindruck dieses gewölbten Raumes, des primitiven Versuchs des Gewölbebaues, der dann in Griechenland sich nicht weiter entwickelt hat.

Zur Zeit der Entstehung dieses Grabmals gab es vielleicht noch kein Athen in diesem Lande, wo uns unbekannte Völkerstämme sich angesiedelt hatten. Nachdem es der Baumeister im Einschnitt des Hügels vollendet, und nachdem man die Todten dort bestattet hatte, wurde der Grabeingang mit Steinblöcken versperrt, der Dromos verschüttet, über das Ganze ein Tumulus gehäuft. Da so große Räume, wie die der Kuppelgräber, schwerlich zur Bestattung nur eines einzelnen Stammhauptes oder Kriegers gedient haben, sondern, wie die Schädelfunde in der Tholos bei Menidi beweisen, Familiengrüfte gewesen sind, so muß ein solches Grabmal bei jeder wiederholten Beisetzung neu geöffnet und nach ihr wieder verschüttet wor-

den sein. Dies Verfahren konnte für ein Menschengeschlecht nicht zu umständlich sein, in dessen Verfassung der Todtenkultus einen so tief religiösen Grundzug gebildet hat. Wie mächtig derselbe war, beweisen nicht nur die für die Ewigkeit gebauten Grüfte, mögen sie Felsschachte und Felskammern oder Kuppelbauten sein, sondern auch die Aussteuer der Todten, wenn sie vornehmen Familien angehörten. Die Schliemann'schen Ausgrabungen haben gezeigt, daß solchen Todten fast märchenhaft zu nennende Schätze mitgegeben worden sind. In kostbare Gewänder gehüllt, auf welche man Zierath von Gold, Silber, Bernstein, Perlen u. dgl. befestigte, das Gesicht mit einer Goldmaske bedeckt, das Haupt mit kunstvollen Diademen geschmückt, goldene Gürtel auf der Brust, wurden diese Todten gleichsam mit Gold zugedeckt und mit Goldplättchen überstreut, und so mit großartiger Verschwendung nebst andern vielförmigen Schätzen, die neben sie niedergelegt worden waren, den Flammen, wie es scheint, im Grabe selbst übergeben.

Ob die Gruft bei Menidi schon ausgeplündert worden, oder unberührt geblieben ist, weiß ich nicht zu sagen: die Kostbarkeiten, welche sie noch an den Tag gegeben hat, sind an Zahl und Wert sehr gering im Vergleich zu den Schätzen der Burggräber Mykenäs, und wie es scheint selbst geringer als jene der Gruft bei Spata in der attischen Mesogaia. Man fand in ihr viele kleine Platten aus Gold mit den schon aus Mykenä bekannten Formen des Nautilus, der asiatischen Flügelsphinx, der Rosette und des Epheublattes; man fand viele Gegenstände aus Glasfluß, Glasperlen, silberne Spangen, geschnittene

Steine und Elfenbeinplatten mit Darstellungen von Thieren, ferner ungezählte Vasenscherben, einige Pfeilspitzen, aber keine Schwerter, Holzkohlen und Aschenreste, unregelmäßig hingelegte Menschenknochen und Reste von fünf Schädeln.

Dieser Fund ist im Saale des Polytechnikums zu Athen neben die Schätze aus Spata, Nauplia und Mykenä niedergelegt. Die Vergleichung lehrt, daß alle diese Erzeugnisse einer fremdartigen, unaufgeklärten Culturepoche im allgemeinen ein und derselbe Charakter verbindet, und daß dieser einer Zeit angehört, wo in Griechenland eine Einwanderung oder Uebertragung fremder, vielleicht assyrischer Mythenformen und Kunsttypen aus Asien stattgefunden hat. Spätere Ausgrabungen werden diesen Culturschatz mehren, mit dessen Auffindung für die Geschichte der griechisch-asiatischen Kunst neue Perspectiven eröffnet worden sind, während die Gräberfunde vorderasiatischer Inseln und andere Etruriens und Mittelitaliens eine vergleichende Wissenschaft auf diesem Gebiet überhaupt möglich machen. Spätere Ausgrabungen werden auch die Frage entscheiden, ob und welche Mittelformen zwischen der Construction der senkrechten Schachtgräber und dieser der Kuppelgrüfte vorhanden sind. Jene ersten in Mykenä aufgedeckten hält man für älter als die Tholosgrüfte. Dies ist wol im Princip richtig; aber doch können beide Formen auch nebeneinander angewendet worden sein, da die in Mykenä und hier in Menidi gefundenen Gegenstände durchaus ähnliche Kunstmotive aufweisen. Das System der Kuppelgräber ist, weil sehr einfach und primitiv, auch uralt; es hat sich aus dem Grabhügel entwickelt. Die konische Bauform findet sich in aller Welt

bei Völkern einer primitiven Culturstufe, und noch heute. So sieht man auf den Feldern Apuliens die sogenannten Caselle, d. h. kegelförmige Häuschen, aus kunstlos übereinandergelegten Steinringen von Landleuten als Vorratskammern oder zur Unterkunft errichtet, ähnlich dem Princip jenes Tholosbaues, welcher im Schatzhause des Atreus, soweit uns bekannt ist, seine höchste Vollendung erreicht hat.

Das Deutsche Archäologische Institut in Athen hat eine Schrift veröffentlicht: „Das Kuppelgrab bei Menidi" (1880). Sie enthält nebst Abbildungen der Gruft und der in ihr gefundenen Dinge den Ausgrabungsbericht von Lolling und folgende lehrreiche Abhandlungen: „Ueber die technische Herstellung der Tholos bei Menidi", von Richard Bohn; „Die im Grabe bei Menidi vorgefundenen Vasen", von Adolf Furtwängler; „Die vorhistorischen Grabstätten in Griechenland", ein Vortrag von Ulrich Köhler, dem Director jenes Instituts.

Wir sind von Menidi nach Athen zurückgefahren durch Pyrgos, das ehemalige Gut der um Stadt und Land hier hochverdienten Königin Amalia, welches jetzt in Privatbesitz übergegangen ist. Eine Allee von Oleandern führt auf diese ummauerte Farm von fast mittelalterlichem Aussehen mit schönen Cypressenanlagen. Seitwärts liegt der große Ort Koukouvaones und neben ihm Herakli, die letzte der in Ottonischer Zeit in der Ebene Athens errichteten Colonien der Baiern. Eine seltsame Verknüpfung der Weltverhältnisse hatte einen Zweig des Hauses Wittelsbach von den Ufern der Isar an diese des Kephissos verpflanzt. Er ist hier nicht gediehen; die Griechen selbst haben ihn jählings ausgerissen und dann

wunderlicher Weise einen anderen germanischen Dynastenzweig noch von weiter her aus dem Norden an seine Stelle gesetzt. Doch damit haben sie weder die Thatsache ausgerottet, daß ein Sohn desjenigen Volkes, welches wie kein anderes in die Geistestiefen des griechischen Altertums eingedrungen ist, der erste geschichtliche König der Hellenen überhaupt gewesen ist, noch haben sie das Bewußtsein ausgelöscht, daß aus dieser Verbindung Deutschlands mit Griechenland die ersten Grundlagen eines geordneten hellenischen Staates herstammen. Wie diese Verbindung sonst segensreich in der Wissenschaft gewirkt hat, ist allgemein bekannt und anerkannt. In mehr als einer Richtung sind ja die Deutschen die Schatzgräber in Griechenland. Die Bajuvaren also sind hier nicht zur Blüte gekommen; ihre Colonien verkümmerten. Ungewohntes Klima, fremde Lebensweise, mangelhafte ökonomische Einrichtung und, wie man mir wenigsters in Athen zu wissen gab, auch zu fleißige Dionysien beim Resinatwein haben allen bairischen Ansiedelungen in Attika und zuletzt dieser hier in Herakli den schnellen Untergang bereitet.

Die Sonne neigte sich unterdessen zum Stierabspannen, wie der alte Homer zu sagen pflegt. Der Abend hüllte Land und See in farbige Schleier, als wir Patisia erreichten, den schönsten Vorort Athens. Hoch vor uns glühte die Akropolis in purpurner Götterdämmerung, einsam über diesen Gefilden schwebend, wo einst das Höchste der menschlichen Ideenwelt zur Gestalt gekommen ist, und wo dann, nachdem alle diese Herrlichkeit vergangen war, nichts geschichtlich Großes mehr entstehen durfte.



Die Münzen Alberichs,

des Fürsten und Senators der Römer.

1885.



Eine Revolution stürzte in Rom im Jahre 932 das berüchtigte Weiberregiment, die Herrschaft der bis dahin allmächtigen Marozia. Zugleich wurde Hugo, der König von Italien, welcher sich eben erst mit dieser Senatrix in der Engelsburg vermält hatte und schon im Begriffe war, die vacante Kaiserkrone zu gewinnen, mit Schimpf und Schande aus der Stadt verjagt. Dem ganz herabgewürdigten Papsttum wurde die weltliche Gewalt genommen, und Rom in ein selbständiges Fürstentum verwandelt.

Der Held dieser großen Umwälzung war Alberich, der eigene Sohn Marozia's aus ihrer ersten Ehe mit dem Markgrafen desselben Namens. Nachdem ihn die Römer zu ihrem weltlichen Oberhaupt erwählt hatten, nahm er zwei Titel an, den municipalen des Senator omnium Romanorum, und den politischen des Princeps, durch welchen die staatliche Unabhängigkeit Roms und seines Gebietes ausgedrückt wurde.

Es gab damals keinen Kaiser. Die carolinische Dynastie war mit Karl dem Dicken erloschen, der deutsche Arnulf, welcher im Jahre 896 Rom und die Kaiserkrone erobert hatte, und Berengar, der letzte der drei italieni=

schen Nationalkaiser, waren gestorben. In Deutschland regierte Heinrich I., welchen die Angelegenheiten seines Landes von Italien fern hielten. Unter diesen Verhältnissen konnte es geschehen, daß ein kühner und großartiger Mann, wie Alberich, sich zum Gebieter Roms aufwarf.

Er prägte Münzen als Fürst und Landesherr. Einige seiner Silberdenare sind auf uns gekommen und heute neben wenigen schriftlichen Documenten die einzigen authentischen Urkunden seiner langen und ruhmvollen Herrschaft über Rom. Keins der großen Münzcabinete in Paris, London, Wien und Berlin kann sich rühmen Denare Alberichs zu besitzen; nur das vaticanische Cabinet, die Privatsammlung des Fürsten Chigi in Rom und eine andere in Turin haben solche aufzuweisen.

Die Alberich-Münzen bilden eine eigenartige Gruppe in der sehr lückenhaften Reihe der Papstdenare [1]; sie heben übrigens diese Reihe nicht auf, sondern setzen sie fort, weil auch sie mit den betreffenden Papstnamen herkömmlich bezeichnet sind. Ehe ich von ihnen rede, ist es nötig, sich den Typus der päpstlichen Münzen des 9. und 10. Jahrhunderts zu vergegenwärtigen.

Seitdem die römischen Bischöfe Herren eines Kirchenstaats geworden waren, besaßen sie das Münzregal. Vorher ließen die byzantinischen Kaiser in Italien Geld

---

[1] Die Papstmünzen des 10. Jahrhunderts enden mit Benedict VII. (974—984); seither sind nur zwei Papstdenare, Leo's IX. (1049—1055) und Paschalis' II. (1099—1118) zu verzeichnen, und die letzte ist in Benevent geprägt. Die Papstmünze des Mittelalters hört sodann auf, und es beginnt eine neue numismatische Epoche in Rom mit den Münzen des Senats.

prägen, in ihren Münzstätten Rom, Ravenna und Neapel. Es gibt zwar viereckige Kupferstücke mit den Namensziffern Gregors III. (731—741) und des Papstes Zacharias (741—752), welche Cinagli für die ältesten Papstmünzen gehalten hat, aber Promis hat nachgewiesen, daß sie als Tesserae oder Marken zu betrachten sind, und wahrscheinlich zum Vorzeigen bei Getreideausteilungen bestimmt waren. Die Papstmünzen beginnen thatsächlich erst nach Hadrian I. (772—795), also in der Zeit, wo die Autorität des byzantinischen Kaisers in Rom als vollkommen erloschen betrachtet wurde.

Es ist ungewiß, ob dieser Papst über die Anerkennung seines römischen Münzrechts irgend ein Abkommen mit Karl, dem Patricius der Römer, getroffen hat, oder ob er ohne ein solches als Landesherr Roms Münzen prägen ließ, was immerhin wahrscheinlich ist. Die von ihm erhaltenen Denare in Silber sind dem byzantinischen Typus nachgeahmt; sie haben auf der einen Seite die Büste des Papstes mit der Umschrift DN. HADRIANVS P╳P╳, auf der andern im Felde ein Kreuz zwischen den Buchstaben R und M, dann die Umschrift VICTORIA DNN und im Abschnitte die Buchstaben CONOB. Eine hat auf dem Avers HADRIANVS PAPA, auf dem Revers SCI PETRI.

Erst nach der Kaiserkrönung Karls durch Leo III. muß durch Uebereinkunft zwischen Papst und Kaiser der Typus der römischen Münze in seinen Grundzügen wirklich festgestellt worden sein. Der Kaiser anerkannte jetzt das päpstliche Münzrecht, oder er verlieh dieses dem mit der Immunität ausgestatteten römischen Bischof. Leo III.

setzte zum Zeugnis seiner Landeshoheit über Rom auf die eine Seite des römischen Denars seinen eigenen Namen, auf die andere aber den Namen seines Oberherrn, des Kaisers. Es fand hier also ungefähr dasselbe Verhältniß statt wie zwischen der byzantinischen Reichsgewalt und den Gothenkönigen Italiens, welche fortdauernd die Oberhoheit des Kaisers anerkannten; sie setzten auf den Avers ihrer Münzen den Kopf desselben, und auf den Revers ihren Königsnamen.

Durch die Legende des Avers bekundete also der Papst, daß die höchste Quelle aller rechtlichen und politischen Gewalt der römische Kaiser sei, und daß er selbst, der römische Bischof, von dessen oberherrlicher Autorität seine Landeshoheit empfangen habe. Die Kaisernamen CAROLVS, LVDOVVICVS, HLOTHARIVS, WIDO, LANTVERTVS etc. sind in der Regel ausgeschrieben und umgeben das Feld, auf welchem das Wort ROMA steht, dessen Buchstaben die Form eines Kreuzes bilden. ROMA bedeutet hier mehr als den Münzort. Es ist zugleich das Haupt des Imperiums und der Welt, und schon im 9. Jahrhundert war der Spruch gebräuchlich, Roma Caput Mundi Regit Orbis Frena Rotundi. Die Münze bietet eine Kreisfläche dar, gleichsam in Miniatur das Abbild der Welt; darum nimmt ihre Mitte ROMA ein. Bisweilen ist dies Wort durch IMP (Imperator) ersetzt, und dann ist der Sinn derselbe.[1] Abweichungen fanden

[1] Nur auf Papstmünzen des Kaisers Ludwig I. steht an der Stelle des Wortes ROMA oder IMP, mit auffallender Ausnahme, das Wort PIVS.

immer statt, aber im Ganzen glaube ich, daß jener leonische Typus der ideale für die carolinischen Papstmünzen ist. Diese eine Seite der Münze also gehört dem Kaiser, sie stellt das Reich dar.

Die andere gehört dem Papst, und sie stellt die Kirche und ihren Staat dar. Aber der Papstname wird hier nicht wie dort der Kaisername um den sphärischen Rand ausgeschrieben, sondern diese Stelle nimmt SCS. PETRUS ein, der Apostelfürst, das Haupt der Kirche und zugleich des Kirchenstaats. Daraus ergab sich die typographische Notwendigkeit, den Papstnamen zu einem Monogramm zu verkürzen, und dieses nimmt nun, genau wie auf der Kaiserseite das Wort ROMA oder IMP, die Mitte ein; denn der Papst ist der Mittelpunkt der die Welt umfassenden Kirche. So stellt die Papstmünze seit Karl dem Großen die beiden Hälften des moralischen Kosmos des Mittelalters, die weltliche und die geistliche, in ihrer Zusammengehörigkeit und Harmonie dar.

Hieraus folgt, daß jede Münzseite des Papstdenars der anderen gleich steht, daß jede als Vorder- oder Rückseite, als Avers oder Revers angesehen werden kann. Diese Unterscheidung ist auch überhaupt nur eine numismatische. Der Kaiser konnte, wenn es ihm daran gelegen war, die Reichsseite als die bevorzugte ansehen; die Münze gehörte ihm so gut wie dem Papste, denn sie war im Allgemeinen das Symbol der römischen Weltherrschaft. Der Papst wiederum konnte seine Münzseite als die wesentliche und gute, die andere mit dem Kaisernamen als die unwesentliche und minder gute, wenn nicht schlimme betrachten. Die seinige war auch die reale,

denn sie erst machte den Denar zur Landesmünze. Cinagli hat die Papstseite Dritto (Avers) genannt, und gerade so viel Recht dazu gehabt wie Promis, welcher die Kaiserseite als den Avers betrachtet.

Die uns bekannten Papstmünzen des 9. und 10. Jahrhunderts haben keine anderen Legenden als die Namen des kaiserlichen Oberherrn, des Landesherrn und Papstes, und dazu ROMA, IMP und SCS. PETRVS. Nur eine einzige macht eine Ausnahme. Promis schreibt sie Sergius III. zu, unter dessen Pontificat (904—911) der von Berengar geblendete und vertriebene Kaiser Ludwig aus der Provence von den Italienern nicht mehr anerkannt war. Auf der einen Seite hat dieser Denar SALVS PATRIAE, und in der Mitte das Monogramm SERG; auf der andern SCS. PETRVS mit ROMA. Es ist nicht wenig merkwürdig, daß dieser eine Papst auf den Gedanken kam, den schönen Begriff Salus Patriae alten römischen Kaisermünzen zu entlehnen.[1] Er selbst war Römer, ein Mann von großen Schicksalen, aus der schrecklichen Zeit des Formosus und des wildesten Factionenwesens, ein Günstling der mächtigen Theodora, der Mutter Marozia's. Es erwachte damals die Erinnerung an das alte Rom mit neuer Gewalt; bald darauf hat auch Alberich seinem Sohne den großen Namen Octavian gegeben.

[1] Die Legende wiederholt sich nicht mehr, selbst nicht auf den Papstmünzen der Renaissance. Eine Münze Sixtus' IV. hat die Legende Publicae Utilitati; eine Münze Julius' II. das Schifflein Petri mit der Inschrift: Navis Aeternae Salutis.

Es war also nicht üblich, Legenden moralischen Sinnes auf die Papstmünzen zu setzen. Erst auf den Gold- und Silbermünzen des Senats erscheint der Spruch Roma Caput Mundi, aber auch kein anderer. Sodann begannen die Päpste seit der Renaissance ihre Münzen, die keinen Bezug mehr auf das Imperium hatten, mit mancherlei geistlichen Sinnsprüchen zu versehen.

Auch bildliche Figuren sind in den Jahrhunderten vor der Erneuerung des Senats auf den Münzen Roms sehr selten. Sie stellen dann gewöhnlich die Büste Sanct-Peters dar. Nur selten findet sich die Büste eines Papstes, zuerst auf einem Denar Hadrians I., dann auf einer Münze desselben Sergius III., und auf einer Benedicts VI. (972—974). Ein Denar Johanns X. (914—928) zeigt einen Tempel als Sinnbild der Kirche, mit dem Worte ROMA; und auch auf einem Denar Benedicts VII. (974—983) findet sich die Figur eines Tempels mit einem Stern darüber. Einige Male sind Kaiserbüsten auf den Papstmünzen abgebildet worden.

Als Alberich die Tyrannis in Rom erlangte, saß auf dem heiligen Stule, von seiner Mutter Marozia erhoben, sein eigener jugendlicher Bruder Johann XI. Diesem nahm er die weltliche Gewalt und mit ihr auch das Prärogativ des Landesfürsten, die Münze. Er ließ jetzt Denare prägen. Den hergebrachten Münztypus behielt er bei, nur setzte er auf die Seite, wo ehedem der Kaisername stand, seinen eigenen, auf die andere den Papstnamen. Man könnte sich wundern, daß er diesem überhaupt noch eine Stelle auf seinen Denaren gab. Aber so radical war damals die Umwälzung der Ideen in

Rom noch nicht, daß sich der Princeps über die hergebrachten urkundlichen Formen des Staatslebens hätte hinwegsetzen können. Erst auf den Senatsmünzen ist der Papstname fortgeblieben. Außerdem war die Beibehaltung desselben eine kluge, weil conservative Maßregel Alberichs; denn sie brachte den öffentlichen Schein hervor, daß der Tyrann Roms nicht im Zwiespalt und Widerspruch zum Papste stehe, daß dieser alle hergebrachten Ehren genieße und nichts verloren habe, als die civile Gewalt. Selbst Rechtsurkunden Alberichs zeigen, daß der Fürst der Römer fortfuhr, die Zeit mit dem Pontificatjahr des Papstes zu bezeichnen.[1]

Alberich hat fünf Päpste erlebt, welche alle, den ersten ausgenommen, seine Geschöpfe gewesen sind: Johann XI. (931—936), Leo VII. (936—939), Stephan VIII. (939—942), Marinus II. (942—946), Agapitus II. (946—955). Nur aus zweien dieser Pontificate sind bisher Alberich-Münzen bekannt gewesen, nämlich aus denen Marinus des II. und Agapitus II. Diese Denare sind in bekannten numismatischen Werken, zuletzt von Domenico Promis in seiner ausgezeichneten Monographie, beschrieben worden, worin er die Angaben der Vorgänger, namentlich Cinagli's, berichtigt und ergänzt hat.[2]

Nun hat aber vor wenigen Jahren ein günstiger Zufall

---

[1] A. IV. Pont. Dom. Stephani VIII. P. P. Ind. XV. m. Aug. die 17. — Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter, III[3], 309.

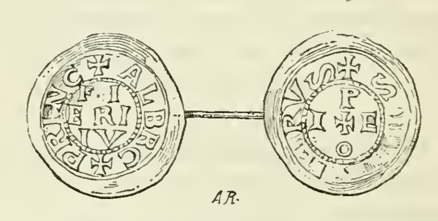
[2] Monete dei Romani Pontefici avanti il mille, Torino 1838.

noch einen, Promis und allen andern Numismatikern unbekannt gebliebenen Silberdenar Alberichs ans Licht gebracht, und dieser ist ein numismatisches Unicum vom höchsten Wert. Bei Gelegenheit der Arbeiten zur Eindämmung des Tibers in Rom sind schon manche kostbare Münzen aus dem Flusse gezogen, und so ist auch diese dort glücklich aufgefischt worden. Sie kam erst in den Besitz des römischen Münzensammlers Giancarlo Rossi, und aus dessen Versteigerung erstand sie das vaticanische Cabinet für die Summe von 775 Lire.

Ich verdanke die Kenntniß vom Vorhandensein dieser Münze Herrn Heinrich Hirsch in München, dem bekannten Numismatiker von langjähriger und großer Erfahrung in seinem Fache. Sie ist noch nicht wissenschaftlich erläutert und verwertet, und nur in dem Versteigerungscatalog Rossi beschrieben und auch abgebildet worden.[1] Ich gebe ihre Legende nach der correcten Lesung, welche der Präfect der vaticanischen Museen und Director des dortigen Münzcabinets, Commendatore Visconti, für mich zu machen die Gefälligkeit gehabt hat. Auf dem Avers steht + ALBRC. + PRINC. als Umschrift; im Felde die Worte FIERI IV. R) S .... RVS (S. PETRVS); im Felde um ein Kreuz die Buchstaben P. I. O. E. Dies Monogramm ist so gestellt, daß P nach oben zu stehen kommt. Man wird lesen müssen Papa Johannes. Die Verteilung der Buchstaben weicht etwas von jener im Monogramm der Münzen

[1] Catalogo della Collezione Rossi di Roma, Roma 1880, n. 3746; Tav. VII.

Johanns VIII. und XIII. ab. Da nun Alberich keinen anderen Papst dieses Namens erlebt hat, als den XI., seinen eigenen Bruder, und da erst nach seinem Tode sein Sohn als Johannes XII. den heiligen Stul bestiegen hat, so kann unsere Münze nur dem Pontificat Johanns XI. angehören, und so ist sie auch vom Verfasser des Catalogs richtig bezeichnet worden.[1]



Die Legende des Avers ist im hohen Grade merkwürdig; denn im Felde steht Fieri Jussit: das letzte Wort hat nur die zwei ersten Buchstaben. Diese Aufschrift ist ohne jedes numismatische Beispiel, wenn auch sonst das Fit auf Münzen gefunden wird.[2] Fieri Jussit scheint

[1] Die folgende Abbildung der Münze ist nach jener im Catalog gemacht, mit verbesserter Lesung.

[2] Herr von Sallet, der Director des Berliner Münzcabinets, hatte die Güte, mir (am 25. Februar 1885) diese Mitteilung zu machen: Die auffallende Form FIERI JUSSIT erinnert an die orientalischen Münzumschriften; auch die lateinisch schreibenden Dynasten in Magnesia 2c. im 14. Jahrhundert haben ähnliche Formen, so z. B. Saruk-Khan in Magnesia: MONETA QVE FIT MANGLASIE DE VOLVNTATE SARCANI etc. (Friedländer, Beiträge z. ältern Münzkunde, S. 52). Auch das häufige FIT, auch FITVR auf Mero-

nur für ein opus zu passen, etwa eine Capelle, ein Tabernakel oder ein Musiv, welche auf Befehl des Stifters, eines geistlichen oder weltlichen Fürsten, ausgeführt worden sind; die Phrase erinnert aber auch an das ex jussione, oder ex dicto der Notare im diplomatischen Stil jener Zeit, an das jussimus der Fürsten am Ende von Urkunden, während auch fieri in Bezug auf diese gebraucht wurde (hanc cartam fieri rogavi).

Indem Alberich seinem Namen und dem Titel Princeps jene Worte beifügen ließ, hat er diesen Denar zur öffentlichen Urkunde seiner souveränen Landeshoheit gestempelt. Er ist ohne Zweifel als die erste Münze anzusehen, die er unmittelbar nach der Revolution des Jahres 932, nach der Flucht Hugos und seiner eigenen Erhebung zum Princeps prägen ließ. So besitzen wir in diesem Denar das älteste uns überlieferte Document der Geschichte des merkwürdigen Mannes.

Was Liudprand mit dem Wort Monarchia bezeichnet, das heißt die weltliche Alleingewalt, die Alberich in Rom besaß, das wird durch diese Münze ausgedrückt und bestätigt.[1] Ihre Legende ist so gewaltsam und so profan,

---

wingern, die Umschriften der Münzmeister (oder Statthalter?) auf Deutschen Mittelaltermünzen ODOX ME FIT, niedersächsische Denare um 1000 n. Chr., BENNO ME VECIT auf Dortmunder Münzen Heinrichs III. oder IV. kann man vergleichen. Freilich ist das „fieri jussit" noch energischer ausgedrückt und höchst merkwürdig.

[1] Expulsus igitur rex Hugo Romanae urbis Albericus monarchiam tenuit, fratre suo Johanne summae atque universali sedi praesidente (Chron. III. 45).

daß sie den Charakter der Umwälzung Roms auf das Schlagendste ausspricht. Das Fieri Jussit hebt den ganzen idealen Typus der carolinischen Papstmünze mit ihrem Bezuge zum Imperium auf; an die Stelle des Herrschers der Welt ist ein städtischer Gewalthaber getreten, welcher keinen Zusammenhang mit Kaiser und Reich hat, sondern das national gewordene Rom als unabhängiger Fürst regiert. Man kann sich vorstellen, mit welchem Unwillen die Anhänger des carolinischen Reichsideals die revolutionäre Münze betrachtet haben. Die Anhänger des Papsttums konnten sich wenigstens damit trösten, daß auf ihr der Name Johanns XI. zu lesen war.

Der Bruder Alberichs blieb auch nach der Revolution Roms das anerkannte Oberhaupt der christlichen Kirche. Freilich behauptet Flodoard, von Pilgern, die aus Rom nach Reims zurückgekehrt waren, gehört zu haben, daß der Papst und seine Mutter Marozia von Alberich in Gefangenschaft gehalten seien, und das ist ohne Frage auch der Fall gewesen. Als willfähriger Diener der ehrgeizigen Absichten Marozia's und Hugos auf die Kaiserkrone wurde Johann XI. von seinem Bruder festgesetzt und gezwungen, auf das Dominium temporale zu verzichten. Er lebte dann, von Alberich auf die geistlichen Functionen beschränkt und strenge überwacht, noch bis zum Jahre 936, worauf der Fürst und Senator der Römer einen ihm ganz gehorsamen Benedictinermönch zu seinem Nachfolger erwählen ließ.

Leo VII. anerkannte den kühnen Emporkömmling ohne Widerstand als den Gebieter Roms. Mit diplomatischer Ironie hat Flodoard von diesem Papst sogar gerühmt,

daß er nur auf göttliche und geistliche Dinge bedacht war, und die Gipfel weltlicher Ehren nicht gesucht hat. Es ist bekannt, daß Leo VII. im Verein mit Alberich um die clunische Reform der Klöster Roms und des Landgebietes eifrig bemüht war; in einer Bulle zu Gunsten der Abtei Subiaco vom Jahre 937 hat dieser Papst den Usurpator der weltlichen Rechte des heiligen Stuls ausdrücklich als den ruhmvollen Princeps und Senator aller Römer öffentlich gepriesen und anerkannt.[1]

Es würde daher ganz irrig sein, wenn man aus der Bezeichnung der Alberich-Münzen mit den Namen der Päpste seiner Zeit schließen wollte, daß diese auch damals fortfuhren das Münzrecht zu besitzen und auszuüben. Die Legende „Albericus Princeps Fieri Jussit" reicht jetzt hin, solche Ansicht als ungeschichtlich abzuweisen. Die andern uns bekannten Alberich-Münzen haben das Fieri Jussit nicht mehr. Der Fürst Roms hat schwerlich diesen trotzigen Ausdruck seiner Landesherrlichkeit wiederholt; denn sobald sie befestigt und anerkannt war, brauchte er nicht mehr an ihren revolutionären Ursprung zu erinnern, sondern er setzte auf seine Münzen in stilgemäßer Form einfach seinen Namen und Titel.

Aus den Pontificaten Leo's VII. und seines Nachfolgers Stefan VIII. sind keine Alberich-Münzen auf uns gekommen. Die von Cinagli dem letzteren zugewiesene hat Promis mit Grund Stefan V. zurückgegeben.

---

[1] Per interventum Alberici gloriosi Principis atque omnium Romanorum Senatoris. Gesch. der Stadt Rom, III, 312.

Stefan VIII. war Römer von Geburt, und nicht, wie Cinagli irrig behauptet hat, Deutscher. Sein Pontificat ist sehr dunkel. Die Reaction des Clerus, der Widerstand einer päpstlich gesinnten Optimatenpartei, und die Ränke des Königs Hugo brachten damals eine Verschwörung gegen Alberich hervor. Sie wurde entdeckt und bestraft; auch Stefan VIII., welcher ihr nicht fremd geblieben war, soll ihr Opfer geworden sein.

Sein Nachfolger war Marinus II., gleichfalls Römer, wie überhaupt alle Päpste der Epoche Alberichs dies gewesen sind, denn das verlangte der entschieden nationale Charakter, welchen er dem neuen römischen Staat gegeben hatte.

Wir besitzen einen Alberich=Denar des Papstes Marinus II. Der Avers hat ALBERI PRI um das Feld, und auf diesem ROMA: der Revers SCS. PETRVS um das Monogramm MARIN.





Dieser Papst war dem Fürsten gefügsamer als sein Vorgänger. Der Chronist Benedict vom Soracte hat von ihm gesagt, daß er nichts ohne den Befehl Alberichs gethan habe.[1] Während dieser kraftvoll und klug Rom

[1] Electus Marinus papa non audebat adtingere ali-

regierte und gegen die wiederholten Angriffe des Königs Hugo siegreich verteidigte, und auch mit dem Hofe in Byzanz, um sich einen Halt zu sichern, diplomatische Unterhandlungen anknüpfte, blieb das Papsttum auf den engsten Kreis seiner geistlichen Wirksamkeit beschränkt. Aber trotzdem konnte die römische Kirche auch damals noch Einkünfte aus dem fernsten Auslande beziehen, auf welche der Tyrann Alberich nicht seine Hand legte. Ein vor Kurzem in Rom gemachter numismatischer Fund hat gerade dafür einen sichern Beweis geliefert. Es ist dort ein sehr merkwürdiger Schatz von Münzen entdeckt worden, welcher in der Zeit Alberichs und während des Pontificats Marinus' II. vergraben worden war. Man fand ihn, als man am Ende des Jahres 1883 jene Ausgrabungen am Fuße des Palatin machte, deren unverhofftes Ergebniß die Entdeckung des Atriums der Vesta oder des Hauses der Vestalinnen gewesen ist. Dort grub man ein rohes Gefäß von Terracotta aus, in welchem 835 fast durchaus angelsächsische Silberdenare verwahrt lagen.

Die ältesten dieser Münzen gehören dem Könige Alfred an (871—900), die jüngsten Edmund I. (941—946), und Anlaf von Northumberland (944—947); so daß die ganze Masse der Denare die Zeit vom Ausgange des 9. Jahrhunderts bis zur Hälfte des 10. umfaßt, und das Jahr 947 nicht überschreitet. Giambattista de Rossi hat diesen großen Fund in einer Dissertation

---

quis extro jussio Alberici principi, so in der barbarischen Sprache Benedicts, Chron. Kap. 32.

beschrieben und erläutert.[1] Er hat dargethan, daß jener Schatz ein Teil des Romescot oder des jährlichen Tributs gewesen ist, welchen die angelsächsischen Könige für die Erhaltung ihres berühmten Hospitals in Rom an die päpstliche Kammer zahlten, und daß er an den Papst Marinus II. eingeliefert worden ist.

Dies schließt er aus einer Doppel-Fibia, die man bei jenen Münzen gefunden hat. Sie ist von Bronze mit Silbereinlegung in niello und trägt die Inschrift + DOMINO MA + RINO PAPA. Solche Fibien pflegten die Beamten des päpstlichen Palastes an den Saum ihres Amtsgewandes zu heften. Die bei den Münzen gefundene mag zur amtlichen Kleidung des päpstlichen Vestararius oder des Arcarius gehört haben, welcher den Schatz in Verwahrung hatte.

Es liegt außer meinem Zweck, den scharfsinnigen Combinationen zu folgen, die De Rossi über die mögliche Veranlassung des Vergrabens jener Münzen, wie über die Oertlichkeit, wo dies geschehen war, aufgestellt hat. Da Marinus II. im Jahre 946 starb, so kann der genannte Schatz, dessen spätestes Münzdatum 947 ist, nicht später als in jenem Jahre vergraben worden sein.

---

[1] D'un Tesoro di monete anglosassoni trovato nell' atrio delle Vestali; Estratto dalle notizie degli Scavi del mese di Dicembre 1883. Roma 1884. Die Münzen sind alle von Silber, mit Ausnahme eines Goldsolidus des Kaisers Theophilus (829—842). Unter den Silberdenaren fanden sich zwei aus Pavia, einer aus Limoges, einer aus Regensburg (Regina Civitas). Alle übrigen 830 Münzen sind angelsächsisch.

In demselben Jahre 946 entsagte der König Hugo seinen aus der Vermälung mit Marozia hergeleiteten und bis dahin hartnäckig behaupteten Ansprüchen auf Rom; er schloß mit Alberich Frieden, indem er ihn als Fürsten der Römer anerkannte, und schon früher hatte sich dieser mit Alda, einer Tochter Hugo's, vermält. Auf dem heiligen Stule saß damals Agapitus II., der Nachfolger des Marinus.

Der neue Papst war ein Mann von mehr Selbständigkeit des Geistes, als seine Vorgänger; das niedergedrückte, aus seinen großen Weltbeziehungen fast zum städtischen Bistum herabgekommene Papsttum erlangte unter ihm allmälich mehr Kraft. Agapitus hoffte auf die Errettung des heiligen Stules aus der Gewalt des unbesiegten Fürsten der Römer durch den König Deutschlands. Aber so stark war noch Alberich, daß er den Romzug Otto's des Großen und seine Kaiserkrönung verhinderte. Er wies die Boten ab, welche dieser im Jahre 952 aus Pavia an den Papst schickte, um wegen seiner Aufnahme in Rom und wol auch wegen seiner möglichen Krönung zu unterhandeln, und Otto kehrte mit seiner Gemalin Adelheid nach Deutschland zurück. So lange Alberich lebte, ist Otto thatsächlich von Rom fern geblieben.

Cinagli und Promis haben zwei Alberich-Münzen aus dem Pontificat des Agapitus II. verzeichnet. Die eine hat auf dem Avers die Umschrift ALBERICVS, im Felde das Monogramm AGAPVS; auf dem Revers eine halbe Figur mit dem Kreuz zu ihrer Rechten, und der Umschrift SCS. PETRVS.





Die andere hat auf dem Avers AGAPITVS PA um die Büste des Apostelfürsten mit Kreuz und Schlüssel; auf dem Revers im Felde das Monogramm ALBR, darum SCS. PETRVS.





Im Monogramm der ersten dieser Münzen wollte noch Provana, wie Scheid und Argelati, das Wort Patricius lesen, und daraus den Schluß ziehen, daß Alberich einen Teil seiner Gewalt dem Papste Agapitus abgegeben hatte; aber diese Ansicht ist so irrig, wie die Erklärung der Münze selbst. Ich habe dieselbe vor Jahren im vaticanischen Cabinet in Gegenwart des damaligen Vorstandes desselben, Herrn Tessieri, untersucht, und wie Promis AGAPVS gelesen.[1]

[1] Gesch. d. Stadt Rom im Mittelalter, III, 298. Die Stelle bei Provana, Studi Critici sovra la Storia d'Italia

Auf beiden Denaren fehlt das Wort Princeps; doch ist daraus nicht ein Schluß zum Nachteil der Herrschergewalt Alberichs zu ziehen, eher das Gegenteil. Es gibt Papstmünzen, auf denen auch der einfache Kaisername ohne den Zusatz IMP. steht. Es fällt vielmehr etwas anderes an beiden Denaren auf, und das ist die umgetauschte Behandlung ihrer Legenden. Einmal steht der Name Alberich als Umschrift auf der Vorderseite, und hat dann in der Mitte das Papst-Monogramm; das andere Mal steht der Papstname auf der Vorderseite um die Büste S. Peters, und auf der andern Seite der Name Alberich im Monogramm, umschrieben mit SCS. PETRVS. Da wir nur diese beiden Alberich-Agapitus-Münzen besitzen, so sehen sie ganz artig aus, etwa wie Höflichkeiten, welche sich der Papst und der Tyrann des heiligen Stuls in derselben Form ausgetauscht haben. Jedenfalls ist es der Bemerkung wert, daß auf der zweiten Münze zum ersten Mal der Papst die hervorragende Stelle einnimmt, der Name des Fürsten aber zu einem unscheinbaren Monogramm geworden ist. Der bescheidene Platz, welchen er hier einnimmt, bildet wenigstens einen auffallenden Gegensatz zu dem energischen Albericus Princeps Fieri Jussit auf dem Denar Johanns XI.

Unter allen Papstmünzen finde ich nur eine Analogie zu dieser abweichenden Behandlung der Legenden. Während sonst immer stilgemäß der Kaisername ausgeschrieben,

---

a' tempi del Re Ardoino, Turin 1844, S. 145. Sowol die Münze des Marinus, als die des Agapitus sind hier aus dem Werk des Domenico Promis reproducirt.

der Papstname als Monogramm gesetzt ist, weicht eine Münze des Papstes Marinus I. (882—884) davon ab; denn auf ihr nimmt der Name MARINI PP die Vorderseite ein, und steht der Kaisername als Monogramm KAROLS auf der Stelle, welche herkömmlich das Papstmonogramm hätte einnehmen sollen. Promis hat diese Formung der Legenden als eine Neuerung des Marinus bezeichnet, ohne sonst dazu eine Bemerkung zu machen. Da nun jener Kaiser Karl der Dicke, der letzte der Karolinger, ein mißachteter Fürst ohne jede Autorität war, so kann die Behandlung seines Namens auf der Münze des Marinus den Eindruck absichtlicher Geringschätzung hervorbringen. Doch das ist eben nur scheinbar; denn schon auf einer Münze des Nachfolgers dieses Papstes, Hadrian des III. (884—885), steht wieder der volle Name desselben mißachteten Kaisers CAROLVS IMP.

Es hat wol immer Schwankungen in der Legendendarstellung der Münzen gegeben, vor wie nach der Zeit Alberichs. So steht auf einem Denar Johanns XII. (955—963) der Papstname DOM. JOH. PAPA als recht trotzend aussehende Umschrift um den ganz einfachen Kaisernamen des großen OTTO, und auf der Rückseite nur die Umschrift SCS. PETRVS um eine ausgestreckte Hand. Auf einer Münze Johanns XIII. (965—972) stehen sogar die Namen des Papstes und des Kaisers auf einer und derselben Seite bei einander, und zwar so, daß JOH. PAPA über das einfache OTTO gesetzt und davon durch einen Strich getrennt ist. Auf einer Münze Benedicts VI. (973—974) steht der Papstname als große Umschrift um das einfache viel kleinere OTTO. Auf

einer andern desselben Papstes sieht man auf der Vorderseite dessen Brustbild mit seinem Namen, auf der Rückseite die Umschrift SCS. PETR. OTTO um ROMA im Felde.

Solche Abweichungen vom regelrechten Typus würden wol zahlreichere Beispiele aufweisen, wenn wir mehr Papstmünzen besäßen. Sie dürften sich vielleicht auch auf denen Alberichs vorfinden, doch wir kennen überhaupt nur vier seiner Denare.

Promis hat keine Bemerkung zu der Agapitus-Münze mit dem Monogramm Alberich gemacht. Ich selbst bemerke nur, daß es unstatthaft und irrig ist, aus ihr, wie Provana und seine Gewährsmänner gethan haben, auf ein Niedersinken der Macht des Fürsten der Römer unter die erstarkende des Papstes schließen zu wollen; denn hätte auch Alberich davon das Bewußtsein gehabt, so würde er nicht eine Münze zu seinem Verräter gemacht haben. Der gewaltige Usurpator der Civilgewalt des Papsttums konnte seine Herrschaft ruhig bis zu seinem Tode behaupten: sie war in der Stadt Rom selbst nicht erschüttert, aber von Deutschland her stark bedroht. Denn immer höher wuchs in Norditalien die Macht Otto's I. auf. Der König Berengar war sein Vasall geworden, die Mark Verona dem Bruder Otto's, dem Herzog Heinrich von Baiern, übergeben worden. Der größte Monarch Europas mußte früher oder später seinen Plan der Wiederherstellung des Kaisertums aufnehmen und in die Verhältnisse Roms bestimmend eingreifen. Die Beziehungen zu Deutschland stärkten daher das Papsttum und ließen den Wiedergewinn seiner verlorenen weltlichen Ge-

walt voraussehen. Alberich selbst erkannte, daß seine Herrschaft in Rom nur so viel Bestand haben werde, als eine Usurpation haben kann, daß die Trennung des weltlichen Dominiums von dem Papsttum nach seinem Tode nicht fortdauern, und daher sein Sohn Octavian nur als Papst der Erbe seiner fürstlichen Stellung sein könne. Der Chronist vom Soracte sagt ausdrücklich, daß der Sohn Alberichs Cleriker war. Der Vater ließ ihn als solchen erziehen, und suchte ihm die Stimmen des Clerus und Adels für seine künftige Wahl zum Papst zu sichern. So kehrte der „glorreiche" Fürst und Senator der Römer selbst zu dem System der Vergangenheit zurück, indem er in seinem eigenen Sohne das Papstkönigtum wieder herzustellen gezwungen war.

Derselbe Chronist erzählt, daß Alberich vor seinem Ende die Optimaten Roms im S. Peter versammelte, um sie durch einen feierlichen Eidschwur zu verpflichten, seinen Sohn Octavian zum Papst zu erheben, sobald Agapitus gestorben sei. Der Fürst der Römer starb einen ruhigen Tod im Jahre 954, nachdem er 22 Jahre lang mit großer Kraft und bewundernswerter staatsmännischer Kunst sich als Gebieter Roms behauptet, und für so lange Zeit der von Factionen zerrissenen Stadt eine gesetzmäßige Ordnung und Verwaltung, den Frieden und die Unabhängigkeit von fremden Mächten gesichert hatte. So stark aber erwies sich auch nach seinem Tode der Eindruck seiner Regierung, und so fest war die gebietende Stellung seines Hauses, daß der Wille des Sterbenden ausgeführt wurde.

Zunächst ging die weltliche Gewalt in Rom auf sei-

nen jungen, noch knabenhaften Sohn Octavian über. Octavians-Münzen als urkundliche Beweise dafür besitzen wir freilich nicht, aber ohne Zweifel hat sie der Erbe Alberichs in der von seinem Vater angewendeten Legendenform geprägt. Der Papst Agapitus II. überlebte den Fürsten Alberich um ein Jahr. Als er im Herbst 955 gestorben war, wurde Octavian wirklich zum Papst erwählt. Er nahm den Namen Johannes XII. an, unter welchem er die Geschichte der Kirche geschändet hat. Er krönte Otto I. erst im Februar 962 zum Kaiser. So wurde durch den Sohn Alberichs das Imperium hergestellt und mit der Krone Deutschlands verbunden.

Ehe dies geschah, zeichnete Johann XII. die römischen Münzen mit seinem Papstnamen allein, und stellte diesem wieder das Dominus voran als Ausdruck der Landeshoheit, welcher den Päpsten auf den Alberich-Münzen nicht mehr beigelegt worden war. Nach der Kaiserkrönung Otto's erhielten die Denare Johanns XII. wieder die hergebrachten Legenden. Auf dem ersten, der nach der Krönung geprägt zu sein scheint, zeigt die Vorderseite die Aufschrift OTTO IMPERATO sogar mit der Büste des Kaisers, was als eine Huldigung für ihn betrachtet werden muß. Die Rückseite trägt die Umschrift DOM JOANES, und auf dem Felde das Monogramm PAPA.







Gumppenbergs
Bericht vom Sacco di Roma.

1877.



I.

Die Münchner Staatsbibliothek besitzt ein Manuscript, welches folgenden Titel führt:

„Beschreibung aller Händel, die sich anno 1527 zu Rom verlaufen wie die Stadt von des Röm. Kaysers Caroli V. Kriegsvolk eingenommen und geplündert worden, durch den Hochwürdigen und Edeln Herrn Ambrosi von Gumppenberg, Prothonotarium Apostolicum, Domprobst zu Basel, Domherrn zu Würzburg, Augsburg, Regensburg ꝛc. so der Zeit zu Rom selb mit und beigewesen mit eigner Handt beschrieben."

Der Verfasser dieser Schrift war ein bairischer Edelmann, ohne besondere Bedeutung im öffentlichen Leben seiner großen Zeit, aber von sehr viel praktischer Erfahrung und Weltkenntniß. Sein Name ist hauptsächlich nur in Verbindung mit dem seines verdienten, sehr merkwürdigen Zeitgenossen bekannt geworden, des deutschen Orientalisten Johann Albert Widmanstadt oder Lucretius. Ich beschränke mich daher auf einige meinem Zweck zukommende Angaben über sein Leben, die ich meist seinen eigenen Aufzeichnungen entnommen habe. [1]

---

[1] Im Cod. Bav. 1306, und einer Abschrift Nr. 2127 der

Er selbst hat in einem noch vorhandenen Bruchstück seiner Autobiographie sein Geburtsjahr nicht angegeben. Ausgerüstet mit so viel Studien, als er in Tübingen und Ingolstadt gemacht hatte, begab er sich als ein junger mittelloser Glücksritter nach Rom. Das Jahr seiner Ankunft bemerkt er nicht. Er sagt einmal folgendes: „ich pin nach Italien gekomen, da ich etwan 24 Jar alt gewest, und hab mich nit geschämet, alß edel ich gewest pin, daß ich mich dem wenigsten sowohl dienstbar gemacht habe, als dem allergrößesten Herrn." Nun berichtet er in seiner Schrift über den Krieg im Jahre 1527, daß er zur Zeit, da der Connetable von Bourbon im Anzuge gegen Florenz begriffen war, also im Monat April jenes Jahres „ein junger beherzter geselle von ain 25 Jaren" gewesen sei. Demnach muß Gumppenberg etwa im Jahre 1525 nach Rom gekommen sein. Weil er aber zugleich behauptet, daß er ehe die Stadt durch die Kaiserlichen erobert wurde, in mancherlei Geschäften des Papstes zum siebenten Mal in Deutschland gewesen sei, so kann diese Angabe mit der eben gemachten Berechnung nicht gut vereinigt werden. Denn bei der Schwierigkeit des Reisens in jener Zeit ist es nicht glaublich, daß jemand innerhalb zweier Jahre in geschäftlichen Angelegenheiten siebenmal zwischen Rom und Baiern hin und her gegangen

---

Münchner Staatsbibliothek. Eine „Geschichte der Familie von Gumppenberg" ist von Ludwig Albert von Gumppenberg als Manuscript für die Stammesgenossen in Würzburg 1856 gedruckt worden. Die Kenntniß der betreffenden Handschriften verdanke ich dem Oberbibliothekar Herrn Fehringer.

sei. Vielleicht hat der Abschreiber des Manuscripts (dieses ist nur in Copie vorhanden) aus der arabischen Ziffer 2 eine 7 gemacht. Doch das mag auf sich beruhen. Die Geschäftsreise Gumppenbergs von Rom an den Hof der bairischen Herzoge im Jahre 1526 beweist, daß, wie geringfügig auch sein damaliger Auftrag gewesen sein mag, der junge Deutsche in kurzer Zeit die Gunst großer Herren erworben hatte.

Rom war damals nicht mehr das glanzvolle Theater künstlerischer und wissenschaftlicher Thätigkeit wie zur Zeit Julius' II. und Leo's X. Ein Bruch in dieser Hinsicht war eingetreten unter der musenfeindlichen Regierung des unglücklichen Hadrian VI. Jedoch waren Akademiker und Künstler seit der Erhebung Clemens des VII. auf den heil. Stul zu neuem Leben zurückgekehrt: Männer wie Giberti und Sadoleto bekleideten das Amt des Secretärs im Dienste des zweiten Medici. Ausländer konnten in Rom nach wie vor die Schulen ausgezeichneter Professoren besuchen, die Schätze der Bibliotheken ausbeuten, und den Umgang vieler genialer Männer genießen.

Es waren aber schwerlich wissenschaftliche Triebe, die unsern jungen Landsmann nach Rom geführt hatten. Er hat sich nirgend im Zusammenhange mit Humanisten und Gelehrten dieser Stadt oder Italiens gezeigt, noch dort oder später in Deutschland in irgend einer Weise an der Wissenschaft oder auch nur an den kirchlichen Tagesfragen sich beteiligt. Er war ein Mann der Praxis; als solcher suchte er sein Glück zu machen, und das war in Rom nicht schwer, wo zwar die literarische Laufbahn Hindernisse und wenig Lohn finden konnte, aber die ein=

trägliche des Curtisan jedem begabten Menschen jeder Nation immer offen stand.

Ambrosius hat sich über seine römischen Lehrjahre nur ganz im Allgemeinen ausgesprochen, und das ist zu bedauern, denn es wäre eine dankbare Aufgabe gewesen, am eigenen Beispiel das Emporkommen eines armen Fremdlings gerade in Rom darzustellen. Es gab dort immer Deutsche, die als Höflinge es zu etwas gebracht haben, und denen bisweilen die Nachwelt auf Grund ihrer amtlichen Eigenschaft bei der Curie schätzenswerte Denkmäler ihrer Zeit zu verdanken hatte, wie dem Straßburger Burkard und den beiden Westphalen Niem und Gobelin Persona.

„Ich pin", so sagt Ambrosius, „bei allen meinen Gedanken dahin gestanden, wie ich doch thun mechte, daß es meinem Herren gefiele, daß ich in meins Herrn Gnade komen und darin bleiben mechte, dan zu Rom komen treue fleißige Diener bei ihren Herren hinfurt, es sein die Welschen wie pes bueben sie wollen, so gefält ihnen ein feiner, frumer treuer erlich Diener wol; sie suchen Wege und Mittel ihm aufzuhelfen; darumb ist daß die Ursache, das da jederman gen Rom lauffet, und sunder waß wie geschickte ingenia sein, das ein armer geselle so bald zu einem großen Prällat, Bistum, Cardinalat und gar zum Papat komen mege, als kein großer Herr nit." Er habe sich deshalb, so sagt er weiter, in Rom, wo nur das Talent und nicht die Geburt gelte, nicht gar viel auf seinen alten Adel verlassen, sondern sich in Dienst der großen Herren begeben mit solchem Fleiß und Eifer, daß er bald emporgekommen sei. Man habe ihm mit der

Zeit aus allen Landen Sachen zugeschickt (d. h. Geschäfte anvertraut), sogar aus der Insel Zea bei Konstantinopel.

Der Beruf, in welchem sich der junge Glücksjäger zu Rom ausbildete, war also der eines Geschäftsführers in kleinen und großen Angelegenheiten der Curie, oder hoher römischer Prälaten, wie deutscher Bischöfe und Fürsten, welche hundert Dinge auf dem geistlichen Weltmarkt zu erhandeln und zu betreiben hatten. Mit der Zeit erlangte Ambrosius eine so große Gewandtheit in seiner Kunst, daß er vom Kaiser Karl V. zum Procurator der deutschen Nation bestellt ward. Auch die zahlreiche Klasse solcher Agenten wurde mit dem allgemeineren Begriff des Curialen und Curtisan bezeichnet, und dieser war in unserem von der römischen Curie so schamlos ausgebeuteten Vaterlande verrufen und tief verhaßt. Gumppenberg wußte und erfuhr das mehr als genug, darum suchte er in jenen wenigen Nachrichten von seinem Leben diesen Flecken zu tilgen oder zu beschönigen.

Er erklärt, daß er sich des Namens eines Curtisan gar nicht schäme. „Ich wollt", so schreibt er, „mein hand darum geben, daß ganz Deutschland ein Cortisan wer und cortes handelt, so stünd unser arm Deutschland besser dan also da, und wer sich Roms schämet, hat gar wenig gesehen und erfahren. Ja man will sagen zu Rom sei alles Buberei, und da sehe und lerne man alle böse Stücke, und so einer gen Rom ziehet, so fände er gleich den Schalk und corrumpire sein gut Gewissen zusamt seinen moribus." „Wo aber", so fragt er, „kommen denn die großen Schelmen und Bösewichter in Deutschland her, die doch Rom und Welschland nie gesehen haben; wo

haben sie alle ihre Unehrbarkeit, ihre Trunksucht und Völlerei gelernt?" Sodann behauptet er, daß man nirgend in der Welt frommere, ehrbarere, diensthaftere und geschicktere Leute finde, als in Rom: dort lerne man vom Sehen und Hören mehr, als in Deutschland aus Büchern und auf einer hohen Stube bei einem unnützen studio. Hier haben wir also Aussprüche eines Deutschen über das römische Curtisanenwesen, welche die Satiren Huttens und die Pasquille der Reformatoren Lügen strafen sollen.

Ein Zeitgenosse der Reformation, ein Landsmann Aventins, der Curial des Cardinals Caetanus, hatte kein Bewußtsein davon, daß es gerade das verachtete Studium in den hohen Stuben war, was sein Vaterland Deutschland wieder groß und bedeutend machte, und die gesammte Kirche erschütterte, nachdem das Bücherstudium der italienischen Humanisten schon seit dem Costnizer Conzil die moralische Revolution der Welt begonnen hatte. Etwas freilich von gewissen Eigenschaften des Curtisans durfte Gumppenberg immerhin seinen Landsleuten wünschen, ich meine jene Cortesia selbst im besten Sinne Castiglione's, die in einem gebildeten und geistreichen Volk entstandene Renaissance der antiken Urbanitas. Sie hatte den in höfischen Sitten erfahrenen Erasmus unter anderen Vorzügen schöner Menschlichkeit in Rom bezaubert. Ut urbis liceat oblivisci quaerendus mihi est fluvius aliquis Lethaeus: so schrieb er an den Cardinal von Nantes.

Wenn Gumppenberg einmal ausruft: hätte ich tausend Söhne, so müßte mir ein jeder nach Rom, ehe er das vierundzwanzigste Jahr erreicht hat, so hat er hier, wie ich glauben will, nicht bloß die Kunst curialer Geschäfte

und der Sporteln im Auge gehabt. Seine Landsleute, so viele sich voll Haß und Abscheu vom römischen Wesen hinweg gewendet hatten, konnte er freilich nicht von der Ueberzeugung bekehren, daß die Liebenswürdigkeit des Curtisans meist nur die blendende Tünche der Laster des ränkevollen, gewissenlosen und habgierigen Höflings sei. In Deutschland galt auch Ambrosius als der vollkommen ausgelernte Curtisan (perfectus curtisanus) im übelsten Sinne des Worts. So heißt er in einer Anekdote De Eccio et Gumpenbergio in comitiis Augustanis, welche in Schelhorns Ergötzlichkeiten aus der Kirchenhistorie (II, 741) unter der Rubrik Narrationes jucundae zu finden ist, und diese Anekdoten sollen den Vorlesungen Melanchthons entnommen sein. Zu untersuchen, ob ihm bei solchem Urteil seiner Landsleute Recht oder Unrecht geschah, ist nicht meine Aufgabe.

Er trat in die Dienste des in Deutschland von Augsburg her wol bekannten Cardinals Thomas de Vio oder Caetanus, wie auch Widmanstadt später Familiar eines Cardinals wurde, nämlich Schombergs. In diesem Höflingsverhältniß hat Ambrosius sein Glück begründet; und jener Cardinal ist wol vorzugsweise der Herr, um dessen Gunst und Gnade er sich bemüht hat. Im Adelspiegel des Cyriacus Spangenberg wird von ihm nichts anderes bemerkt als dies: Ambrosius von Gumpenberg in Italia lang studiert, und bey dem Cardinal Caetano wol daran gewesen.

In den Stürmen des Jahres 1527 machte sich Ambrosius durch größere dem Papst und den Cardinälen geleistete Dienste zuerst einen Namen. Er war Unter-

händler und Dolmetsch während der Gefangenschaft Clemens' VII. in der Engelsburg; er befand sich in gleicher oder schon höherer amtlicher Eigenschaft im Heer des Kaisers Karl bei den Belagerungen der Städte Neapel und Florenz. Demnach hat er die schrecklichen Schicksale, welche die drei herrlichen Städte Italiens nach einander erlitten, mit Augen gesehen.

Er begleitete den Cardinal Caetanus im Jahre 1530 zum Reichstage nach Augsburg; im Juli 1532 den Cardinallegaten Hippolyt Medici auf dem begonnenen, aber an den Grenzen Ungarns stille stehenden Kreuzzug der Bundesarmee gegen den Sultan Soliman, wol als Kriegscommissar. Er selbst behauptet, daß er während der langen Jahre, die er unter den Päpsten Clemens VII. und Paul III. in Rom gelebt hatte, fünfmal oberster Commissarius und zwar allemal bei einer Armee von 20000 bis 30000 Mann gewesen sei. Er sagt sogar, daß er schon im Jahre 1527 oberster Commissar über die Landsknechte war und sie dreimal musterte.

Nach dem Tode Clemens' VII. wußte er sich auch die Gunst Pauls III. zu gewinnen, der ihn zum apostolischen Protonotar machte. Er erlangte großen Einfluß an der Curie. Benvenuto Cellini hat ihn einmal in seiner Selbstbiographie erwähnt und „meinen Herrn Ambrogio" genannt.

Die Pfründen und Belohnungen, die er von den Päpsten und großen Herren, auch wol vom Kaiser erhalten hatte, und seine fortgesetzten Geschäfte, deren jährliches Einkommen er selbst auf die für jene Zeit recht ansehnliche Summe von 3000 Gulden berechnet hat, verhalfen

dem Curtisan dazu, sich in Rom bequem einzurichten. Er kaufte ein Haus, welches der Abtei Farfa gehörte, und baute dasselbe prächtig aus. In dem giftigen und gemeinen Pamphlet seines römischen Verteidigers Angelus Scaltetus wider Widmanstadt heißt es von ihm: „Er bewohnt in der Stadt ein sehr geräumiges Haus, welches angefüllt ist mit antiken Marmorfiguren, mit Bildwerken, Gemälden, Krystallen und schönem Gerät. Seine große treffliche Bibliothek ist jedermann geöffnet, wie auch sein ganzes Haus allen offen steht, zumal angesehenen Männern oder solchen, welche in irgend einer Wissenschaft und Kunst hervorragen. Fast den ganzen Tag bringt er im Dienste der Mächtigen und Großen zu, wie man's so in Rom zu treiben pflegt, oder er widmet sich der Unterstützung der Freunde und Clienten. Kehrt er von Geschäften heim, so erholt er sich bei dem edeln Genusse, den ihm sein Haus gewährt, wo er oft ausgezeichnete Männer, Redner und Dichter zum Gespräch versammelt. Er schenkt allen seine Gastfreundschaft, zumal den Deutschen, welchen er seine hilfreiche Hand darzubieten nicht ermüdet."[1]

Wenn die Schmeicheleien eines bezahlten Advocaten auf Wahrheit begründet sind, so hat der Protonotarius und Procurator der deutschen Nation als ein einflußreicher Mann in den traurigen Zeiten, die auf das Jahr 1527 folgten, eine hervorragende gesellschaftliche Stellung, namentlich unter den Deutschen in Rom gehabt. Doch nahm er schwerlich jenen beneidenswerteren Platz ein,

---

[1] Das Pamphlet findet man in Schelhorns Amoenitates Literariae, T. XIII.

welchen sein Landsmann, der alte gefeierte Luxemburger Goritz, der Liebling der römischen Akademiker durch so lange Jahre behauptet hatte, ehe ihn und seine geistvollen Freunde die furchtbare Katastrophe des Jahres 1527 ins Elend stürzte.

Indes eines Tags, am 26. October 1540 wurde Gumppenberg aus seinem schönen Hause von Häschern des Gerichts in die Torre di Nona abgeführt: dies hatte sein Landsmann Widmanstadt, welcher ehedem sein eigener Gast gewesen war, bei der römischen Polizei durchgesetzt, weil jener, wie er behauptete, Meuchelmörder gegen ihn gedungen hatte. In einem langen Schreiben oder einer Apologie, welche Ambrosius noch in späteren Jahren an den römischen König Ferdinand richtete, hat er die in jenem grauenvollen Staatsgefängniß zwei Monate lang ausgestandene Hölle mit lebhaften Farben geschildert.[1] Er war damals, wie er sagt, bereits seit 16 Jahren der röm. Kays. Maj. Procurator durch ganz Deutschland gewesen, eine Berechnung, die indeß nicht genau sein dürfte.

Die Ursache des berüchtigten Scandal-Prozesses zwischen Gumppenberg und Widmanstadt war das Verlangen des neuen Bischofs von Eichstädt Moritz von Hutten, die von ihm bis zum Jahre 1539 innegehabte Dompropstei in Würzburg auch als Bischof fortzugenießen. Bei dieser Bemühung sind jene beiden Deutschen als Procuratoren eines und desselben Prälaten und eines und desselben bei der römischen Curie zu vermittelnden Geschäfts in einen langen und erbitterten Streit geraten. Der

---

[1] Cod. Bav. 1306, fol. 209.

Prozeß war wenig ehrenvoll für deutsche Männer, um so weniger, als er nicht, wie so viele erbitterte Feindschaften unter italienischen Humanisten mit wissenschaftlichen Motiven verbunden war. Doch darf hier Widmanstadt vorweg unsere Sympathie in Anspruch nehmen, als ein Mann von wirklichen literarischen Verdiensten.

Ambrosius, durch den endlosen Prozeß gepeinigt, verließ Rom etwa im Jahre 1545, und kehrte nach Deutschland zurück, und zwar im Dienst des Cardinals Alexander Farnese. Hier war er Generalcommissar der päpstlichen Hilfstruppen unter Octavio Farnese im Schmalkaldischen Donaukriege. Er lebte abwechselnd in Augsburg und in Eichstädt, in welchen beiden Städten er Canonicus war. Auch besaß er die Würde des Erbmarschalls von Ober-Baiern. Der unruhige, streitsüchtige, vielgeschäftige Mann ist zu Eichstädt am 4. Sept. 1574 gestorben.

Ein Curiale, welcher 20 Jahre in Rom und noch lange Zeit in dem tief aufgeregten Deutschland lebte, mitten in dem gewaltigen Umgestaltungsprozeß der europäischen Welt durch das Kaisertum Karls V. und die Reformation, der als Augenzeuge, hie und da als amtlich Teilnehmender so große Ereignisse sich vollziehen sah, und die bedeutenden Männer der Zeit persönlich kannte, ein solcher Mann war, das darstellende Talent vorausgesetzt, wol dazu berufen, in einer Autobiographie ein Zeitgemälde der Nachwelt zu überliefern. In der That fühlte Ambrosius, in sein Vaterland zurückgekehrt, bei größerer Muße den Trieb, seine denkwürdigen Erinnerungen niederzuschreiben. Er begann seine Biographie

im Kanzeleistil einer Urkunde oder eines Testaments mit Aufzählung aller seiner Pfründen und Ehrentitel: Ich Ambrosy von Gumppenberg, Erbmarschall in Oberbaiern ꝛc. Diese Adresse ad posteros richtete er ausdrücklich an die eigene Familie, als deren merkwürdigstes Mitglied er sich selbst zu betrachten Ursache hatte. Nicht anders ist der alte Götz von Berlichingen verfahren; er hat seine ritterlichen Thaten aufgezeichnet seinen „Erben, Kindern und Nachkommen zu Ehren und Gutem“.

Die Lebensbeschreibung Gumppenbergs, erhalten in dem flüchtig und hieroglyphisch geschriebenen Original und in einer nur halb verständlichen Abschrift, umfaßt indeß nicht mehr als 13 Blätter. Der Autor beginnt mit dem trockenen Verzeichniß seiner nächsten Familienglieder; dann springt er, ohne sich bei seiner Erziehung und seinen Studienjahren aufzuhalten, schnell nach Rom über, und verbreitet sich in allgemeiner Weise über den dort von ihm erwählten Beruf. Hierauf kommt er ohne weitere Vermittlung zu den Ereignissen des Jahres 1527. Er gibt hastige Nachricht von seiner Verwicklung in dieselben bis zum Augenblick, wo der Connetable vor den Mauern der Stadt erscheint. Hier bricht das Manuscript ab. Entweder ging die Folge verloren, oder (und das halte ich nach der dürftigen Anlage dieser Aufzeichnung für wahrscheinlich), der Biograph gab seinen Plan auf, weil er ihm doch nicht gewachsen war.

Hätte er nicht mit so viel Emphase seine Absicht angekündigt, sein Leben und Thun „von der Kindheit bis zum Grabe“ darzustellen und seinen Nachkommen und Vettern zu ihres Stammes Ehre als ein „Exempel und

Memory“ zu hinterlassen, so würden wir kein Recht haben, dies Fragment auf solche Verheißung hin erwartungsvoll anzusehen. Nun aber bedauern wir, daß wir um versprochene deutsche Memoiren gekommen sind, welche auf die Geschichte und Zeiten Karls V., Clemens' VII. und Pauls III. in biographischer Weise sich würden bezogen haben.

Der lobenswerte Versuch eines vielerfahrenen Deutschen jener Zeit, in seiner Muttersprache sein Leben niederzuschreiben, ist aber schon als solcher der Aufmerksamkeit wert. Die deutsche Literatur ist nicht reich an Biographien und Memoiren, dieser wichtigen Gattung der historischen Kunst, welche man den psychologischen Spiegel nennen darf, worin Nationen, das geistige Bild ihres Staats und ihrer Gesellschaft als persönliches Porträt des Zeitalters erkennen. Wir haben den biographischen Sammlungen der Franzosen und Engländer wenig Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Wir besitzen aus unserer älteren Vergangenheit nichts, was sich einem Joinville, Froissart oder Comines, oder jenen Denkwürdigkeiten vergleichen ließe, mit denen ein Papst, Pius II. Piccolomini, die Nachwelt beschenkt hat.

Die sich selbst beobachtende, die historische Erfahrung der eigenen Welt zum Bewußtsein der Zeit gestaltende Persönlichkeit wurde bei uns erst durch die Stürme der Reformation losgelöst, aber die Anfänge, die wir damals in der biographischen Literatur, meist durch die italienische Charakteristik angeregt, gemacht haben, gingen in der Verwilderung der Gesellschaft und der deutschen Sprache während des 17. Jahrhunderts folgelos verloren.

Durch das Gestrüpp dieser in officiellen wie privaten Gebieten sich hindurch zu arbeiten, ist wol die schwierigste, fast herkulische Arbeit, welche heute auch dem geduldigsten deutschen Geschichtsforscher auferlegt werden kann. In solchem vernachlässigten, weit zurückgebliebenen Sprachstoff zu versuchen, die erlebte Welt in allem Reichtum menschlicher Verhältnisse abzuschildern, konnte unsere Staatsmänner und Beobachter noch bis zu den Zeiten Friedrichs des Großen nicht reizen; und selbst als dieser Verfall und Tumult der Sprache noch nicht eingetreten war, in der Epoche sprachschöpferischer Kraft Luthers, Aventins und Tschudi's würde einem deutschen Benvenuto Cellini die Sprache unsres edeln Albrecht Dürer mehr als ein Hinderniß des Ausdrucks gewesen sein. Man wird das Leben des Götz von Berlichingen heute kaum noch ein Zeitgemälde nennen, es sei denn von den rohesten Zügen ohne psychologischen Blick für den Menschen, ohne Spur individualisirender Kunst, und endlich ermüdend durch die verworrene, langatmige, schwerfällig pedantische Redeweise, welche den Sinn in Dunkelheit hüllt.

Der deutsche Curtisan in Rom aus der großen Zeit Luthers und Karls V. machte also den rühmenswerten Versuch einer Selbstbiographie, aber er verunglückte dabei; die Schuld lag an seiner mangelhaften Bildung und persönlichen Unbedeutung überhaupt, nicht an seiner besondern Unfähigkeit sich deutsch gut auszudrücken. Er hatte in der Fremde seine Muttersprache nicht verlernt. Sie ist bei ihm vom bairischen Dialekt gefärbt, mit Fremdwörtern nicht zu sehr angefüllt, sehr unbeholfen und ungebildet, oft roh im Ausdruck, aber

immerhin so lesbar, wie jene seines Zeitgenossen Adam Reißner.

Nun aber hat er doch seine Lebensgeschichte fortgesetzt, weil sie ihm wichtig erschien, und sie war es sicher durch die Fülle erlebter großer Dinge; ja, wie dankbar würden wir ihm noch heute sein, wenn er verstanden hätte, sie uns wichtig zu machen. Er schrieb den Bericht über die Ereignisse des Jahres 1527, welcher als ein herausgenommenes und mehr ausgeführtes Stück eines größeren Ganzen zu betrachten ist. Es reicht vom Monat April, wo Clemens VII. von Florenz aus mit dem Connetable unterhandelte, bis zum 29. November, wo die sechs päpstlichen Geiseln aus der Haft der Landsknechte glücklich entronnen sind. Da bricht auch dies Manuscript plötzlich ab.

Die Erzählung Gumppenbergs ist erst aus der Erinnerung geschrieben zwischen den Jahren 1549 und 1555, als Julius III. del Monte Papst war. Die Abschrift des Manuscripts besorgte sein damaliger Secretär Johann Baptist Fickler. Dieser Mann, ein Würtemberger von Geburt, ist nachher in Salzburg und München zu einigem Ruf gekommen, als Theologe, Canonist, Uebersetzer, Numismatiker, als eifriger Katholik. Er erlangte auch dadurch eine besondere Bedeutung, daß er Lehrer Maximilians I. von Baiern in der Rechtswissenschaft wurde. Er starb an der Schwelle des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1612.

Auch Fickler hat sich, und das erregt als ein Trieb jener Zeit wiederum Aufmerksamkeit, an einer Autobiographie versucht, in deutscher Sprache, die nicht besser

und gebildeter ist als die seines ehemaligen Principals Gumppenberg.[1] Auch ist sein Versuch ebenso dürftig und geistlos ausgefallen. Er erzählt, daß er im Jahre 1555 mit Johann Agricola den Grad des magister artium zu Ingolstadt erhalten habe, und sagt weiter: „Nicht lang nach dieser Zeit bin ich zu Herrn Ambrosius von Gumpenberg in Dinst khomen, und sein Secretari worden, bey dem als einem selzamen unruwigen Kopf, hab ich bey vier Jahr vil Unruhe und Arbeitt, mit schreyben und Reysen, gefahr, zu hause und Landt erlitten und überstanden, wie denjenigen bewußt, so Ine Herrn und mich zur selbigen zayt gekannt, solchen unruwigen und schwären Dienst als ich Ime auf ettliche Jahr verschrieben gewesen, hab ich mit geduldt überstandten, bis Gott der Allmechtige gnadt und gelegenhait geschickt, das ich nach gehabtem Reychstag zu Augspurg anno 1559 zu dem hochwürdigsten Fürsten und Herren, Herrn Michel Erzbischoffen zu Salzburg und legaten des Stuhls zu Rohm, des geschlechts von Kienburg in Dienst khomen bin.“

In der von Fickler revidirten Abschrift ist also der Gumppenbergische Bericht erhalten. Man erwarte in ihm weder die Aufschlüsse eines in die Politik der Zeit eingeweihten Staatsmannes, noch die Genauigkeit eines Geschichtschreibers. Es gibt darin Irrtümer genug, selbst Verwechslung und Entstellung italienischer Namen, welche doch dem Verfasser besonders geläufig hätten sein sollen. Es sind Fehler des Gedächtnisses, der Flüchtigkeit, bis-

[1] Cod. Bav. 3085.

weilen wirklicher Unwissenheit. Seine Schrift ist keine ernstliche Arbeit; Studium hat er daran nicht gewendet. Ihr Zweck war auch viel weniger ein historischer als ein biographischer, und dieser Gesichtspunkt war gerade dasjenige, was mich bei diesen Aufzeichnungen Gumppenbergs gefesselt hat. Er verleiht ihnen Züge des Persönlichen von besonderm Wert.

Unter allen Relationen über den Sacco di Roma ist keine in solcher Weise geschrieben worden, daß die Person des Augenzeugen und Erzählers in der Mitte der Dinge sichtbar bleibt, und dadurch diesen selbst ein persönliches Leben gibt. Das ist nicht einmal von den italienischen Darstellern geschehen, welche in dieser Literatur die Mehrzahl bilden. Der Römer Marcello Alberini, von dem die umfassendste, noch unedirte Beschreibung der Katastrophe herrührt, war ihr Augenzeuge, aber zu jener Zeit erst sechzehn Jahre alt. So kostbar die wenigen Blätter sind, welche Benvenuto Cellini jenem Ereigniß gewidmet hat, so macht er uns doch bedauern, daß er dasselbe nur als flüchtige Episode in seinem wunderbaren Leben behandelt hat. Das Local seiner Beobachtung war nur die Engelsburg.

Ueberhaupt ist es auffallend, daß wir von den in jenem Drama als Handelnde oder Zuschauer beteiligten und gar von den hervorragenden Personen so wenige Aufzeichnungen des Erlebten besitzen. Es ist ein erstaunlicher Zufall, daß wir den Bericht eines damaligen Cardinals haben, des Scaramuccia Trivulzio von Como, in einem Brief an seinen Secretär. Das furchtbare Ereigniß hatte selbst die Beobachtungsgabe der Italiener gelähmt; das Individuelle

und Charakteristische müssen wir meist aus den Depeschen der Gesandten schöpfen. Heute würde ein so großer Vorgang von hundert neugierig zudringenden, geistreich beobachtenden, auch kühn ihr Leben an die Feder wagenden Zeitungscorrespondenten in allen Sprachen Europas beschrieben worden sein. Denn wir besitzen jetzt eine in loco et actu improvisirte Geschichtschreibung: das schon auf dem Geschehen ertappte Ereigniß wird gleichsam literarisch photographirt. Die Macht der Cultur hat dem Menschengeist eine erstaunliche Schnellwissenheit gegeben. Ein weiter Abstand trennt unser heutiges historisches Erfahren von jenem Zustande des Mittelalters, wo die mühsam, sparsam und spät überlieferten und entstellten Kunden der Zeit der Klostermönch in seine Chronik eintrug, und auch von jenem nachmittelalterlichen langsamer Depeschen der Gesandten und der ersten Anfänge der Zeitungen als blattweise circulirende Avvisi und Neuigkeiten.

Wie dürftig ist der Bericht des Franzosen César Grolier vom Sacco di Roma, und doch war er Augenzeuge. Auch die italienischen, zum Teil mit dem Bewußtsein geschichtlicher Kunst ausgearbeiteten Darstellungen von Luigi Guicciardini, Francesco Vettori, ferner die Compilationen, welche den Namen Jacopo Buonaparte und de Rossi tragen, und anderes, haben nichts Persönliches.

Deutschland war an der Umwälzung Roms zu jener Zeit am tiefsten beteiligt. Es stand in einem zweifachen Kriege wider den Papst, dem politischen unter der Führung des Kaisers, dem moralischen und deshalb wahrhaft nationalen unter der Führung Luthers. Es mußte daher mehr als jede andere Nation seine Aufmerksamkeit auf

das zusammenstürzende Rom richten. Gewiß gelangten damals manche, doch sicherlich nur lakonische Berichte von Augenzeugen dorthin. Sie gingen verloren, oder sind hie und da erhalten in der Form von „Sendschreiben", „Historien, welcher gestalt die Stadt Rom erobert worden" und bearbeitet als „wahrhaftige und kurze Betrachtung" u. s. w., immer in höchst mangelhafter Weise. Ich rede hier von Schriftstücken in deutscher Sprache, nicht von solchen, welche von Gelehrten lateinisch verfaßt worden sind, wie die geringfügige Halosis Romae.

Es fand sich aber doch bei uns ein tüchtiger Zeitgenosse, der es unternahm, die Kriege des Kaisers in den Jahren 1526 und 1527 in unserer Sprache zu beschreiben, nämlich Adam Reißner. Es ist nicht wenig merkwürdig, daß er dies im Rahmen einer Biographie gethan hat. Er gab uns die Memoiren der beiden Frundsberg, ein unbeholfener Versuch in dieser Gattung, dem das persönliche Leben, die psychologische Beobachtung und die naive Grazie fehlt, mit welcher der Loyal Serviteur die Geschichte des berühmten Gegners Frundsbergs auf dem Schlachtfelde, des bon chevalier sans peur et sans reproche ausgestattet hat. Aber doch ist es ein sehr achtungswerter Versuch, von dem man bedauern muß, daß er keine Folge in unserer Literatur gehabt hat, zumal für den dreißigjährigen Krieg. Reißner schrieb unter dem Einfluß des Paul Jovius, dem er meist sclavisch folgt, und Jovius war auch ein Meister im biographischen Porträt, welches die Italiener zu so hoher Vollendung gebracht hatten.

Da ist ferner ein anderer Mann aus der Kriegsschule Frundsbergs, der nach Deutschland zurückgekehrt in der

Muße des Alters die Feder ergriff, um seine Denkwürdigkeiten in der Muttersprache aufzuzeichnen. Es ist der weitberühmte Ritter Sebastian Schertlin von Burtenbach. Er war schon einer der angesehensten Hauptleute im Heere der Landsknechte gewesen; er hatte Rom mit erstürmt, den Papst in der Engelsburg mit bewacht. Und doch fertigt er alle seine damaligen Erlebnisse, ja das ganze gewaltige Jahr 1527 auf ein paar Blättern ab. Man glaubt sein großes Schlachtschwert rasseln zu hören, wenn er wie ein Spartaner schreibt: „Den 6 Tag May haben wir Rom mit dem Sturm genommen, ob 6000 Mann darin zu todt geschlagen, die ganze Stadt geplündert, in allen Kirchen und ob der Erd genommen was wir gefunden, ein guten Teil der Stadt abgebraunt."

Kein anderer seiner Waffengenossen hat eigene Erlebnisse aufgezeichnet. Es hat keinen Xenophon unter jenen frummen Landsknechten gegeben. Wir sind also auf Reißner und Schertlin beschränkt, und zu ihnen gesellt sich jetzt als dritter Ambrosius von Gumppenberg. Seine Erzählung ist durchaus selbständig; er hat nichts von Andern; es ist ihm nur darum zu thun, die eigene Person als höchst wichtig erscheinen zu lassen. Und gerade deshalb hat er manches, was neu und merkwürdig ist.

Er erzählt, daß er von seiner Sendung zu den Herzogen Baierns nach Rom zurückreisend, unterwegs in Trient Georg von Frundsberg traf. Es war also in der ersten Hälfte des November 1526, wo der berühmte Feldhauptmann im Begriffe stand, mit seinem Kriegsvolk den schwierigen Alpenübergang in die Lombardei zu wagen, welchen Reißner geschildert hat. Gumppenberg war mit

Frundsberg verwandt: er nennt ihn seinen Schwager. Der General forderte ihn auf, bei ihm zu bleiben, den Zug nach Italien als sein Dolmetsch mit zu machen; er versprach ihm Reichtümer, sogar, was seltsam genug zu hören ist, einen möglichen Cardinalshut. So trat der Versucher an den jungen Curtisan heran: die glücklich begonnene Laufbahn des römischen Herrendieners sollte er aufgeben, um als Feind des Papstes unter grimmigen Lutheranern nach Italien, vielleicht gar nach Rom zurückzukehren. Er lehnte den Antrag ab, und reiste weiter, sehr langsam. Denn erst nach Monaten, im folgenden Jahre 1527 kommt er, über Venedig gehend, nach Florenz, wo gerade die Signorie dieser Republik und der Cardinal Silvio Passerini mit der kaiserlichen Armee unterhandelten, die am Fuß des Apennin angelangt das reiche Florenz bedrohte. Es war am Ende des März, oder in den ersten Tagen des April.

Der Papst hatte, was Gumppenberg dort hören mußte, am 15. März den Vertrag mit dem Vicekönig Lannoy abgeschlossen. Er hatte Unterhändler in das Lager Bourbons geschickt, ihn vom Weitermarsch abzuhalten, erst Fieramosca, dann in steigender Angst den Vicekönig selbst. Gumppenberg sagt nichts von dieser Sendung Lannoys und dessen Zusammenkunft mit Bourbon, welche am 20. April bei Pieve di Santo Stefano stattgefunden hatte. Denn davon zu reden, paßte wahrscheinlich nicht in seine selbstgefällige Absicht. Aber er erzählt eine für uns neue Thatsache, nämlich, daß der Papst auch einen deutschen Boten nach Florenz geschickt hatte, den Erzbischof von Riga, Johann Blankenfeld. Dieser furchtsame alte Herr

hatte wol vernommen, daß die Florentiner Abgesandten, selbst der Vicekönig und der ihn begleitende Bischof von Vaison nur mit Not den empörten Bauernhaufen im Apennin entronnen waren; er weigerte sich deshalb als Unterhändler zu Bourbon zu gehen. Er forderte aber Gumppenberg auf, die Sendung an seiner Statt zu übernehmen, und dieser hatte bereits den Befehl vom Papst erhalten, in Florenz zu bleiben und der Signorie zu Diensten zu sein. Ein solcher Auftrag war für einen jungen Mann nicht wenig schmeichelhaft und ehrenvoll. Er erklärt sich daraus, daß Gumppenberg, was man in Rom wissen mochte, ein Verwandter des gefürchteten Frundsberg war, und außerdem manche deutsche Edelleute im Lager Bourbons persönlich kannte.

Hier ist merkwürdig, was Ambrosius erzählt: daß unter den Versprechungen, mit welchen der geängstigte Papst den Rückzug der Kaiserlichen zu erkaufen gedachte, auch diese war, dem Sohne des deutschen Generals, Kaspar von Frundsberg, der als Hauptmann bei Leyva in Mailand zurückgeblieben war, seine eigene Verwandte zu vermälen. Die noch sehr junge Dame war Catarina Medici (der vergeßliche Gumppenberg nennt sie Margareta, weil er ihren Namen mit dem der natürlichen Tochter Karls V. verwechselte) und sie befand sich damals in Florenz. In dem Schachspiel der päpstlichen Politik ist sie oft genug als Puppe ausgespielt worden, und mancher große Herr, unter andern auch Philibert von Oranien, hat sich auf diese Partie Rechnung gemacht.

Der Antrag des Papstes an Frundsberg erscheint so verzweifelt, daß man fast Mühe hat, an ihn zu glauben;

aber warum hätte ihn Gumppenberg erfinden wollen? Ich halte ihn für wahr: Clemens VII. konnte immerhin sich einbilden, daß Frundsberg, dessen Erkrankung und Entfernung nach Ferrara ihm noch nicht bekannt war, das trügerische Versprechen als baare Münze annehmen würde. Die Reise Gumppenbergs in das Lager Bourbons unterblieb. Er ging nach Rom mit jenem Bischof Blankenfeld. In seinen biographischen Nachrichten hat er erzählt, daß dieser Unheil ahnende Prälat, nachdem er im Vatican Bericht abgestattet hatte, sich eilig aus dem Staube machte, um nach Deutschland zurückzukehren. Nun rückte Bourbon in rasender Schnelligkeit heran.

Es ist richtig, was Gumppenberg hier als seine Ansicht ausspricht, daß der Connetable nicht die Absicht hatte, sich auf Rom zu werfen. Die Erstürmung der großen fest ummauerten Stadt mit einer vom Mangel geschwächten Armee ohne Belagerungsgeschütz, während der Herzog von Urbino ihr auf den Fersen war, hätte von vornherein als ein wahnsinniges Unternehmen erscheinen müssen. Sie war auch nur ein von der Verzweiflung abgenötigter Handstreich. Was Bourbon ursprünglich beabsichtigt hat, ist sicher dies gewesen: einen Paß über den Tiber bei Rom zu gewinnen, und mit Hilfe der kaiserlich gesinnten Colonna, welche er dort zuversichtlich erwartete, in das befreundete vom Feinde ganz freie Land Neapel zu gelangen. So hat das Gumppenberg richtig dargestellt. Er schildert sodann, was hinlänglich bekannt ist, die Verwirrung in Rom, die Mangelhaftigkeit der Verteidigungsanstalten nach Abdankung der schwarzen Banden auf Grund der Habsucht des an der Curie allmächtigen Jacopo Salviati,

„eines arglistig bös Juden, Finanzers und Kaufmanns“, wie er denselben nennt. Die Verlegenheit des Papstes muß schrecklich gewesen sein, wenn er selbst Gumppenberg um seinen Rat befragte. Dieser Rat aber war: mit den Kaiserlichen zu unterhandeln.

Es ist aus anderen Berichten bekannt, daß am Tage des Sturms die Conservatoren Roms den jungen Markgrafen Gumprecht von Brandenburg, welcher sich seit einiger Zeit in der Stadt aufhielt, bewogen, als ihr Unterhändler sich zum Bourbon zu begeben. Diese Thatsache erfahren wir jetzt von Gumppenberg als etwas persönlich Erlebtes. Denn auch er wurde damals auf das Capitol gerufen. Er hat den Brandenburger bei dem Ritt nach Ponte Sisto begleitet.

Der Auftrag des Markgrafen mißlang, denn das wütende Kriegsvolk wälzte sich ihm über jene Brücke stürmend entgegen. Der Prinz und Gumppenberg wendeten die Pferde zur Flucht, um dem Gemetzel zu entrinnen. Unser Autor erzählt, daß er seinen Begleiter zwar in sein Haus zurückgebracht, aber die Thüre nicht schnell genug habe schließen können, da der wilde Kriegshaufe nachdrang. Auch im Bericht bei Buder heißt es: die Feinde seien vorgedrungen „dermaßen das dem Edeln Fürsten von Brandenburg wenig weil wardt yn eyn Haus zu komen, sein leben zu erretten“. Von der Gefangennahme des Markgrafen redet Gumppenberg nicht; in der Halosis Romae wird erzählt, daß Gumprecht (dort irrig Albertus genannt) erst ausgeplündert, dann gefangen, und nur durch die List eines deutschen Hauptmanns aus den Händen der Spanier errettet ward.

Gumppenberg sagt nicht, ob er selbst in der ersten Flucht sich in die Engelsburg geworfen hat und dort geblieben ist. War das der Fall, so würde er wol davon geredet und sich seiner Mitgefangenschaft neben dem Papst und so vielen Cardinälen, Diplomaten und großen Herren gerühmt haben. Wahrscheinlich hat ihm die Bekanntschaft mit deutschen Hauptleuten zur Rettung verholfen, und alsbald bedurfte man auf beiden Seiten seiner Dienste.

Die Vorgänge während der Plünderung Roms hat er nur im Allgemeinen geschildert. Seine Hauptsache bleibt die Stellung, welche er jetzt selber einnahm. Es war die des Dolmetsch und Vermittlers zwischen dem Papst und den deutschen Landsknechten; aus Eitelkeit hat er seine Wichtigkeit zu steigern gesucht, und doch wird in keinem Bericht der Zeitgenossen oder Actenstück sein Name genannt. Da wo man ihn etwa hätte erwarten dürfen, findet er sich nicht. Ich meine die genauen spanischen Depeschen des kaiserlichen Secretärs Perez. Wir lesen sie jetzt in den im Jahre 1875 zu Madrid von Antonio Rodriguez Villa veröffentlichten Memorias para la Historia del Asalto y Saqueo de Roma en 1527 por el ejercito imperial, einer wichtigen diplomatischen Bereicherung der Geschichte jener Ereignisse.

Am ausführlichsten hat Gumppenberg in seiner Denkschrift von seinen Beziehungen zu den empörten, nach Sold schreienden Landsknechten geredet, und zwischen ihrem lärmenden Hauptquartier auf Campo di Fiore und der grauenvollen Engelsburg ist er oft hin= und hergegangen. Um so mehr muß man bedauern, daß er die Zustände in dem Castell nicht geschildert hat. Bei Gelegenheit seiner

Mitteilung vom Einschmelzen goldener und silberner Gefäße und Reliquien in der Engelsburg, um daraus Geld für das deutsche Kriegsvolk zu prägen, hat er zu demjenigen, was Benvenuto Cellini erzählt, etwas Neues hinzugefügt, nämlich die Enthüllung der Schelmereien, welche sich ein deutscher Münzmeister Angelo Schaur, damals im Dienste des Papstes, zu Schulden kommen ließ. Man mag sich vorstellen, wie es bei diesem Geschäft in der Engelsburg hergegangen ist; hat doch Benvenuto selbst später dem Papst gestanden, daß er nach dem Schmelzen etwa ein und ein halb Pfund Gold in der Asche gefunden und sich aus Not angeeignet hatte.

Gumppenberg versichert mehrmals, der Papst habe sich zu ihm beklagt, daß die Deutschen ihn den Spaniern so ganz und gar überließen, denn er habe lieber von jenen als von diesen bewacht sein wollen. Das mag wahr sein für die Zeit, als Clemens fürchtete, zu Schiff nach Neapel und gar weiter fortgeführt zu werden.

Am 1. Juli schrieb Perez an den Kaiser: „Die Deutschen haben versucht, den Papst an sich zu nehmen; sie begannen einen Aufruhr und verlangten ihren Sold; als die Spanier das sahen, erhoben auch sie sich im Tumult; sie sagten, die Deutschen thäten Recht, ihren Sold zu verlangen, auch sie wollten bezahlt sein, aber nicht erlauben, daß die Deutschen den Papst aufheben, denn das sei nicht Gottes Dienst, noch gezieme es dem Dienst und der Autorität Ew. Majestät. Der Prinz von Oranien, Don Hugo und Alarcon, der Abate von Nagera und Juan de Urbina haben zwischen beiden Nationen dahin vermittelt, daß jede sechs Bevollmächtigte erwählt — ich

weiß nicht was sie beschließen werden, denn die Deutschen beharren darauf, daß sie den Papst und die Cardinäle haben wollen."[1]

Aus andern Depeschen desselben Perez geht hervor, daß Spanier und Deutsche fortdauernd um den Besitz des Papstes und der Cardinäle haderten, und die wütenden Landsknechte seine Fortführung nach Neapel nicht zulassen wollten, vielmehr damit umgingen, ihn mit sich hinwegzuführen. Als sie aus ihren Sommerquartieren in Umbrien wieder zurückkehrten, und Rom zu zerstören, den Papst und die Cardinäle umzubringen drohten, wenn sie nicht bezahlt würden, erfolgte das neue Abkommen mit ihnen und die Auslieferung der sechs Bürgen, unter denen sich sogar der Datar Giberti und der reiche Jacopo Salviati befanden.

Die Uebergabe dieser Opfer an die Officiere der Landsknechte im Saale der Engelsburg ist von Gumppenberg lebhaft beschrieben worden; was er erzählt, stimmt mit der Schilderung in der Depesche des Perez überein. Beide sagen, daß der Papst voll Verzweiflung erklärte, er selbst wolle das Los der Gefangenen teilen, und sich mit ihnen zu den Kriegsknechten begeben. Perez sagt nicht, daß er Augenzeuge bei diesem merkwürdigen, höchst tragischen Auftritt war, aber Gumppenberg hat ihn mit angesehen. Er erzählt, daß ihn die Landsknechte in das Castell verordneten, um in ihrem Namen vom Papst die Geiseln in Empfang zu nehmen, und dann zu ihnen auf den Campo di Fiore zu bringen. Mit ihm gingen zwei

[1] Villa, S. 234.

Hauptleute, Diepolt Häl und Sebastian Schertlin nebst 200 Doppelsöldnern, welche die Escorte bilden sollten.

Die Schilderung der Scene ist die beste Partie in der Schrift Gumppenbergs. Er stellt sich hier freilich ganz und gar in den Vordergrund, wie er überhaupt bei den Unterhandlungen mit den Landsknechten kaum eine der Hauptpersonen dieses Dramas mit Namen nennt, zum Beispiel nichts von Morone, Don Ugo Moncada, Nágera, Gattinara und Oranien zu sagen weiß. So verschweigt er auch, daß es Alarcon selbst war, welcher die Geiseln im Saale der Engelsburg übernahm und von dort hinausführte. „Alarcon", so berichtete Perez am 12. October an den Kaiser, „sah die Notwendigkeit ein, die gedachten Geiseln den Deutschen auszuliefern, weil sie sich dargeboten hatten, und weil durch sie der Ruin Roms verhütet wurde. Er bestand also so lange darauf, bis er sie aus dem Castell nahm; er ging mit ihnen bis auf den Campo di Fiore, alle zu Fuß. Aber da man sie im Saale, wo sie standen, aus dem Bereiche des Papstes und der Cardinäle zu nehmen sich anschickte, erhob sich ein solches Weinen und Geschrei, daß es schien, die Welt stürze ein, und Se. Heiligkeit sagte, ehe sie in ihre Auslieferung willige, wolle sie sich selbst in die Gewalt der Deutschen begeben, und dasselbe sagten die Cardinäle: aber endlich nahm sie Alarcon hinweg, und gab sie in die Hände der Deutschen." [1]

Gumppenberg schreibt: „Da saget der Papst mit wainenden Augen, da stehen sie, nembt sie mit Euch hin, und

[1] Villa, S. 289.

laſt Euch befolhen ſein, und will Euch nit allein die Bürgen geben, ſonder unſer aigen Perſon darzue, und erbutte ſich mit uns zu gehen, und gieng woll 3 oder 4 tritt mit uns für ſich, da bath Ich und die Haubtleut ſein Heiligkeit, das er ſolt stiller ſtehn, und alda beleiben —"

Mit ermüdender Breite hat ſodann Gumppenberg die Mißhandlung dieſer ſechs Geiſeln geſchildert — es war unter ihnen auch ein künftiger Papſt, Julius III. del Monte, damals Erzbiſchof von Siponto. — Nachdem er ihre Befreiung und Flucht aus dem Palaſt der Cancellaria erzählt hat, bricht er ab; ſein Secretär Fickler hat unter das Manuſcript geſchrieben: „biß hieher und weiter iſt es vom Herrn Scribenten nit continuiret worden."

Am 17. Februar 1528 zogen die Spanier und Landsknechte endlich aus dem 9 Monate lang barbariſch mißhandelten Rom ab, um ſich in Neapel den Franzoſen unter Lautrec entgegen zu werfen. Ich denke mir, daß Gumppenberg das abziehende Kriegsvolk in amtlicher Stellung begleitet hat, denn in ſolcher befand er ſich bei demſelben während der Belagerung Neapels.

Was ich von ſeinem Bericht über das Jahr 1527 mitgeteilt habe, wird, ſo glaube ich, meine Anſicht rechtfertigen, daß derſelbe der Aufbewahrung und Veröffentlichung wert iſt. Als literariſcher Verſuch ſeiner Zeit thut er freilich nur dar, wie wenig ausreichend das Talent des Mannes, wie groß ſeine Flüchtigkeit und ſein Ungeſchick geweſen iſt den beneidenswerteſten Schatz von Erinnerungen und Erfahrungen anderen mitzuteilen. Als

selbständiger deutscher Bericht aber eines Augenzeugen wird er die nicht zahlreichen Nachrichten vermehren, welche wir von deutschen Zeitgenossen über ein so folgenschweres Ereigniß erhalten haben.

Keine der Katastrophen, die das zur politischen Weltmacht gewordene Papsttum in der langen Geschichte seines Kampfes mit den Staatsgewalten erfahren hat, kommt bis auf die allerletzte im Jahre 1870 erlittene, jener von 1527 gleich, auch nicht einmal seine gewaltsame Bezwingung in den Zeiten des Investiturkampfes durch den kühnen Staatsstreich des Kaisers Heinrich V. Im Jahre 1527 handelte es sich ganz einfach um den Fortbestand des Papsttums überhaupt in seiner bisherigen geschichtlichen Gestalt. Das Werk Luthers zunächst gewann durch den leichtsinnigen Krieg Clemens' VII. mit Karl V. und seine tiefe Niederlage eine mächtige Förderung. Zwar hat der Kaiser sich nicht an die Spitze der deutschen Bewegung gestellt, zwar hat er das Dominium Temporale wieder aufgerichtet, die Krone aus den Händen seines so schmählich mißhandelten Feindes genommen, und mit dem Papsttum jenes Bündniß geschlossen, welches dann zum Verderben Deutschlands und Oesterreichs die Habsburgische Dynastie hartnäckig festgehalten hat, sowol auf Grund ihres Besitzes in Italien als um ihre imperiale Stellung gegen die Ideen und Absichten der Protestanten erblich zu behaupten. Doch hat das Papsttum im Jahre 1527 die Leitung Italiens verloren.

Der Kirchenstaat Julius' II., so viel unverhoffte Vergrößerung er auch noch am Ende des 16. Jahrhunderts erfuhr, blieb nur eine Gleichgewichtsfrage der euro=

päischen Mächte Spanien, Oesterreich und Frankreich, so lange bis der Einheitsgedanke Italiens durch die Mitwirkung des reformatorischen Princips Deutschlands die Macht gewann, das Dominium Temporale als eine nur italienische Angelegenheit zu behandeln, das heißt aufzuzehren. Der merkwürdige Papst, welcher schon 31 Jahre lang und noch heute auf dem Stule Petri sitzt, ein moralisch Gefangener im Vatican, aber doch durch historische Notwendigkeit dort so confinirt und festgehalten, erinnert an die Schicksale Clemens' VII.

Unter Pius IX. hat das Papsttum den letzten Augenblick gehabt, wo ihm die moralische und politische Führung der italienischen Nation dargeboten wurde. Er ist ungenützt vorübergegangen, und das war ein Glück in Bezug auf die von der Papstkirche zwar bestrittene, auch gehemmte, aber doch nicht mehr zu bewältigende Neugestaltung Europas. Das Dominium Temporale ist gefallen; Rom ist am 20. September 1870 wiederum erobert worden; aber bei dieser neuesten und entscheidenden Halosis Romae ist es — was Geschichtschreiber und Menschenfreunde erfreuen kann — nur wie beim Vollzuge des spruchreif gewordenen Rechtserkenntnisses eines historischen Prozesses und daher sauberer hergegangen, als bei jener Einnahme, von der unser Manuscript berichtet.

Ich gebe dessen Text wieder, ohne sprachliche Veränderung, doch habe ich bisweilen Unwichtiges, oder durch Wiederholung Ermüdendes fortgelassen.

II.

Pabst Clement der Siebent seines Namens, der hat zuvor geheißen Cardinalis Julius de Medicis, vicecancellarius, ist gestorben Anno 1534 am 25. Sept. umb den mittentag, ist sechs ganzer Monat krank gelegen, und von fuessen auf gestorben, wie des geschlechts Medicis gebrauch sein solle, hat regiert 10 Jar etc.

Undter im, Im 1527 Jar am 6ten tag May zwischen sechs und fünf Uhren zu morgen, da hat der Herzog von Borbon, mit den Deutschen, Spaniern und Italienern Rom bey dem Belvidere bey dem Thor zu S. Pancracio und die Porten bey der Schweitzer Guardi mit steiglaittern zum Sturm angeloffen, bestigen und die Burg zue Sant Peter mit gewalt gewunnen[1], und geplündert, und ist der Herzog von Borbon in dem Nebel, den es denselben morgen (gab) von ainem Spanier und den Unsern an dem Sturm an ainer steiglaiter erschossen worden, dessen seel und aller gläubigen seelen Gott pflege.[2]

Auf solche Eroberung der Burgen, da hat der ganz Exercitus Caesaris in der Burg Sti Petri gruhet, und ain andern Obristen erwelet, als nemblich den Principe de Orangie, der Marchess de Guasto war auch da, aber er kundt vor dem Principe de Orangie nit hinzue komen, auf dißmall.

---

[1] Die Burg ist der Borgo des Vaticans.

[2] Die Sage von dem am Connetable verübten Verrat scheint von Gumppenberg geglaubt worden zu sein, aber wunderlicher Weise setzt er „und den Unsern" hinzu.

Zwischen zwayen und dreyen desselben tags nach Mittentag da war der ganz Exercitus Caesaris wider in Armis, und fiengen an, gegen der Statt Rom zu stürmen hindter Sant Spiritus bey der starcken Pastion die Pabst Paulus tertius seither darumb gepauet hat, und zwischen 6 u 7 Uhr gegen Nacht, da hetten sie mit dem Sturm gewunnen alt Rom, Pietro montorio mit sambt allen dreyen prucken über die Tyber, als ponte Sisto, ponte Maria, und ponte quatro Capi, der Ich alles mit augen gesehen habe, und wie sie die ponte Sixti anlieffen, inen mit aller marter darob endtribt, das Ich nit erschlagen wurdt, wie andere, und kamen also daselbst herein in Rom auf den campo flor und Agon, da machten sie Ir schlacht Ordnung zum thail, behielten aber gleich wol die Burg Sant Peters[1] und alt Rom darneben damit Inen vom Duca di Urbino die Statt und Burg nit widerumb abgetrungen wurde, welcher Inen ob den 80000 stark[2], mit der welschen Liga Kriegsvolk als Ir Obrister, des Kaysers exercitu auf dem Hals war, welcher Exercitus Caesaris nit über 30000 stark war, noch dannoch wolt ers nit angreiffen oder die Imperialischen in Irem thuen verhindern, das man sagen thet, er hets dem Pabst Clementi das Pangket vergundt, dan er Im nit holdt war auch er über 6 Tage da nit ligen blibe[3], sondern von stund an ohn alle not mit seim excercitu abzug, und ließe des Kaisers exercito Irs gefallens mit

---

[1] D. i. der Borgo.

[2] Das Bundesheer betrug kaum 20000 Mann.

[3] Vielmehr 12 Tage lang.

Rom unverhindert handlen, das dan 13 ganze tag an ain ander geplündert wardt, und der vogl im Lufft nit frey war, auch meniglichen ohn allen rispetto er wer Kayserisch, Päbstisch oder französisch mit aller crudelta gefangen, geschetzt, geplündert, gemartert, und erwirget war, und Ir's gefallens jung und alt, frau auch man beschendigt wurde ohn einredt der Obristen.

Der Pabst war in das Castel S^ti^ Angeli geflohen mit 13 Cardinalibus und großen Anzall der Prelaten und großen Herren, also das daß Castel mit unnuzen Volk übersetzt war, es war auch das Volk nit geschickt zu der Wehr, so waren sie auch schedlich darin, der Proviant halber die sie unnuz hinweckh fraßen dermaßen, das sie benöttiget wurden diss Volks vill in der feindt Handt herauß zu stoßen. Also richt sich der exercitus Imperatoris das Schloß zu umbgeben und macheten in der Statt Rom vor der Engelpruckh vom turre de Nona herab biss in Altoviti hauß[1] ein großen tiefen aufgeworfnen graben das die aus dem Castel nit herauß in sie fallen khundten unversehener Ding, und im selbigen graben waren stäts des Kaysers Hackenschützen, die schussen die im Castel S. Angeli ohn underlaß von den Zinnen und Irer wehr herab, das sie sich im Castel nit wohl regen kundten.

An der andern Seitten des Castels, ihnerhalb der Tyber, da hetten die Kayserischen bey der Porten, da der Schweizer Guardj ist ain langen graben angefangen zue

[1] Der Palast Altoviti (in der Handschrift fehlerhaft Altiniti geschrieben) dauert noch heute fort.

machen, hart an der Stattmauer, welcher Graben stets under sich gieng under die Erden in die tieffen, und arbeittet Haubtmann Conradin mit 3500 Deutschen Erzknappen daran[1], und waren gar hinab kommen zum Castel, und wolten das undtergraben und das Castel mit Pulver das undter übersich werffen, und den Pabst, alle Cardinäl und Prälaten darin mit einander verderben, und waren schon zue den fundamenten kumben ohn allen widerstandt; dan du sollest ex judicio der großen Haubtleut wissen das daß Castel St. Angeli nit stark ist, dan es ist zue eng das man sich darin nit woll weren kan; wenig Leut erschießen nichts, vill kunden sich darin nit gerüren, darumb kan man auch nit vil Proviant darin halten, und ist allein contra furorem populi, wan in Rom das Volk aufrürig wurdt, so kan sich ain Pabst alda vor aim gwallt enthalten, biss er zu verhör und zu einem thediug komen mag, oder andere notwehr suecht.

Also da sie alle ding zuem zersprengen zugericht hetten, da zug der Duca de Vrbino ab, da sahen die Kayserischen das sie kain widerstandt hetten, und der Pabst ohn ainhe hilf oder entsezung verlassen war, da bedachten sie sich aines bessern raths dieweil sie wisten das der Pabst kein hilf mehr het zu verhoffen, noch villweniger nottwendige proviant, das er mit sovil unnuzen volk über ain Monat oder 6 Wochen zu essen het, so fanden sie im rath, sie sollen das schloß belegert halten,

---

[1] Die Erzknappen sind eine Erfindung Gumppenbergs.

das nit ain Vogel auß oder ein mecht kumen, also und sie theten. — —

Sie entschlussen sich den Pabst zu belegern, und das Castel gar nit mehr zu zersprengen, auß disen Ursachen, zersprengten sie das Castel, so verderbten sie so ain trefflich Veste das dem Kayser künfftige Zeit mehr zu nachtail komen mecht, gegen seinen feindten, dan zu guettem, wo und er Rom anderst behalten wolt, wie sie verhofften, zum andern so forchten sie Inen, dieweill sie on des Kaisers Wissen und willen Rom gewunnen, geplündert und zerstöret hetten, sollen sie erst den Pabst und Cardinäl mit so vill Prelaten im Castel umbringen, und die Bevestigung zerreißen, das Inen zu ewigen Ungnaden, schmach und verderbung reichen mecht, dergleichen so war Inen der Kayser Neun monat soldt schuldig, die wurden sie auch verlieren, darumben wer besser sie belegerten das Castel ob der Pabst sich mit Inen in ain Vertrag und Concordj einlassen wolt, das Inen das Castel in Ir handt wurde, und das sich der Pabst dem Kayser begebe, und Iren soldaten Ir ausstendig 9. Monat soldt zu bezalen zusaget, und wie sie daß Castel begraben und belegert hetten, da namen sie ettliche notschlangen und falkonetten und richteten die auß dem Belvidere aus Pabsts gemach, und schussen zu obrist hinauf in das Castel, an die Zinnen, da schluegen die stein dermaßen umb sie, das Iemandts im Castel sicher war, und hetten schier ohn alles gewer den Pabst erschossen alßo das da weder Pabst oder yemandts auß seinem gemach dorffte, und dieweill er sich dan ohne Hilf oder trost fandt, und sach den großen Iammer in Rom, und das täglichen nur übler

hergieng, da sandt sein Heyligkeit im rath, er solt sprache begeren, und sich in ain Vertrag mit Inen einlassen, als dan sein Heil. thet, und begehrt sprache, die wardt Im zuegelassen, und da waren auß des Kaysers exercitu von allen Nationibus commissari zu Ir Heiligkeit in das Schloß deputiert, denen sich Ir Hl. mit den Pacten ergaben,

Erstlich wollt Ir Hl. Person frey sein, und sich in yemandts handt nit gefangen geben, so war auch yemandts vons Kaysers wegen da, der so frech sein wollt, ain Pabst gefangen zu nemben oder handt an seiner Person anzulegen, wiewoll er gefangen genueg war, man setzt im gleich ein hietlen auf wie man wolle auß nachvolgenden Ursachen,

Er saget zu und versprache, dem Exercitu Ire 9 Monat soldt zu bezahlen, und in Ir Bewarsamb zu bleiben, biß und sie bezalt weren, zum andern, wollt er den Kayserischen das Castel einantwortten, darin sie In zu Ir sicherhait inhaben und bewaren solten biß und sie bezahlt wurden, aber so sie bezalt weren, so soll sein Hl. und das Castel wieder ledig sein, und sollen ohn schaden aus Rom ziehn, und niemandts mehr fahen, schezen, belaidigen, oder sein nemben noch verdörben.

Du hast aber verstanden, wie der Princeps de Orangie nach Absterben des Duca de Borbon zum Oberisten Veldthaubtmann erwehlt war, über die spanier war Johan de Urbino Obrister, ain vast geschickter und sehr trefflicher freudig Capitan ungefehrlichen bei 12000.

Über die welschen Soldaten war der signor Ferramuscha, ist ein Neapolitaner gewest fast ain erfarner,

geschickter und sehr reicher man, der war obrister über 10000 ungefehrlichen.

Über die Landsknechte der auch ungeferlichen bey 13000 man waren und nit gar, der Ichs baß wissen solt dan ain andrer, dan Ich als ain Obrister Commissari über sie, sy dreymal gemustert habe, das war Obrister über sie Herr Geörge von Fronsperg zu Mündelhaim Ritter, und Herr Conradt von Bembelberg den man das klain hesslen lange Zeit gehaißen hat der war sein Obrister leittnambt, aber Herr Geörg von Fronsperg der war Krankheit halber nit im einfall zu Rom dan Ine auß Zorn bei Ferrara[1] der schlag troffen hat, das er sich ob der Landtsknecht ungeschickten Weiss erzirnet, und das man In gehn Ferrara fueren muest, under die Medici, da huelt In Duca Alphonso ain gantz Jar auß, biss er ain wenig wider zue Im selbst kamb, da schicket er haim gehn Mindelheim zue seiner Hausfrauen die war ain Gräfin von Lodron gebürtig auß der Grafschafft Tyroll, da war er so frölich nit gewest, den ganzen tag, und wolten sagen er het die Nacht sein Narrenweiß auß großer Lieb und Begier mit Ir getriben das In der schlag abermals traffe, davor uns Gott gehuet, also das er am morgen im Bedt todt bliben.

Nun der von Bembelberg als Obrister Leitenambt der muest mit dem Duca de Borbon fortrucken auf Rom zue mit dem hellen Hauffen, da gab Herr Geörg

---

[1] Das Ereigniß fand statt am 16. März 1527 im Lager zu S. Giovanni bei Bologna.

von Frunsperg dem von Bembelberg zue rath und bey-
standt zue, das sie all mit einand an sein stat diesen
teutschen Hauffen regieren sollen, mitsambt dem Bembel-
berger, nemblichen dise fünff Haubtleut mit namen,
1. Haubtman Corradino der war auß der Ötsch ains
Pfaffen Sun ain vast alter und beriiembter Haubtman
hat 5 fendl Knecht under sich, 2. Haubtman Sigmundt
Wechinger war auch aus der Ötsch hatt zwey fendl
Knecht under sich, 3. Haubtman Mathias Stumpf, war
vom Adel vast geschickt und großer erfarnuß auch seiner
Hanndt geschwindt, aber überauß wunderlichen das ye-
mandts bey Im bleiben kundt der hat 3 fendl Knecht
under sich,
4. Haubtman Sebastian Scherttlin, der hat ain fendlen
Knecht under Im,
5. Hauptman Diepoldt Helle, hat nur ain fendle Knecht
undersich, er war auch nit vast ain erfarner Haubtman,
sonder er war ains guetten Verstandts und wize, und
ain gut schwezmaul, damit er sich mehr herfür bracht,
dan mit seinen Kriegsthaten.

Nun mein guetter H. Conradt von Bembelberg als
Obrister Leitenambt wollt absolute allein regieren, und
kein gesellen oder Ueberpain haben und thet was In
lustet und gefiell, sach yemandts nit an, und war stets
mit den ersten ains, und welche sich neben Im brechen
wolten, die huelt er dermaßen, das sie tag und nacht
hinweck stelten, wie dan der Haubtman Stumpf und
Wechinger zue Rom mit einander auf Venedig fueren,
und underwegen gefangen und geplündert wurden, und
Inen sehr übel gieng, darob sie an der letzt auch gestor-

ben sein. Schertl, Corradin und Hel[1], die blieben beim hauffen, warteten Irer Haubtmanschaft auß, und ließen dem Bembelberger das Regiment allein, das ließ er sie auch zuefrieden und war guetter ding mit Inen.

Über den raisigen Zeuge, in Irer Maj. Exercitu da war obrister Don fernando de Gunsago der jetzt Röm. Kays. Maj. Stadthalter ist zu Maylandt und vor Jaren Vicere in Sicilien gewest ist.

Wie sich die päbstlich Heil. auf obengezeigt mittel ergabe, da antwortteten sein Heil. das Castel S. Angeli ein, und das sie sein Heil. verwareten biß und sie bezalt wurden, da verordnet der Oberist der Spanier ain fendlen spagnoli in das Castel, der Italiener Obrist auch ains, der von Bembelberg verordnet den Haubtman Corradin mit aim Vendle Landtsknecht, welche bestia sorg truegen, sie kundten nit frey und unflettig sein, das Irs gefallens stetigs zum wein gehn kundten, und wolten nit darin bleiben, da verordnete man den haubtman Georg Prantten mit sein fendlen Knecht, der war auch etwan ain vier oder fünf tag darin, da hat er des Castels auch genueg, und wolt auch nit mehr darinnen sein, sonderm bei dem lieben vino greco an der stat, und verlueßen die Teutschen das Castel dermaßen unbillicher weiß dem Pabst zuwider, dan er sie lieber gehabt het, und sich mehr zue Inen vertraut als zu kainer Nation nit, als mir es der Pabst selbst zum offter klaget schier mit weinenden augen, das wir Teutschen uns nicht nit annemben wolten, und

---

[1] Conrad von Glürnitz und Dibold Häl von Meynburg, nach Reißner.

damit dus nit für ain Lügen helst, oder sagen mechst, wie das dies der Pabst vor andern klagt hat, was haimbliche gemeinschafft hast du mit Im gehabt, das will Ich dir sagen.

Ehe und Rom gewunnen wardt, da bin Ich dem Pabst in manicherlay geschefften zum 7ten mal in Teutschland gewest, Ich war auch dasselbig mal wie der Exercitus Caesaris in welschlandt anziehen solt, da war Ich von seiner Heil. wegen bei dem alten Churfürsten Pfalzgraf Ludwigen und herzog Wilhelmen von Bayern seligl., und am wiederreitten gehn Rom, da fandt Ich mein schwager Herr Geörgen von fronsperg mit saim schnellen Hauffen zue Triendt, das er am anziehen war, da wollt er mich nur schlecht bey Im behalten, und verhüeße mich Cardinal und Reich zu machen[1], aber Ich wollt es nit thuen, sonder mein Befelch verrichten, wie woll der Zug nit fürgenumben war auf Rom, sondern wider die Pündtnuß, die der Pabst, Franzosen und Venediger mit den andern Potentaten in Italia wider den Kayser gemacht hetten, auß Italia zu schlahen, über welche Pündtnuß signor Johan de Medicis des Pabst Clementi Vetter Obrister war gar ain treflicher Kriegsman und großer Tyran, und seiner besen welschen possen vol, derselb lag mit der Liga Volk zwischen Mantua et Ferrara am Poo des Kaysers Kriegsvolk ingressum zu verhüeten wie er

[1] Jn einem Bruchstück der Autobiographie Gumppenbergs (Cod. Bav. 2127) wiederholt derselbe dies Versprechen Frundsbergs, und fügt hinzu, daß dieser ihn als Dolmetsch habe gebrauchen wollen.

thet und hefftig weret, darob im der linck Schenckel oben im Dieck abgeschossen wurdt, das man (ihn) gehn Mantua füeret, den Fuß abschneidt, darob er sturbe, da drucket des Kaysers Exercitus auf den von Ferrara der auch in der Püindtnuß war, und wardt er benöttigt, das er muest freundt werden, gellt, proviant und geschitz geben, das man Im das Land nitt einnembe und verheret. Da kam ain Mörderei unter den ganzen Exercito, das sie schlecht nit weitter ziehen noch dienen wolten, sie weren den zuvor vom Duca de Borbon und den Obristen bezalt, darob auß Zorn Herr Georg von fronsperg krank war, wie du oben vernommen hast. Nun da war kain gellt, trost oder hofnung, und wist der Borbon nit wie er all sein sachen thuen sollt, dan sein sach auf zwayen dingen stundt, entlauffen oder sich von Inen zu todtschlagen oder fahen lassen, und machet sich in ainer Verzweiflung mit dem Exercito auf, und namb den weg auf Bononi, ob er dasselbig unversehener Ding einnemben und gellt machen mecht, damit er das Kriegsvolk stillet, aber der Pabst war Im zu geschwindt, bracht Im zu vill Volks in die Statt, das ers nit gewinnen kundt, und muest neben fürziehen mit schweren verzweifelten gemuet, und namb den weg auf Tuscana zue, das er nit wist was er thuen sollt, oder wohin er ziehen solt das er gelt machen mechte zu rettung seines Namens, thrauen und glauben, da trug der Pabst fürsorg, die weil Florensa (die noch ain Frey=stat war) für sich selbst mit Ir Heil. und andern Potentaten in Italia im Püindtnuß war, Er Borbon würdt Florenza überziehen, oder dasselbig Ir Landt schleipfen, verdörben, prennen und schetzen, dieweil sie kain Kriegsvolk im Landt

noch in der Statt hetten, und schicket sein Heil. eülendts Doctor Hannsen Blanckenfeld der war Erzbischof zu Riga und Bischof zu Rainfal[1], gen Florenz mit etlichen Capiteln so bald und er vernambe, das sie den weg auf florenz und in Ir Landt nemben wolten, so soll er Inen entgegen ziehen, und in des Pabsts namen und der Statt Florenza den teutschen solch Capitel vorhalten, ob man sie damit abwendig machet, das sie nit fürzugen, sondern ab, und den weg anderstwohin nemben.

Nun derselbige Bischof war zu forchtsamb, wolt diesen Bevelch des Pabst nit verrichten, da hette aber Ich von Venedig auß dem Papst auf der Post geschrieben, was und Ich seiner Heil. in Teutschlanden bey obgemelten Fürsten ausgericht hette, und wie (ich wegen unsicherheit der wege umbreiten muest, damit ich dem Kriegsvolk nit in die Hendt keme, und zeiget seiner Heil. mein straßen und Weg an, darummb solle mich Ir Heil. meines langen Außsein endtschuldiget haben, also das der Pabst wisse wo und Ich bay aim Peilichen anzuetreffen war, und schicket mir ain eillende Post unter augen, das ich eulendts gen Florenz postiert zue dem Cardinal Cortona, der da Legatus a latere war, und das Ich alles das thet, was mich derselbig Legat und der Senatus zue Florenz hieße. Nun wie Ich gehn Florenssa kamb, der da mit großen

---

[1] Reval. In dem bezeichneten Fragment der Autobiographie wird der Erzbischof seltsamer Weise als Doctor Reckenbach bezeichnet. Er hieß richtig Johannes Blankenfeld. Siehe Series Episcopor. Eccl. Catholicae ed. P. Pius Bonif. Gams. Regensb. 1873.

Freyden und Ehren empfangen war, der war Ich, und dem sonderbar groß Ding verheißen worden, wo ich den Befelch annemben wollt, zu verrichten. Ich war ein junger beherzter gesölle, von ain 25 Jaren alt, arm, hett nit vil übriges, und wer gern reich worden, oder etwas gewunnen, das Ichs hineinsezet, mir nit liederlich forcht, oder an einem Ding leichtfertig entsezet, und sagets zue, wo es mir Erlichen und annutlich were, so wolt Ichs gern thuen, da zaigten sie mir des obgemelten Bischofs gehabten Befelch an, und sein verzagts gemuet, und das sie mit Im verkürzt wurden, so es von nötten sein würdt, und gaben mir die Articl und Capitulation des Bischofs was er im Befelch hette, dem teutschen Exercito zu proponiren, das sie der Statt Florenz noch Landt nit schaden thetten, undter welchem Articl der ainer war, das ich des Pabsts Beßlen Margarita de Medicis signor Juliano de Medicis Tochter[1], der ain Herzogin von Alba auß Frankreich zu aim Weib gehabt hat, darbey er die Tochter Margarita gehabt hat, welche ain Herrschaft von 6000 Cronen järlichs einkommen hatte, dieselbige Margarita war zwischen 14 und 13 Jaren alt, schön und tugendhafft, zu sambt großen Reichtumb, die solle ich Herr Görgen von Fronspergs Sun, Herrn Caspar von Fronsperg, der Oberister zu Mailand war, versprechen und vermeheln,

[1] Irrig statt Catharina. Derselbe Fehler wird im Fragment der Autobiographie gemacht. Auch war ihr Vater nicht Julian, sondern der Herzog von Urbino, Lorenzo Medici; ihre Mutter Madelaine la Tour d'Auvergne. Catharina ward geboren 13. April 1519, vermält a. 1533 mit Heinrich Herzog von Orleans.

wo und sie ohn schaden, ab und auß dem Lande der Florentiner zügen, welche Margarita de Medicis auf heuttigen tag ain gewaltige reiche Künigin ist, in Frankreich, und jetzt den König Hainrich zu aim Man hat, und bey Im so vil schöne Kinder, das sag Ich darumb, daß die Leut offt so hoch unversehener Ding hinauf komben, darnach sie oder der Pabst nhie sollich glick verhofft noch dahin gedacht haben, da aber Kayser Carolus quintus Imperator Invictissimus sein Pastarda Margarita des Pabsts Nepoten Duca Alexandro de Medicis Herzog in Florenssa, zu ain weib gabe, da wolt der neidisch Imo nerrisch Kunig Franciscus Rex Franciae nit weniger in der Freundtschaft mit dem Pabst sein, dan der Kayser Carl und wo Im Pabst der Kayser Carl ain Pastarda geben, da gab der narret Künig Franciscus sein leiblichen Sun ains Bürger und Kaufmanns Tochter zu Florenz, wiewoll der selbig Sun undter den dreyen Küniges Francisci Söhnen der jüngst war, und jemandts gedacht, das er in ewigkait König soll werden, also da sein die zwei eltesten Söhne gestorben, also das der jüngst und unvermaindt König ist worden, und auf die stundt regieret, mit dem die Landtherrn übel zufrieden sein, daß er eines Kaufmans und bürgers Dochter auß Florenz zu sein Weib haben solt, und sie für Ir Königin und haben ain weil vermaindt Ine deßhalber nit anzunemen noch für Iren König zu erkennen und haben gewolt er solle sie in ain Closter thuen, und ain andere nemben, und sonderbar dieweil sie wol 7 oder 8 Jar gehabt hat, das sie faiste halber nhie kein Kind gemacht hat, das sie sorg truegen er würdt on Erben sterben, jedoch hats

an der letzt angefangen Kinder zu machen, und hat Im nunmehr 3 oder 4 Süne tragen das Im yetzt von Herzen lieb ist. Also hastu diese History des glückes, und das Ich wider auf die angefangene kumb, Ich lag 13 tag zu Florenz zu sehen, wo doch der Borbon auß wolt, der gar verzweifelt war, het nit Proviant noch gelt, villweniger kain obedientia nit, das er sich als ein erfarner Kriegsmann umb so gewaltig Stett und in so ain mechtig Lanndt nit begeben darff als Florenssa, da war er benettigt, der Feindt Landt zu fliehen, und die Freundt zu suechen, damit er sein Exercitum nit in pericul setzt, und namb den weg auf hohen Siena und in Ir Lanndt, da die das sahen, da suechten sie weg und persuasiones, das sie den Borbon mit sein Exercito auß Irem Landt fürbaß schieben mechten, auf Iren Nachtbarn, und gaben Im gellt und Proviant, und persuadierten den Borbon, er soll sich aufmachen, und in das Königreich Neapolis das frei von Feinden, das ist des Pabst Liga mit den Potentaten in Italia, darüber Obrister wardt (nach absterben Joanni de Medicis des yezigen Herzogs von Florenz vatter) der obgemelt Herzog von Urbino, und dise Ir armuet und hunger war ursach daß sie fort euleten, damit sie nit etwan belegert wurden, und eyleten dem Königreich Neapolis zue, da sie gellt, Proviant und entsetzung auch alle notturft gehabt hetten. Nun wollten sie in das Königreich, so mußten sie zuvor über die Tyber, und an den orten da sie übersolten, da war sie Inen zu groß, und sie waren zu weit für sich komen, daß sie nit mer hindersich kundten, dan die Feinde waren Inen zu nahendt auf dem Halß, und die von Siena hatten Inen vill

Proviant zue gesagt, da sies auß Irem Lanndt brachten, da hetten sie Inen ungern ain stuck Brott nachgeschickt, Also das der Kayserlich Excercitus ganz machtlos war, und noch Graß fraßen vor Hunger, dan sie lenger dan in 8 tagen kain stück Brott nhie gesehen hetten, darumb eylten sie für sich dem Königreich Neapolis zue, und wiewoll sie weder schifbrücken oder der dings kains mit hetten, so sezten sie doch Ir thuen zu Gott und auf des Kaysers Partei und anhang, die Collonesen würden sie nit verlassen, und nit weit von Rom, das sie über die Tyber muesten entgegenkomen, und Inen ein Brucken über die Tyber machen, daß sie den Feindten darüber entwischen mechten, das war Ir vorhaben und hofnung.

Nun gleich zu derselben Zeit, da kriegt der Pabst Clemens mit denselben Collonesern zu Frisolona gegen dem Königreich Neapolis zue[1], und thet Inen sehr großen schaden, verhöret und verprennet Inen das Landt wuest, da legte sich der Vicere von Neapolis in die sachen auß Bevelch des Kaysers und vertrueg die Colloneser und den Pabst mit einand, und machet nit allain Fridt, sondern das yeder thail sein Kriegsvolk abfordern und gar urlauben solten, das thet der Pabst, forderte seine 4000 Schweizer ab, und schicket sie wider haim. Er hat 5000 Italianer, die hieß man die Bandicei Negri[2], die hat Johanin de Medicis woll ain Jar 8 oder 10 beyeinander gehabt. Es waren die Bösesten und erfarnisten Pueben

---

[1] Der Kampf bei Frosinone fand am Anfange des Februar statt.

[2] Bande Nere.

in Kriegslauffen die da in langer Zeit nit beyeinander gewest waren, welche sich allerding underſtehen dorfften, das aber war iſt, ſo wolt der Pabſt mit dem Kayſer und Colloneſern Fridt haben und die Artickel in allen Dingen halten, wies der Vicere Minerafal[1], (waß ain Niederlender und Teutſcher Feindt) gemacht hat, und verſach ſich vom Kayſer und den ſeinen nichts böß, ſondern alles guetts, und vermeint Inen ſolle auch daſſelbige gehalten werden, wie billich geweſt were, und fordert dieſelben 5000 Italiener oder ſchwarze Fendl auch ab, und das ſie gehn Rom kamen, wie und ſie dan kamen, und Ich ſie mit augen hab ainziehen ſehen, und das Ire ſchwarze Fendl im Kott hernach zugen auf der Erden, von wegen Ires Obriſten Johanin de Medicis der in Lombardia ſtarb.

Da ſie nun gehn Rom kamen, da gab man Ihnen unverhofft urlaub, und zalet ſie übel mit abrechnung und aufſchlagung der Beſoldung, wie man dan an allen Höfen böſe Vinanzer findt, die Irs aignen nuz halber dahin genaigt ſein, yederman das ſeinig abzubrechen, das eben Jacob Salviati thet, der Pabſts Clements ſchweſter zue einem Weib hett[2], und derſelb argliſtig böß Jud oder Kaufmann, wie man ſie nennen mueß höflich darvon zu reden, der guberniert die ganz Kirchen und alle Ding absolute in ſein nuz, derſelbig prach Inen ab, und ſchlueg Inen auf, unangeſehen das ſie ſo vil Jahr treulich gedienet hetten, welches Inen auch wehe that und übel ver-

---

[1] Der Vicekönig Charles de Lannoy war Sohn des Juan de Lannoy Herrn von Maingoval.

[2] Vielmehr Lucrezia Medici, die Schweſter Leo's X.

drüßen, und waren sogar erzirnet und verpittert, das sie mit dem beherzten gemuet, und langer erfarnuß die sie hetten, sich understehen dorfften die Kaufleutprucken in Rohm zu plündern[1] und wolten in Rom das undter über sich keren, das man sie mit gewalt auß der Statt treiben muest, das sie mit unwillen hinweck zugen, und Rom schwuren alles Leidts zue thuen, und lieffen gleich alle mit einander dem Borbon zue. Da der Borbon das vernamb das der Pabst kain Kriegsvolck het, sonder die alle mit einander mit unwillen abgeferttiget hette, auch kains nit umb gelt noch sonnst mehr bekomen mecht, da ersahe er sein vortail und namb ein Herz, und zuge unversehner Ding auf Rom zue, der Hofnung wo er Rom nit erobern kundt, so wolt er doch außerhalb Rom über die Tyber komen über die Brucken ponte molla vor unserer Frauen de popolo Thor, mehr dan ain teutsche halbe meil wegslang von Rom.

Nun wie das der Pabst höret, das der Borbon auf Rom zuge, und er sich ohne Kriegsvolck fandt, auch davon nit mehr bekommen kundt, da schicket er sein Pottschaft zuem Borbon, was das wer, das er In ungewarnnter Ding, als ain Freunndt des Kaysers überziehen wolt, und er het mit dem Vicere an statt des Kaysers Fridt gemacht, den wolt er auch halten, darumb het er sein Kriegsvolck auch geurlaubt, und er het mit Im Borbon nichts zue

---

[1] Zu jener Zeit waren, wie noch heute in Florenz der Ponte Vecchio, die Brücken in Rom meist mit Buden der Kaufleute besetzt. Im Mittelalter verkauften Juden ihre Waaren selbst auf Ponte Sant Angelo.

thuen, Er stuendt in guettem Fridt und ainigkait mit dem Kayser des wolt er sich halten, und des Viceres zuesag.

Darauf antwort der Herzog von Borbon dem Pabst, und sagt es gieng Ine nicht an, was er mit dem Vicere tractirt oder beschlossen hett, Vicere de Neapoli wer so woll ain Diener als eben er, und er hette Im nicht zu gebietten, Er geb auch nicht umb In, er wist woll, was er thuen und lassen solt, und trucket stets auf den Pabst zue damit er in Rom komen mecht, ehe In die Feindt ereylten, die Im auf dem Fueß nachzugen. Da sich der Pabst dermaßen beengstiget sahe, da wist er nit wo auß, dan er kundt kain Kriegsvolck nit so erbringen machen, so waren die schwarzen Vendler zu den Kayserischen verlossen, da fienge er an auß verzweiflung zu risten, und sich mit seinen aignen todtsfeinden zu wöhren, und botte aller welt in Rom auf, das da spieß und stangen tragen mecht, das soll die wehr nemben zur Rettung der Statt. Nun wer waren die, mehr des Pabsts Feindte dan Freundt, dan es waren Teutsche, Spagnoli, Niederlender, Neapolitani, Lumbardi, auch Romani selbst, und die grösten und mechtigsten, die dem Kayser anhiengen, dieselbigen sahen das Ding alles gern, und war Inen ain haimbliche Freyd, das dem Pabst ain Kappen kaufft soll werden, vermainten dadurch groß, reich und mechtig zu werden, so der Pfaf undtergetrückt und castigiert wurde, vermainten nit die narreten unsinnigen Leut, so das Kriegsvolk mit gewalt in Rom kam, das man Inen etwas thuen sollt, darumb das sie Kayserisch weren, sonder gedachten es solt alles ob dem Pabst und seinen Pfaffen ausgehen, und fandt vil narrete Romaner die kauffeten und kochten das Beste der Welt,

auf des Kaysers Kriegsvolk, so das in Rom kemb, das sie Inen Ehr erbietten mechten, vermainten sie mit ainem mall abzurichten, da war jemandts in Rom von oberzelten Nationibus, der als Kayserisch die wehr wider Ine Kayser oder sein Exercito nemben wolt, und so sie schon mit Iren wöhren auß Forcht auf des Pabsts gebott erschinen, so war es Inen doch nit umb das Herz, sie hettens auch villweniger im sinn, das sie alda bestendig bleiben wolten, sonder Iren haimblichen abzug nemben, so dorfften sich der Franzosen Partt und anhang in Rom auch nit rieren, und die Ursiner allain, mit Iren anhang gennegsam gewest weren, des Kaisers Hoer auß Rom zu behalten, wans schon dreymal so stark gewest were. Aber die Ursiner und der Franzosen Partt, den gefiel das Ding haimblichen nit allain woll sonder sie wolten sich von des Pabsts wegen in kain pericul begeben, noch villweniger wider Iren Herrn den Herzogen von Borbon einlassen, und trugen auch für sorge, als weise Leut, sezeten sie sich wider den Kayser, oder sein Exercito, so wurde des Kaysers Volk und anhang in der Statt Rom, zu dem Exercito Caesaris hinaus fallen, und Inen in die Statt helffen, so wurden also die Kayserisch, sie die französischen und Ursiner, überfallen und zu tode schlagen. Auß diesen Ursachen saßen sie stiller, und behuelt ain schwerdt das ander in der scheiden, auß diesen Ursachen gewan das klain, gering Kriegsvolck diese Statt Rom, ohn ainichen Widerstandt, außgenommen 4 oder 6. Fendle besoldeter Italiener und anderer Nation, die dannocht der Pabst in ainer eyll von schneiderstuelen und andern Handwerkern aufbracht hette, solle man sich aber gewört haben, nach ernst und

von Herzen, das Volk, das sich zue Rom wider Iren willen von allen Nationibus und Romanern mustern haben lassen pro forma davon warlichen weit über 50000 waren, und mit so köstlichem schön Harnisch, wehren und andern Dingen, sie hetten des Kaysers Volck aus Rom behalten, wan sie zehenmal so stark gewest weren, aber das verfieret die narreten Romaner, das sie vermainten das spill würdt nur ob dem Pabst und seinen Pfaffen außgehen, und wereten sie nicht nit, dan was sie forcht und ehrenhalber thuen muesten.

Und ließen also des Kaysers Exercito Rom gewinnen, am 6. tag May, im 1527. Jar, und da der Exercitus in Rom kam, wiettet, dobt, und hette in der gerechten Handt sein wehr, in der andern ein stuck Brott, das sie vor den Beckerleden oder in Iren häußern im einfall genomben hetten, das aßen sie im Lauffen, wie das wiettig, hungerig gestorben Vich, da luffen die Romaner eines Theyls auß Iren Heusern heraus undter sie auf die gassen und zeigten sich fur guett Kayserisch an, und danckheten Gott dem hern, das ainmal die stundt kommen were, das sie von dem Pfaffen dem Pabst erlediget wurden, und sie batten sy, sie sollen in Ire heuser hinein gehen, da wer Inen essen und trinken, Pett, gewandt und Fußwasser zuegericht, aus rechter inbrünstiger Lieb und charitet, denen sies von Herzen gunneten, und vermainten die Romani der geyzige, hochtragendt Spagnol und Kriegsman der solle sich mit der suppen bennegen lassen.

Aber da der Spagnol Inen genueg geessen und getrunken hatte, da tractieret er den narreten Romaner nach seiner verdienstnus, und namb her des Romaner weib,

kinder und töchter, und wolt ain weil seines gefallens auf den weißen untergelegten Leilachen mit Inen scherzen und kurzwillen. Er saget, Haußherr, gib uns als des Kaisers gethreuen Dienern gellt her, als ein guetter Kayserischer man, damit wir mit den schönen Mädeln triumphieren kunden, dan der Kayser ist uns sovil schuldig, leihe uns diewill dar, Ir. Majt. würdt dirs schon wider geben. Da der Romaner das hörte, sahe und erfuer, da gedacht er erst an der lezt und zue spatt an sein begangene Thorheit, und da das spill an den armen verthanen Pfaffen nit ausgehen wollte, sondern über sie reiche Wucherer, und hetten es gern wider remediert, aber es war Inen unmöglich und zue spatt, und wolten erst anfahen dem Spagnoli und Kriegsvolck vill predigen, ob sie solches als guette Kayserische gewertig sein solten, das wer ye unbillich, da saget das Kriegsvolk, du falscher Laur, gib gellt her, oder wir wollen dich bey den Hoden aufhengen, es ist erlogen das du guett Kayserisch bist, dan werst du's so wehrtest du dich nit uns seiner Maj. gethreuen Dienern so vill Monat soldt darzuleihen, wir wollen einmall gelt haben, nit allein von dir sondern vom Kayser selbst, so er da wer, und namben die Romaner mit Iren weibern, kindern und töchtern, und gingen Ires gefallens mit Inen umb, schezten, prannten und marterten sie so lange und so vill, biß sie Inen all Ir vermögen gaben, und plünderten sie, fuerten Inen weib und kündt hinweck, erwürgten und erstachen sie, da war all ding frey und preiß, biß an den 13. tag, und das war böß und erbärmlich, so sich jetzt ainer von ainem gelöset hette, so lauft er von Im, so kombt ein ander Kriegsman an In, und schezt In von

neuem, also das offt ainer nur 10 mal gefangen und geschezt ist worden, und wan er an der letzt nichts mehr gehabt hat, so haben sie Ine erstochen, oder da sy es ainem nit glauben haben wollen, so haben sie ainen so lang gemarttert, bis er Inen in den Hendten gestorben ist, dan kein threuen und glauben bey diesem Kriegsman nit war. Aber het mir Pabst Clement allein gevolgt, so wer es zue dem Jamer und nott gar nit komen, dan wie man am 6. May, das war am Montag Rom überzug mit dem Sturm, da war Ich am 5. tag das war am Sontag nach essen bei Ir. Heyl. als ein geforderter, da sahen wir in des Pabst Camer, hindter dem Belvidere bey des Medici Palast oder Lustgarten[1] den Vorzug oder anteguardia auf die Wisen herab ziehen, das Lager schlagen an die Tyber, da fragt mich der Pabst, was mich guett gedunket, da antwortet Ich Ime mit kurzen wortten, das er sich mit Inen vertruege, und zufrieden stellet, dan sie kemen an ein heimblichen Verstandt daher nit, und wären sie so keck, das sie Ir Heyligkeit so truzlich undter augen und für die Statt sich belegerten, so wurden sie solch Ir manlichaitt unversehener Ding erzaigen wollen, und wurden so truzlich sein, auf die heimbliche Verstandt und vertröstung, das sie die Statt unversehener Ding mit dem sturm anlauffen wurden, so het sein Heyligk. kein Kriegsvolk oder yemandts in der Statt, darauf sie Ir Heyligt. vertrösten dörffen, Es wer eytell genöt Volk zu der gegen wehr, und weren nit allein der partt verwant, sonder auch unerfaren Handtwerksleut, die da der Kugel umb die

[1] Die heutige Villa Madama.

Ohren nit gewohnt hetten, und so baldt sie die hören wurden, so wurden sie all Ire wehren fallen lassen, und darvon fliehen, so wurde Ir Heyligk. verkürzt werden, darumb wer besser, sie ließe sich in ein Vertrag mit Inen ein. Da antwort mir der Pabst, wer zu Inen reitten wollt, ob ich der sein wollt, da sagt Ich ja, Ich were zufryden, so Ir Heyligk. mir drey Ding thuen wolten, da fragt Ir Heyligk. was das wer, da antworttet Ich Ir Heil., das erst wer das sie mir warhafft anzeiget den anfang biß an das endt, was sich zwischen Ime Pabst und dem Borbon und ganz exercito bis auf die stundt verloffen hette, oder was zwischen Inen gehandelt war worden.

Das ander, was Ir Heyligk. entschlossen were, für conditiones mit Inen ein zu gehen, und was gestallt sie ein concordj mit Inen annemben wolt.

Zum dritten, wie und was gestalt sie mich versichern wolt, was und Ich dem Exercito in namen Ir Heyl. für schluge, das es von Ir. Heyl. also verzogen solt werden, an ainiherley mangel oder felen.

Darauf sagt mir der Papst mein fürschlag gefuell Im, und er wolt sich darauf bedenken, und Ich solt heimgehen und daheim belaiben, und kain tribt auß dem Haus gehen, damit so sein Heyligk. nach mir schicket das man mich daheim fendt, und gab mir drey seiner Edelleut (oder palphornieri[1] genannt, die ain Pabst tragen und auf sein Leib wartten) zue, das sie mein Herberg

[1] Palafrenieri.

lernten, damit so man mich eulents haben wolt, das sie mich wisten zu fünden. Ich gang haim, und blib mit schwerem herzen daheim, dan Ich allen apparat und Kriegsrüstung und gegenwehr gern gesehen hette, Aber Ich muest Ir Heyligt. gebott gehorsamb sein, und verlur den ganzen Suntag den tag dahaim mit wartten, doch stige Ich auf das Dach und in einen Turn umbs hauß, darin Ich über Rom sehen möcht in die Weit, des Kaisers Kriegsvolk an zu ziehen, aber mein wartten war umbsunst, und der Pabst wolt sich im Palast Sti. Petri nit mehr vertrauen, sonder gieng, umb Vesperzeit auf der Mauer in das Castell[1], da blib er also. Zue morgens am Montag 6. May vor tags, da ristet sich des Kaisers Volk zum scherz, mit Iren Laittern und wehren Rom zu besteigen und zu gewinnen als dan geschahe, und fuel ain Nebel an, der weret vast biß umb 7 Uhr, das Ir glick war, und Inen den Victorj in die Handt gab, das die Burgo St. Petri erobert wardt, darauf sie ruheten von 7 Uhr an, bis gehn Vesper Zeit, da fiengen sie den sturmb widerumb an bai San Spirito. Noch dannocht warttet Ich stets im hauß, wan Ir Heyligk. nach mir schicket, aber der Pabst vermeinet nit das sie Rom so liederlichen und bald gewünnen solten, dan er hat wider in der Statt ain 5. 6. oder 7. Vendlen welsch Soldaten gelegt, so hat er signor Lorenzo de Nucera[2]

---

[1] Der Papst begab sich ins Castell erst nachdem die Leonina am Morgen des 6. Mai erstürmt worden war, wie das Paul Jovius, sein Begleiter, erzählt hat.

[2] Lorenzo oder Renzo von Ceri.

und sein Sun signor Paulo, dergleichen signor Horacio de Balnionibus, als Obriste Haubtleut in der Statt Rom etwan mit ain 4. pferdten (sic!)[1] aufs maist, die ritten stets hin und wider, das gebotten Volk an Maurn und allethalber zu der wehr an zu stellen, welche Obristen das aller nöttig ist nit versehen hatten, das sie an jeder Prucken über die Tyber ain schwipbogen abprochen hetten oder eingeworffen, so hetten sie so bald nit über die Tyber, und in die Statt kommen künden, hetten auf das wenigist ain tag zwey oder 3. sich umb die Prucken muessen schlahen, darwill weren sie nit allain zue hunger gestorben auß der großen obengezaigten noth, sondern auch es wer Inen vill gedachte Liga, der Duca de Urbino mit dem mechtigen exercito auf den Hals gewest, das sie weder für sich noch hinder sich kund hetten, wie dan derselbig Duca am dritten tag, das ist auf den 9. May[2] mit allem sein exercito zu Ysola das ist bey 2 teutsche meil vor Rom ankamb, und alda etlich wenig tag lage, und von stund an ohn alle Ursach wider abzug, und ließ den Pabst im Bad sitzen, und daß war ain Ursach, das der Pabst sich so liederlich nit geben wolt, das er sich auf den Duca de Urbino vertröst, und verluesse sich Ir Heiligk. umbsunst.

Nun umb Vesperzeit, da schicketen die Romaner und

---

[1] Es ist wol Fendlen zu lesen.

[2] Der Herzog von Urbino traf erst am 22. Mai mit der gesammten Bundesarmee zu Isola ein. Eine Zählung ergab 15000 Mann Infanterie. Er zog von Isola wieder ab, am 2. Juni.

Senato zue mir, und zuvorderist zue dem Durchleuchtigen, Hochgeborenen fürsten und Herrn Marggraf Gumprecht von Brandenburg, der ain junger fürst was von 18. oder 19. Jaren ungeferlich, und luessen uns beyde bitten, das wir zue Inen in das Capitoli komen wolten, da wolten sie sich mit uns beratschlagen, wie der sachen zu thuen were, sie wolten sich vill lieber vertragen und etwas geben, damit der Exercitus ohn schaden hinweck zuge. Ich wolt nit kommen, sondern des Pabstes erwarten, da schicketen die Romaner zwaimal nach mir, und der jung Margraf, die ließzen mich so hoch bitten, das und Ich in dieser Irer nott zu willen wurdt, Also saß Ich auf mein gaul und ritte zue Inen in das Capitoli den Margrafen zu fünden, da beratschluegen sie sich mit einander biß schier 6 Uhr was gehn Nacht, und beschlussen, das die obristen Conservatores der Statt, mit sambt hochgedachtem Margraffen und mir, hinauß solten reitten in Exercito mit unsern Trumettern, zu den teutschen und Obristen, dan Borbon war zuvor umbkommen, und solten von Inen versten, ob man mit Inen zue ainem verstandt komen mecht, und wie wir im Capitoli ausritten, da hets schon 6 geschlagen, und nahet gegen 7 Uhr gehn Nacht, und ritten ob hundert Pferdten mit uns, dan vill leut sich anhencketen, als die fürwizigen Welschen, die in kain Ding kain maß halten, die wolten hinauß in Exercito zue sehen, wie es da außen zuegieng, und hetten bei 4 Trumettern die ritten voran, und die Conservatorj auf sie, der Herr Margraf und Ich ritten hindten nach, zu reden und disputieren, wie sie für zue bringen und anzugreiffen were, damit wiers

woll außrichteten. Da wir auf den Ponte Sisto kamen, da handleten meine ehe gemelten Italianer ohne alle Ordnung voran, und wie sie auf halbe Prucken kamen, da prach der ganz kayserisch Exercitus gegen uns dä= her, und erstachen und erschlugen wen sie ansichtig waren, da namben sie auf der gassen yemandts nit gefangen, alle welt muest sterben, das sahe ich nur, und warf mein gaul umb, und saget gegen den frumen jungen fürsten, mir nach, haimwarz zue hauß an unser sicher= hait, da ist nit zeit mehr zu reden, wir werden kain Exercito nit auf halten, es ist umbsunst und verloren, sonder werden erschlagen wie die andern, und bracht den Margraffen haimb in sein hauß, und kundten nit ab= stehen, noch die haußthir so schnel zuethuen, der ganz hauffen trucket hernach, da war das hauen, stechen und erwirgen, von Allen, Waib und Kindern das zu erbarmen war, und vill erschrecklicher zu sehen, dan da muest alles sterben was auf der gassen gefunden wardt, es war gleich jung oder alt, waib, man, pfaf oder Münch, da galts alles gleich, auch was mit uns ridt, und vor unß auf die Prucken kam, das wardt alles erschlagen. Und waiß das auf dieselb Nacht auf der gassen und in den häu= sern hin und wider erschlagen wurden, mehr dan 15. biß in die 20000 Man.

Nun am 7. tag Maij, da fing man an am Mor= gen vor tags, auch in die Nacht, die gewaltigen Cardi= nalsheusser und andre gewaltige Pallacio zue stürmen, zu plündern, auch das Castel zue belegern und zue untergraben, also das sich der Pabst aller seiner hofnung

bloß fandt, daß er am 21. tag seiner Belegerung[1] auß gemelten ursachen aufgeben thet mit anhangenden Pacten und condicionibus und von den dreyen Nationibus die Obristen Irer haubtleut in das Castell verordneten mit drayen Vendlen. Aber unsere Teutschen wolten beim Wein und nit im Castell sizen, das sie den Spaniern die Ehr allein verluessen, unser Nation zue Spott und schaden, und da das Castell offen war, und man anfieng zue handeln, da bedarffte der Pabst und Teutschen aines Interprete der alle Ding dolmetschet, da fuel der Pabst und Landsknecht auf mich, mir unwisset, und wardt auch zue solchen schweren Officio als ain ungeübter solcher hendel dahin getrungen, das Ich solch schwer und geferlich sachen über main willen annemben muest. Ich habs auch dermaßen verricht Gott sey Lob und Dank, das ich nit weniger Dank und Remuneracion von den Kayserischen gehabt habe, als von den Päbstischen oder Pabste, dan Ich meine sachen allemal frey rundt außrichtet, und gabs nachmalen Inen zu bedenken, die es antraffe, was man mir zuvor Antwort gabe, das brachte Ich auch an sein gehöriges ortt. Also hast du ain Underricht, warumb mir der Pabst offt ein mehreres klagt het, dan ainem andern, oder warumb Ich mit seiner Heiligk. so vil gemainschafft gehabt habe, und ohne rhomswais zu reden, Ich hab offt des tags ain 10. oder 13. mall und mehr dan mir lieb gewesen ist, bei seiner Hlg. der fürfallenden geschefft halben sein müssen, dan Ich ob den 6. gan=

[1] Die Rechnung ist irrig, da die Capitulation des Papstes am 5. Juni abgeschlossen wurde.

zer Monaten all Kriegshendel zwischen dem Pabst, dem Kaiser und andern Nationibus et potentatibus verrichten hab muessen.

Die arglistigen Spanier die richten stets unser teutsch Pfliegsamseln an, die da nichts andres singen kunden, dan gellt gelt, und was man Inen sang und saget, so wars alles nichts nit, sonder da wolten sie schlecht gelt gelt, es namben es die kayserischen Räth gleich wo sie wolten, und fiengen an alles das Übel zue thun, und viel ärgeres als der Türk selbst gethan hette, und kam ein großer unerhörter grausamer sterben in Rom, und under sie, das des tags an der schelmischen Pestilenz ob den 3. u 500. Person sturben. Also handelt der Pabst so vil mit des Kaysers Räthen und Regenten, das der Exercitus auß Rom ziehen solt, damit man widerumb practicieren mecht das man gelt kundt machen, so wolt sein Heiligk. etlich Stett und Flecken dem Exercito einantwortten, darin sollen sie dieweil ligen, Ires nuz und gefallens, so lang biß der Papst sie gar bezalet, und soll auch sein Hlg. und das Castell zu Rom dieweil biß zue volkombner Bezalung verwaret werden von den kayserischen zu Ir sicherheit, Und wardt Inen den Landsknechten und Spaniern Narnia eingeben, mit sambt Irem Landt, Stetten und Flecken.

Nun wie der kayserisch Exercitus mit sambt des Pabst Commissarien hinauß zugen, und die Stett und Landt ainnemben wolten, damit Rom von peste und andrer immundicia rain und practicabilis werden mecht, da lueß man Haubtman Wendel von Meyer da, mit ainem fendel knecht, das sie auf den Pabst und das

Castel warten sollen, mit sambt den andern Nationibus verordnetner Haubtleut und Kriegsvolk, und zug der ganz hell hauffen auf Narnia zue, ist etwan ungeferlich bey 10. teutsch mail, ligt die Statt an ainem felsigen Berg hinan, und an der andern seitten da rindt der beß wittend fluß oder wasser Narnia[1], also das die Statt von natur stark ist, und gar seer bese Pueben alda sein, und so groß franzosen und Kaiser feindt, als in ganz Italia nit sein, vast alles Kriegsvolk. Da sie das erfueren die von Narnia, da macheten sie Jr Statt mit Pollwerk und andrer Kriegsrüstung stark, und besezten die Statt mit 13. oder 14. fendl welscher guetter soldaten, und da der Exercitus Caesaris kamb, da wolten sies schlecht nit einlassen, und stelten sich zur wehr, also daß des Kaysers Exercitus die Statt mit gewalt gewinnen mueßt, und mueßten sie stirmen durch vorgenandten besen schnellen fluß Narnia, und verluren 3 sturm daran, am viertten da eroberten sies mit gewalt, und erstachen frau und man, künder und alt, was sie fanden plünderten, zehörtens und verprenntens jämerlichen, wie man es dan auf den heutigen tag siht, und blib der Exercitus daselbst und im Landt ligen, zu losiren ad discretionem, id est sine discretione etwas bei 6 wochen[2] da wolt kain gellt nit komben, und erschien stez ain Zill über das andere, an Bezalung, da war der Exercitus auf im September, und zug aller mit einander in Rom umb Jr

[1] Narni wurde am 17. Juli erstürmt. Der Fluß ist die Nera.

[2] Rückkehr der Landsknechte nach Rom am 25. September.

bezalung, und namben alle heuser und pallaci ein, und wollten da essen, trinken und das beste von den Romanern und meniglichen umbsonst haben, und wolten darzue nit bei der magt, sonder bei der Patrona und Dochter schlaffen, und thaten alles das sie thuen und erdenken kundten, mit Prandt, schezen, rauben, stellen und vergewaltigen, mit sambt allen besen stucken, da war kain Regament, straf oder ordnung nit, da thet alle welt was ainer wolt, da dorffte Im kain Obrister oder Haubtman nicht darein reden. Nun Ich und andere Verordnete, handleten so vil mit dem Pabst, das er mit Rom und dem armen Volck ein erbärmnuß haben wolt, und weg und mittel erdenckten, das sie bezalt wurden, und Rom von der tirannide erleset wurde, das der guett Pabst dahin bewegt wurde, all sein Silbergeschirr und aller Prelaten im Castello mit sambt Sant Peters Reliquia zerprechen und zerschlagen wardt, und wardt Angelo schaur aim teutschen verdorben henselin und teutschen feindt geben, der verstandt sich auf's minzen, und war auch Minzmeister in Rom gewesen, der wardt auf dißmal der maßen wider reich, dan der Pabst gab Ime alles vergüldts silber, für schlechts Pruchsilber, da schlug er grob rauche Plagauner auß, da ainer ain Kronen 2. oder 3 gelten seins gefallens, da redt Ime yemandts nicht daran ein, Er schaidet das golt davon, und thet darnach dem guetten silber mit anderer Betruegerei sein Zusaz, also das er zwiefachen gewin hette, auch dasselbigmal sovil gewan, das er in ainem Jar, darnach er mit sambt denen im Hof, dem Vicere zue Neapolis ob den 40. oder 50000 Cronen liehe, auf den Verkauff

des Soffran zue Neapolis, auch die am Hof Ime ein Päßlen zue aim waib gaben, wie er sich aber mit Ir gehalten hett, das waiß niemandts beſſ dan sie, und Ire freundtschaft, dan sie wolt sein nit mehr, und mueſt zue Nirnberg hinweck, kamb wider gehn Neapolis in armuet, da iſt er in der gefenkniß geſtorben, das war sein rechter Lohn und ende. [1]

Nun man machet ſovil gelts mit aller marter, das man zwey monat ſoldt zuſamen bracht, damit man doch die unfletter ain wenig ſtillen mechte, die gab man Inen, und der Pabſt ſagt Inen zue, in Monatsfriſten oder 6. wochen den ganzen reſt zu bezalen, darumb wolt er Inen bürgen ſezen und geben, wo ers nit zalt, das Dieſelbigen zalen ſolten, die dan umb 3. oder viermall ſovil genuegſam waren. Sollich Concordj namen die Landtsknecht an, und waren fro, dan in Rom dorfften ſie nicht zeren, ſonder da mueſten Inen die Romaner und Ir Haußherr für ſie alle notturfft geben, es koſtet was es wollt, ſo mueſt es da ſein, oder der Haußherr dorft ſich nit ſehen laſſen, und alles unglicks gewerttig ſein, und hat offt ain Romaner ain tag in den andern, 10. 20 biß in die 30 Cronen außgeben, zu unterhaltung der bestia mit ſeiner freſſerei und Ladtſchafft, das er ſtettigs vermeindt, das weſen würde nit lang weren, ſo wolt er

[1] Weder Reißner noch Benvenuto Cellini melden etwas von dieſem deutſchen Münzmeiſter. Reißner ſagt bei dieſer Gelegenheit: Es waren die Müntzmeiſter und Eyſenſchneider Bapſts Diener, und hetten keinen Probierer, auffzieher noch Wardein, machten alſo falſche Müntz.

Inen von aines klain wegen nit waib und kindt behendigen lassen, eher henget ainer immer daran, mit der hofnung das bald ain endt nemben wurdt, biß er gar verdarbe, und sein guett zehenmal wol leichter khaufft hette, dan das er diesen unchristlichen und unglaublichen unkosten thuen solt, zu erhalten der truncken Bestia fresserei und gasterei, die da vast bei 10 ganzen Monat weret, und galt das schaff Korn 32 Cronen. Nun sie namben mit dem Pabst die Concordj der Bezalung halber an, und schlembten und dembten darauf, da stellet Inen der Pabst diese 6. Bürgen zue, Johan Matheo Erzb. zue Bern oder Verona[1], Johan Maria Erzb. Sipontinus, das ist der jetzig Pabst Julius der III., Anthonius Puzius den man nennet den Bisch. von Pistoja, und den Erzb. von Pisa, des Cardinals Rudolfo Brudern, Jacob Salviati ders Pabsts Clemente Schwester zue aim waib hette, ain überauß reicher Florentiner Kaufman, auß des Mundts Ich zum offtermalen gehört habe, das er saget, er hette zum dickermalen mit dem Könige von Frankreich ain wechsel getroffen, und ain Million gelts. Nun wie die Landsknecht zue friden waren, diese obgemelten Bürgen anzuenemben umb den Rest, der da etwan bei zweimall hundert tausend Cronen war und nit mehr, da huelten sie zue Rom auf dem Platz campo flor genandt gemain, und verordneten mich hinein zum Pabst in das Castell zu gehen, das Ich dise Bürgen in namen Ir, von Im Pabst annembe, und zu Inen herauß auf den Plaz fieret, und gaben mir zue Haubtman Diepoldt Heslen und

---

[1] Giemmatteo Giberti, Datar.

Sebastien Schertell mit sambt bei 200. woll gerister Doppelsölder, die sollen Inen gesellschafft thun, und herauß belaiten in den kraiß. Und wie Ich in das Castell kam hinauf in den großen Sall, und da gieng der Pabst auß seiner Camer gegen mir herauß mit seinen Cardinelen und Prelatten, und fragte mich was ich wolt, da antwortte Ich Ir Hlg. die Landtsknecht weren auf den Plaz Campo di flor versambelt und hielten alda gemain, hetten mich zue Ir Hlgk. geschickt mit sambt gegenwertigen Hauptleuten und Doppelsoldenern Ir Hlgk. anzuzeigen, daß sie mit den Bürgen zue friden weren und wollten die annemben, und Ir Hlgk. soll mirs überantwortten, so wolt Ichs mitsambt denen Haubtleuten und doppelsoldnern hinauß zum hauffen belaitten, und den gemain in Ir verwarung überantwortten. Da saget der Pabst mit wainenden augen, da stehen sie, nemt sie mit Euch hin, und laßt Euchs befohlen sein, und will Euch nit allein die Bürgen geben, sonder unser aigen Person darzue, und erbutte sich mit unß zue gehen, und gieng woll 3. und 4. tritt mit unß fur sich, da batte Ich und die Haubtleut sein Hlgk. das er solle stiller stehen, und alda belaiben, wir dorfften In nit mit unß nemben, wir hetten des kein befelch, wurden es auch nit thuen.[1] Da gieng er

[1] Mas al sacarlos de poder de su santitad y de los Cardenales de la sala donde estaban, hubo tantos llantos y grita que parecie que se hundie el mundo, diciendo Su Santidad que quería tambien ir en poder de los alemanes.... Perez an den Kaiser, Rom, 12. October 1527, bei Villa S. 289.

über den großen Sall mit unß biß zue der thir, das er stettigs wainet wie ain jung kindt, und bitten thet, das wir In mit unß nemben wolten, das wir ohn underlaß stettigs abschluegen, und mit den Bürgen für druckten, das wir von seiner Hlgk. kommen mechten, dan dieweil die Landtsknecht auß dem schloß waren, und Spagnoli das allein inhielten, da vertrauet er sich gegen Spagnoli gar nichts nit, und truege sorg, das sie bei der nacht etwan haimblich ain schiff für das Castell kommen macheten, und das sie Ine durch die haimbliche thir die auf die Tyber gieng in ain schiff setzen wurden, und mit Im gehn Neapolis oder Hispania zue fahren möchten, das er nit mehr ans tags Licht kämbe, darumb wer er gern auß der Spanier handt gewest, und sonderbar des signors Largons[1], der ain alter erfahrner listiger Kriegsman was, und auf den Pabst gericht und geschmizt, welches er sich bei den Landtsknechten nit besorgen hett dörffen, darumb hast du oben anfencklich von mir vernomben, das sein Hlgk. sehr übel zuefriden war, das die teutschen das schloß dermaßen verlueßen, und sich umb (ihn) nicht nit annemben wolten.

Also namben wir die obgenanten Pürgen und fierten sie hinauf in den ring und in die gemain, da überantwortteten wir Inen die, da waren Ire verordnete, die sprachen wir zue, und huelten wir etlich Artiel für, und ob sie für den Pabst pirg und selbst schuldner sein wolten, das soll ich Inen sagen, und Ir antwort von Inen den Landtsknechten wider interpretiern, das that Ich wie

[1] Alarcon.

mir befolchen war, da antwortteten dieselben herren Pirgen, Ja sie wollten Pirgen und schuldner sein, darauf wolt die gemain mir die überantwortten und zue verwaren befelchen, die Ich nit annemben wolt, dan es mir als aim Comissarj und von Adel nit zuestuendt, da beschlussen sie, man soll die geißlen fieren in die Canzlei, das ist der groß Pallast in Rom, das der Card. Sangiorgi gebaut hatt, das man iezt nendt in der Canzley oder zue S. Lorenzo in damaso, derselbig Pallast, der was Julii Cardinalis de Collonia[1], der was zue selben Zeit Vice Cancellarius sed. ap., ain sehr trefflicher dapferer und geschickter man, großer kunsterfarnus, und hohen verstandts, ein sehr kaiserischer reicher Cardinal, und der des Kaysers halben sich im Collegio gegen den Pabst sezet, und schlecht nit in die gemelt Bündnuß bewilligen wolt, und protestirt wider den Pabst und das Collegi, und zug zuem thor auß haimb in sein Landt der Colloneser da fordert In der Pabst, da wolt er nit komen, da priviert In der Pabst des Cardinals huet, und kamen aneinander der Pabst und die Colloneser super iniuriis, das der Pabst 4000 Schweizer wider sie komen ließe, zu sambt obgemelten schwarzen Pannern oder Vendlen, und ain Exercitum wider sie von 15. biß in die 20000 stark, und

[1] Es ist bedenklich, daß Gumppenberg selbst der Namen des berühmten Cardinals Pompeo entschwunden war. Der schöne von Bramante errichtete Palast der Cancellaria, welchen diesem Colonna Clemens VII. als Lohn für seine Wahlstimme im Conclave gegeben hatte, war ursprünglich von Rafael Riario, Card. v. S. Georg erbaut worden.

fuel den Collonesern in das Landt, zu verderben umb Frisolona, biß der Niderlender Mincaval Vicere zue Neapolis zwischen Ime Pabst, Kaiser und Colloneser ain fridt machet, und als yeder thail sein Kriegsvolck urlauben solt, wie dan geschahe, daß dem Pabst nachmals zue merklichem spott und schaden kamb, das er über des Viceres gebnen glauben und thrauen vom Duca de Borbon dermaßen unbillicher waiß überzogen, geschezt und gefangen wardt, dem Kayser unwissent, daß aber war ist, so baldts sein Maj. in Hispania erfuer, da wardt sie übel zufrieden, und unmuetig, und wolt in vil tagen yemandts nit zue Ir lassen, luesse alle topezeria an den wenden in Iren gemechen abreißen, und schwarze klagtücher aufschlagen, und schicket von stundan Iren Beichtvatter gehn Rom, den Pabst zu klagen und Ine zu entschuldigen mit ernstlichem Befelch an seine Obristen Haubtleut und Regenten des Exercito, das und sie den Pabst ledig lueßen und zügen aus Rom, darauf wardt derselbig franciscaner Münch oder Confessor Caesaris vom Pabst zu einem Cardinal gemacht, und genandt Card. Stae Crucis, und ist der, der da der Pfaffen gebett geendert und verkert oder gebessert hat, das man nendt Breviarium Card. S. Crucis iuxta consuetudinem Rom. Curiae.[1]

Da legt man dieselben Pirgen in desselben Cardinals Colonna Palast, in zwo Camern, die hetten kain fenster nit, und ain Porten allain, und zwey starke vergitterte

---

[1] Francesco Quiñonez, wurde Cardinal erst am 7. December 1527. Die Angabe Gumppenbergs von der Eile des Kaisers, sich beim Papst zu entschuldigen, ist ganz irrig.

fenster mit einfallenden Liechtern, darin solten sie alle 6 geißler essen und schlafen, und lagen Inen allemal tag und nacht ain fendl knecht vor der Thier wachend, und gaben Inen ein dolmetscher zue, der hieß Haußman, der was von schlegstett, und was in des Papsts Guardi gewest im einfall zue Rom, aber davon kommen, das er nit erschlagen wardt, aber Ihr Haubtman Mock der wardt erschlagen mit vast allen schweizern, über den sein haußfrau fuel zu retten und die Landtsknecht zue bitten umb Ires mans Leben, das er zue aim gefangnen aufgenomben mecht werden, aber da waß von den Landsknechten kain gehör nit, stachen und haueten in In, biß er zue stücken fuel, und haueten seiner ehrlichen haußfrauen bayd hend ab, die sie furwarff, Irem Man die straich aufzuhalten.

Nun die guetten frumben geißler die waren da verwart, und der ehegedacht Card. Colonna, der kam hinein gehn Rom in sein pallast, unangesehen, das der Pabst Ine priviert het seines huets, und sein todfaindt waß, und thet den geißlern alle ehr in seinem hauß, thet In allen Unkoßten der speiß ab, und tractirte sie nach allem seinem Vermügen, nach gestalt der zeit. Nun Zill und Zeit kamb, das man zalen solt, da war kain gellt nit, die geißler namben außred, begerten erströckung acht tag, die waren beim gemainen unsinnigen tollen vollen man erlangt mit aller marter. Dieselben 8 tag erschienen auch ohne Zalung, da begerten sie aber 8 tag, die wurden Inen schwerlich geben mit großem Unlust und gefahr der haubtleut und doppelsoldner, darüber der unsinnig Landtsknecht schrie von wegen solcher verlengerung der Bezalung, aber dieselben 8 tag erschienen ohne frucht, wie die ersten

3 Termine, darob sich der gemain man ganz erzirnet, und unsinnig ward, lueffen zusammen mit Iren wehren auf den Platz, und holeten die hauptleut mit gewalt zue der gemain, und schicketen nach dem Haubtman, der denselben tag die geißler zue Inen in die gemain und in offnen ring brecht, als dan geschahe. Da man sie bracht da schrien sie warlich heftig über sie, der ain wolts an spießen aufheben, der ander wolts hencken, der dritt der wolt ain kugl durch sie schießen, und erschröcketen die guetten Herrn sehr übel, das sie sahen wie der biter todt, und vor forcht nur umbfallen wolten, Aber die Haubtleut und vom Adel auch doppelsoldner redten stettiges das best darzue, ob man den gemain erlindern mecht. Aber da half es alles nit, entsezten sich ye lenger, ye mehr, wider die geißler, und huelten die Haubtleut (in) verdacht, und schickten den Profosen nach den Ketten, die Geißler daran zu schlagen biß und sie zaleten, also da der Profoß die Ketten bracht, da schneffe (sic!) der gemein man, er solle sie alle 6 darein schlagen, da schlueg der Profoß den Johan de Maria Archiepiscopo Sipontino, der yetzt haißt Pabst Julius tertius, und Johan Mathea Gibertus Erzb. zue Bern[1], an ain Ketten zuesamen yeden mit ainer handt, den Anthonio Puzio den man nennet Bisch. zue Pistoria nachmals Card. Sti. Quattro genannt wardt, und den Erz. von Pisa an ain ander Ketten zusammen, des Cardinals Rudolpho Brueder

[1] So wurde also noch damals Verona von den Deutschen genannt.

und Jacob Salviati auch an ain Ketten zusamen.[1] Da dies grausam spectacel gesehen wardt, an so großen alten, ehrlichen und mechtigen Prelaten, da sagten die gemain man gegen Irem dolmetscher, Er soll Inen sagen, das sie gedechten und innerhalb 14 tagen zalten, oder aber sie muesten alle an diesen galgen gehenkt werden, der da gegenwärtig auf dem Plaz stuend, und schickten die geißler mit dem dolmetschen und haubtman oder fendlknecht wider zu hauß, mit betruebten Herzen, da mueßten sie tag und nacht an den Ketten angeschmiedet sein und bei einander schlaffen. Dise Tyrannei die weret bei 6 ganzen Wochen, und muesten alle Ire kleider an der saitten auf geschnitten haben bis an das Hemmet, damit so sie sich niderlegen wolten, da sies vom hals herabpringen mechten. Nun da der Termin der Bezalung kam da was gleich woll kain gellt nit da, als das erst mall, dan das war die ursach, die weil der Pabst im Castell enthalten war, dergleichen das Castell von Spaniern ingehabt wardt, da sagten der Kirchen Unterthanen, der Pabst wer nit frey, darumb wolt sich das Land nit schezen lassen noch kain heller nit herausgeben, so war kain obedientia nit da, das sie an der lest woll büessen muesten, da der Pabst wieder frey wurde, umb Ir ungehorsamkeit. So wolt kain Kaufman nicht darleihen. Also muest der Pabst nott und angst leiden bey aller seiner macht. Da nun ain

[1] Y despues traxeron los hostages de dos en dos — Datario y Obispo de Pistoya en una cadena, y los Arçobispos Sepontino y Pisa en otra, Jacobo Salviati y su yerno en otra — Perez an den Kaiser, 12. October 1527.

tag oder zwei über die zeit war der Bezalung, da hetten die knecht aber ain gemain, schicketen mich und andere zue den Geißlern ob gelt da wer oder nit, da war leider kains — (Folgt die Wiederholung der Erzählung von der Bedrohung der Bürgen) — Doch die Haubtleut theten all ding zue milt und glimpfen, damit nit handt an sie gelegt wurde, der von Bembelberg darfft nit zue den unsinnigen Leuten, das sie Ine in verdacht hetten, er hielts mit den Geißlern, darumb darffen sie Ime offt des tags durch das hauß lauffen und alles das was nur darinnen zerprechen, also das sich an der lest der theure Ritter nit mehr in seinem eignen Losament finden darfft lassen, sonder muest verstollen in der Spanier Losament hin und wider liegen.[1] Nun es war so viel gehandelt, das Ihnen nach andre 8. tag frist geben wardt, dieselben 8 tag erschienen auch, das gleich so wenig kain gelt nit da war, als das erst mall, und war das die ursach, die herren waren gnugsam gewest umb zwo Millionen gelts, und hettens auch allemal aufbracht in ainem Monat und eher, wan sie ledig gewest weren.

Aber also wolt sich weder Kaufleut noch yemandts mit Inen einlassen, das sie sorg truegen, sie kämen zue schaden, und verluren das Irig darob, so sie sich mit den gefangnen einlueßen, so wolten Ire freundt das auch nit gestatten, truegen sorg sie würden mit sambt Inen darob

---

[1] Los capitanos alemanes han huido de entre su gente y se han pasado con los españoles, y los mas dellos están en la posada de Iuan de Urbina: Perez an den Kaiser, 30. November 1527.

verderben, und der Pabst und das Collegium ließe sie sterben. Als Ich dan auß des reichen Jacob Salviati mundt höret, das er mit wainenden augen sagt, Nun mueß Gott erbarmen, das Ich mein glauben der maßen verloren habe, das Ich ain so schlecht gelt, zwei oder drei mal hundert tausend Cronen nit aufbringen kan, und so offt dem König von Frankreich ain Million und anderhalb golts aufpracht, und in 6. Monaten par bezalt habe, wohin ist mein thrauen und glauben jetzt komben.

Nun dieselben 8 tag kamben auch, das die Lanzknecht bezalt sein wolten, und luffen zuesamen auf den Platz campodiflor und berueffen Ire hauptleut zu Inen, die wolten nit komen, da lueffen sie in die heuser und fuerten die haubtleut und Venderich mit gewalt und mit blutigen köpfen auf den plaz, und in den Ring, da wolten sie gelt oder bluett, und schicketen abermal zum haubtman, das er Inen die Geißler in den Ring brecht, da sprachen sie aber Irem dolmetschen zue, er soll sie fragen, ob gelt da wer oder nit, da waren sie bewilligt, sie wolten ain Geißler oder zwen henken lassen, zu erschröcken die andern, und wolten sonderbar die zwen Layen nemben, als Cardinals Rudolpho Bruedern, und Jacob Salviati. Da thaten dannocht die haubtleut als ehrlich verstendig Leut, und wolten es nit zuegeben, das den armen betruebten herren auf dißmal ain Layd geschehe, und sezten Ir Leib und guett für sich, sie zueretten, was Jamer oder nott das war, das hastu zubedenken, und mit was erschrockenen herzen der pabst Julius 3. mit seinen gesellen da stuenden. Da lueßen sie fürtragen, da war kain gelt, sie wüsten auch kains also gefangner weiß nit zue bekomen, und all

ding wer umbsunst, man solle Inen gleich thuen wie man wolt, das muesten sie unschuldig leiden, aber die Lanzknecht solten die zwen Layen, als Cardinals Rudolpho Brueder, und den Jacob Salviati als Kaufleut ledig lassen, das sie handeln und wandeln kundten Ires gefallens, so wolten sie die vier Bischof mit Leib und guet für sie stehen und pirge sein, dan so baldt die zwen ledig weren, so brachten sie das gelt von stundan auf, und noch zwaimal sovil darzue. Da fuelen die haubtleut den Geißlern zue, und sagten es wer ain gennegsam ehrlich erbuetten, und wolten das der gemain solte annemben, dan wisten die 4 Bischof oder Geißler das nit für gewiß wahr sei, so wurden sie Ir Leib und Leben so lieberlich für die zwen andern nit verpfendten, und wolten die haubtleut selbst auch pirg werden.

Aber da wollt der gemain nicht vil davon hören, und kamen hefftig an die haubtleut, und weret das toben und wietten lenger dan 5. ganzer stund nach mittag, das man all augenblick vermeindt, die haubtleut wurden all auf dem plaz todt bleiben mitsambt Fendrich und Doppelsoldnern, und da sie nichts anders haben wolten dan gelt oder bluett und kain ander mittl nit annemben wolten, da wardt doch an der letzt von den haubtleuten die sachen dahin geschlossen, das man die Geißler wider haimb schicken soll, und das sie in 8 Tagen gellt aufbrechten. Und da was die selben 8 tag der gemain man nur wildt auf die Haubtleut, die sie weder sehen noch hören wolten, sonder nur erstechen oder erwürgen, mit unschuldigem verdacht, sie nemben miett und geschenk und hälffen den Geißlern hinüber, das aber nit was, sondern die ehrlichen

Leut bedachten Ir Ehr des Kaisers wolfart und was args oder guetts darauß entstehen mecht auß solcher erschröcklichen Tyranney des gemainen mans, das sie 4. Erzbischof und 2. so mechtig welsch Kaufleut von des schneden gellts wegen so schendlichen umbpringen solten.

Nun da die acht tag herzuestreichen wolten, da schickten mich die Haubtleut und Obristen zuvor zue denselben herrn Geißlern zue verstehen, ob doch gelt da sein wurde oder nit, dan sie sahen die ungeschicklichkeit des groben gemainen Mans, auch die große geferlichkeit Leibes und Lebens, darin sie die herrn Geißlern nit allein stüenden, sondern auch die haubtleut, und sie truegen warlich für sorge, das die nechst gemain, die gehalten würdt, Bluett oder gellt sein wurde, dabei sie ye nit gern sein wolten, und sie betten sie zum höchsten, daß sie allerlei bedenken wolten, damit doch etwas da were von gellt, wo nit so traueten sie Inen nit ohne gefahr in die Gemain zue kommen. Darauf sie nun mir und meinem mitgesandten, die Herrn Geißler zu antwort gaben, sie hetten kain gellt, und wisten auch kains aufzuebringen, sie hetten sich Gott dem Allmechtigen befohlen, es gieng Inen darob was gestalt es wolle. Dise antwort brachten wir den haubtleuten und Obristen, das was der Herr von Bembelberg, die es warlich mit erschrecken annamen, die den jamerlichen ausgang der sachen als weise leut bedachten, und das nit allein den Herrn Geißlern Leib und Leben auf diesen tag aufgehen wurde, sondern auch Inen den hauptleuten Leib und Leben, Ehr und guett, mit sambt der Röm. Kay. Maj. unsers allergnädigsten Herrn ewige ungnad. Und kämen sie auf diesen ersten Gemaintag so

wurden sie sehen wider Iren willen an den Herrn Geißlern tödtliche Handt anlegen, bewilligten sies, so wisten sie woll, was gefahr Ihnen beim Kaiser darauf stuende, bewilligtens sie dan nit, so wurden sies mit der Faust und That erhalten müssen, und all todt auf dem plaz bei einander bleiben und dannocht nichts fruchtbares für sie erhalten wurde, sonder das der Röm. Kais. Maj. heller hauffen zue grundt gieng und darob ganz Italia Landt und Leut verlur, dieweil der Franzos mit so ainem gewaltigen Hauffen in Italien ankomen war, und waren die guetten haubtleut nur laidig und thraurig, und berathschluegen die sachen lenger dan 3 tag, an der letzt entschlussen sie sich, sie wolten bey solchem Jamer nit sein, der Kays. Maj. zue guetten, so verhofften sie dannoch, wan kain Haubtman mit bei Inen were, das sich der doll unsinnig gemain man so freventlichen unterstehen wurde solcher Tyrannei, sonder daß sie sich vil aines bessern besinnen wurden. Und ungefärlichen 2 tag zuvor, da saß der Obrister Herr von Bembelberg mit samt allen haubtleuten auf die Roß, und ritten zum thor auß, und sagten gegen dem gemainen man, dieweil sie Inen nit volgen wolten, so wolten sie auch nit bei Inen bleiben übels helffen zu stiften, und zugen also zum thor auf Braziano[1] zue, ain vast trefliche Befestigung der Ursiner als in Italia ist, 40 welsch mail von Rom gelegen, in der Herrn Ursiner Landt, da waren sie zue Ir Sicher=

[1] Nach Reißner zogen die Hauptleute nach Rocca di Papa; der Secretär Perez gibt statt dessen die nahe dabei liegende Abtei Grotta Ferrata an, und so auch Cäsar Grolierus.

heit, das sie der gemain unsinnig man nit überfallen solt, all ding zu beratschlagen, wie dem Kaiser dieser ungezembter Exercitus mit sambt Land und Leut und ganz Italia erhalten mecht werden, auch zu sehen, was sie doch auf den bestimbten tage der Bezalung mit den Herrn Geißlern in der gemain anfahen wurden, und waren alle haubt- und Befelchsleute mit Inen hinweck, und da belib yemandts auf erden, dan ich und Caspar Schwegler, welcher Zallmeister war, und Ich Commissari, solten mit Inen handlen, dan Caspar Schwegler mehr an Inen vermocht, dan alle haubtleut einander mit, und wie der tag der Bezalung komen solt als morgen, da luffen sie als heut nach essen zuesammen, und hetten nur ain wiest wesen, da gang Caspar Schwegler ohn mich in hauffen sie zue geschwaigen, es wer doch der tag noch nit, sonder erst morgen, warumb sie dan zuesamen lueffen, sie hetten dessen kain Recht nit, sie sollen auch woll bedenken, wie ungeschickt sie gehandelt hetten, das sie mit recht weder gegen Gott noch dem Kaiser verantworten wurden, darumb weren Ire Haubtleut von Inen zogen, und batte sie, sy sollen doch mittel und weg mit den Herrn Geißlern und Pabst annemben mit hilf und rath Ihres Obristen und Haubtleut nach denen sie schicken sollen.

Aber nach langer Predigt des Caspar Schwegler, da erschluegen sie Ime den Kopf voll große Löcher mit den Schießhaken, und weren nit etlig seine guete Freundt gewesen, so hetten sie Ime gar erwürgt. Ich wolt nach mittag zue den trunckenen bestiis in kein ring nit komen, darum behüelt Ich auch mein kopf ganz, und war doch

auf diesen Abend die sach gestillet, und biß auf den morgen angestellet, da aller jamer zu erwartten war.

Nun am morgen, so baldt der tag herfür brache, da schlueg man umb und gebott aim jeden Landsknecht mit gewertter Hanndt auf den Campoflor zu komben, zwischen 6 u 7 Uhr am morgen, da kamen sie auf den plaz und fiengen ir ungeschickte weiß an, da sies gestern gelassen hetten, und da wolten sie schlecht gellt oder bluett und ain par auß den Herrn Geißlern henken lassen, und schicketen zue dem haubtman Hans Weiskopf, der sie dasselbig mal verwachet, und ain schreier und Pfaffen feindt was, das er die Herrn Geißler auf den plaz antwortten soll in die Gemain.

Nun wie er an die Camerthir anklopfet, 2. 3. oder 4. mall, da wolt Ime niemandts nit antwortt geben, also das er an der letzt die Thir aufbrache, da fand er nit ain mensch in der Camer, sondern in yedem Pett der zwayen Ketten, und ain Laitter im Kumich, und das die Herrn Gaißler davon waren, das was ain wüste Rumor, der Haubtman Weißkopf der muest mitsambt dem ganzen fendel knecht den Zorn des wiettenden hörs entfliehen, da luffen sie all hinein in die Camer und Palast, zu sehen wie es war zuegangen, oder wohin sie komen weren, und weren nur wildt, wolten nur wider anfangen Rom zu plündern, und das Kindt in Mutter laib erwürgen.

Und stuenden lenger dan 5 ganzer stundt bei einand versamblet, wie zue beratschlagen, und des mehren thails rath war erwürgen, plündern und alles übel zue thun, das möglich und menschlich were. Aber die Doppel=soldner und die vom Adel die ruethen, sie sollen Ire

Haubtleut und Obristen wider zue Inen beruessen, sie wolten Inen volgen und alle gehorsamb laisten, darauf die sach an die letzt geschlossen ward. Was Gott für Mirakel thet, das seine Göttliche gnadt solch herrn Geißler zue höhern Dingen brauchen wolt, dan das die unsinnigen leut Iren hochmuth und Tyrranney mit Inen threiben solten, wie und man dan yetzt scheinbarlichen sicht vor augen, was hohen Befelch Gott der Herr disem Julio tertio geben hat, sein Statt in diser Welt zu erhalten und zu vertreten, darumb behüett Gott die seinigen an der letzt, so er sie zue Zeitten schon etwas laiden lest. Nun die Ketten oder Armring die waren weit und groß, und nit für solch zarte Herrn, welche Inen am anfang klain genueg waren, als sie faist und volkomen waren, von Complexion, aber nachmals da und sie in solche tribulation kamen, da namen sie am Leib ab, also das Inen die eisen alle zu groß waren. So sie das befanden, auch das groß Perikl sahen, und das sie am morgen wider fürgefürt sollen werden, das sie alles nit mit kleinen schmerzen beherzigten, und entschlüssen an der Letzt dahin, es werin ye unter zwaien Besen das besser zu erwehlen der gewiß todt, oder die gefahr der flucht, und woltens wagen und sehen, ob sie die selbige Nacht entflüehen mechten, und wie woll Ire zwo Camer einen ausgang hetten, darvor in der Nacht Ir Dolmetsch lage, und heraußen nochmals das feundl knecht, das sie verwacht, das nit möglich was das ain meussele auß oder ein mecht komen. In Ir Camer was ain Camin, darin sie feur macheten, dasselbig Camin das gieng in der Mauer hinauf über das Dach auß, und gang durch etliche andere

staußen (?) oben auf ein Hauß, da niemandts in wohnet, da lueßen sie in derselben staußen oben das Camin haimb- lich aufbrechen, und richteten stricklaitern darin, und stige ainer nach dem andern hinauf in dieselbe öde staußen, und aus denselben öden gemechen, da waren von stundan pruckchen gemacht in ain ander ödt hauß, da kamen sie hinauß gehn Sta Maria de Populo, in der Spagnoli Quartier, da saßen sie auf guette türckische Pferdt, und ritten eulents davon, zue unser lieben Frauen de Loretta, dahin sie sich versprochen hetten, und halfe Inen Gott und unser liebe Frau also ohn alles übel davon, das weder der Pfaffenfeindt der Hauptman Weißkopf, noch der Dolmetsch oder yemandts auf erden das wenigst ge- wahr were worden, dan die vollen seue hetten den ersten schlaf woll und stark gethan, dan die Herrn Geißler hetten Ine Haubtman dieselbige Nacht zue gast geladen, und hetten den Landsknechten 2. oder 3 Eimer wein auf die wacht zue ainem schlaftrunk geschenkt, darin war Pilsen- samen gesotten, damit sie schlefferig wurden, das sie nicht hören sollten, als dan geschah. Aber ob dem Dolmetschen etwas geträumt hette oder nit, Er war am morgen auf- gestanden und haimblich durch das schlisselloch hinein sehendt, was die herrn Geißler thetten, da hat er kainen an kainem Pett nit gesehen, noch viel weniger in der Camer, da hette er Ine gleich gedacht, da müest es nit recht zugehen, die Herrn Geißler weren darvon.[1]

[1] Die Flucht der Geiseln ward unterstützt durch den Car- dinal Colonna, die Spanier und wie Cäsar Grolierus glaubt, auch durch die deutschen Hauptleute, welche daran verzweifelten,

Biß hierher und weiter ist es vom Herrn Scribenten nit continuiert worden.

---

ihr Kriegsvolk bändigen zu können, so lange jene Bürgen in seiner Gewalt waren. Die Flucht geschah am 29. November. Hierauf folgte am 8. Dezember nachts die fluchtähnliche Abreise des Papstes aus dem Castell nach Orvieto.

Römische Bürgerbriefe

seit dem Mittelalter.

1877.



Diese Schrift ist aus den Materialien des Capitols geschöpft. Ich hatte das dortige Stadtarchiv lange vorher für die Geschichte Roms durchsucht, und manches Wertvolle in ihm gefunden, wie jenes Protocollbuch des Notars Beneimbene, welches so viel neues Licht auf die Familie der Borgia geworfen hat. Zuletzt arbeitete ich daselbst im Frühjahr 1876; Venturi war damals Syndicus, und Vitte Archivar, mir wolwollend gesinnte Männer.

Mein Zweck war dieser: mich über die Beweggründe und die Formeln zu unterrichten, welche bei der Erteilung des römischen Bürgerrechts in vergangenen Jahrhunderten zur Geltung gekommen sind. Ich suchte nach, ob und welche älteste Bürgerdiplome, oder litterae civilitatis, wie man sie nannte, noch erhalten sind. Aber ach! das römische Stadtarchiv, einst die große Schatzkammer der bürgerlichen Geschichte Roms, bietet heute nur klägliche Ueberreste dar. Ein tiefes Geheimniß liegt auf dem Untergange der zahllosen Actenstücke, die einst dort von Jahrhundert zu Jahrhundert niedergelegt worden sind. Was sich davon gerettet hat, ist in einigen Kammern des Conservatorenpalastes aufgestellt, zu denen man durch einen Eingang links im Hofe gelangt, wo der Cippus der Agrip=

pina und andere Altertümer stehen. Ueber enge Treppen, durch öde Räume kommt man in ein Obergeschoß und zu jenem ehrwürdigen Heiligtum. Nichts Bescheideneres als dies. Später wird man den Plan ausführen, das Stadtarchiv würdiger aufzustellen.

Meine Aufgabe war schwer; denn alles ist dort lückenhaft. Die älteren Bürgerrollen fehlen; auch das Goldne Buch des römischen Patriciats ist in einem Volkstumult am Ende des Jahres 1799 öffentlich auf dem Capitol verbrannt worden. Es gibt dort ein paar Register, die mir gute Dienste geleistet haben: das von Francesco Magni, welches die unvollständige Reihe der zu römischen Bürgern Ernannten von 1456 bis 1736 enthält, und ein andres, Privilegî di Cittadini betitelt, und beginnend mit 1508. Mit ihrer Hilfe habe ich viele handschriftliche Bände des Archivs untersucht. Sie enthalten meist Ratsprotocolle, wie sie die Gemeindesecretäre niedergeschrieben haben. Selten finden sich noch Originaldiplome auf Pergament; von einigen sind die Entwürfe aufbewahrt. Meist sind es Summarien der Beratung und Abstimmung über die zu ernennenden Bürger, mit beigefügtem Datum der Sitzung.

So unvollkommen nun die von mir gewonnenen Nachrichten sind, so habe ich doch manche merkwürdige Bürgerbriefe aufgefunden. Indem ich von ihnen den ersten öffentlichen Gebrauch machte, wünschte ich damit dem erlauchten Municipium der Stadt Rom ein Zeugniß meiner Ergebenheit darzubringen. Ich schrieb meine Schrift ursprünglich italienisch, und so ist sie in den Berichten der Akademie der Lincei abgedruckt worden. Indem ich sie

jetzt deutschen Lesern darbiete, bemerke ich, daß ihr Text vielfache Ueberarbeitung erfahren hat.

I.

Die Form der römischen Stadtgemeinde in den ersten Jahrhunderten nach dem Untergange des Reichs ist uns unbekannt. Weder Urkunden noch Geschichtschreiber sprechen vom römischen Bürgerrecht als einer municipalen Eigenschaft, während jene andere allgemeinrechtliche des civis romanus noch fortdauerte und den ganzen Umfang der Privilegien bezeichnete, welche die Bürger des römischen Reichs genossen hatten.

Die praktische Wirkung des von Caracalla erlassenen Edicts wurde freilich unter den Ruinen des Reichs begraben. Der Wert der römischen Civität schwand so sehr dahin, daß am Ende des 5. Jahrhunderts Salvianus das Bekenntniß ablegen konnte: „der Name des römischen Bürgers, welcher einst so hoch in Ansehen stand, und so teuer erkauft wurde, wird jetzt verschmäht, und nicht nur für wertlos, sondern fast für verabscheuungswürdig gehalten."[1] Diese Klagen des Bischofs von Marseille fanden ihre Rechtfertigung an den trostlosen Verhältnissen der damals noch dem Reiche gebliebenen Provinzen, wo der Steuerdruck so unerträglich geworden war, daß viele römische Bürger ihre Städte verließen, um sich zu barbarischen Völkern zu flüchten.

Allein die Eigenschaft des civis romanus erhielt sich

---

[1] De vero judicio et providentia Dei V, 32, p. 53.

in allen Ländern, in welchen das Justinianische Recht Geltung hatte, und so lange dort die Reichsgewalt dauerte. Da die Stadt Rom niemals von den Barbaren besetzt worden war, hütete sie mit Eifersucht die Ueberlieferungen der Vorfahren, selbst noch in jenen Zeiten, wo Gregor der Große den Untergang des alten Senats und Volks der Römer beklagen mußte. In diesem außerordentlichen Manne lebte noch das stolze Bewußtsein der Würde des römischen Bürgers. Als ein ehemaliger Präfect, welchen der Richter Siciliens vor sein Tribunal gezogen hatte, mit Ruthen gepeitscht worden war, obwol die Lex Porcia die Anwendung dieser schimpflichen Strafe gegen römische Bürger verbot, schrieb der Papst an jenen kaiserlichen Verwalter einen Brief voll edler Entrüstung.

Gerade aus seiner Zeit bezeugen Urkunden, daß die Eigenschaft des römischen Bürgers sich noch immer erhalten hatte. Er verlieh einmal zwei Sclaven die Freiheit, indem er sie zugleich zu rechtmäßigen römischen Bürgern erklärte.[1] Demnach bestand auch im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. der Gebrauch der Manumission, gemäß der Verordnung Constantins, wonach freigelassene Sclaven das römische Bürgerrecht erhalten sollten.

Während der byzantinischen Herrschaft in Rom erscheint der civis romanus sogar noch in seiner municipalen Eigenschaft. So zeigen ihn die Decrete über die Wahl des Papsts in dem berühmten Formelbuch, Liber Diurnus, welches zwischen 685 und 752 verfaßt worden ist. Der freie eingeborne „römische Bürger" besaß das Recht den

---

[1] Ep. 12, lib. V.

Papst zu wählen. Die in der Stadt angesiedelten germanischen Colonien der Franken, Langobarden, Angelsachsen und Friesen hatten dagegen keinen Teil am römischen Bürgerrecht und deshalb auch nicht an der Papstwahl. Es war aber wesentlich das Rechtsbekenntniß, welches in jener Zeit die Eigenschaft des civis romanus bestimmte. Während der ganzen Carolinischen Epoche findet sich auch keine andere Bezeichnung für das römische Bürgerrecht, als die aus dem allgemeinen Civilrechte abgeleitet wird.

Der Kaiser Lothar erließ im Jahre 824 ein Epoche machendes Edict, wodurch die Rechtsverhältnisse in Rom eine feste Gestalt erhielten. Fortan sollte sich dort jeder Mann zu dem Rechte bekennen, nach welchem er gerichtet sein wollte. So wurde das Gesetzbuch Justinians in der Stadt als das nationale Recht der Römer anerkannt. Dagegen fuhren die Fremden in Rom fort, ihr salisches oder langobardisches Recht zu behaupten; doch konnte der Fall eintreten, daß ihrer manche aus persönlichen Ursachen zum römischen Gesetz überzugehen wünschten. Mit diesem aber erwarben sie auch das städtische Bürgerrecht, und seit jener Zeit mußte sich eine Formel der Verleihung desselben an Fremde feststellen.

Daß dies geschehen ist, darf man aus einer Bestimmung über die römische Civität schließen, die zwar dem Zeitalter der Ottonen angehört, aber doch in jenem Edict Lothars ihren Ursprung gehabt haben muß. Es ist das bekannte Fragment am Ende der „Graphia aureae urbis Romae“, welches so lautet: „Wie einer zum Römer gemacht werden soll. Wenn jemand wünscht, Römer zu werden, so soll er in aller Demut seine Getreuen zum

Kaiser schicken und fordern, daß ihm erlaubt sei das römische Gesetz anzunehmen und als römischer Bürger eingetragen zu sein. Wenn nun der Kaiser dies erlaubt hat, so soll man so verfahren: der Kaiser sitzt mit seinen Großen, Richtern und Magistraten; zwei von den Richtern treten mit gesenkten Häuptern vor ihn und sagen: Unser Kaiser, was befiehlt dein höchstes Imperium? der Imperator erwidert: damit die Zahl der Römer vermehrt werde, befehlen wir, daß jener, den Ihr heute als Bekenner des römischen Rechts angekündigt habt ....“ Hier bricht die Formel leider ab.[1] Dieselbe Phrase „damit die Zahl der Römer vermehrt werde“, ist, mehr oder minder verändert, selbst in Bürgerbriefen aus viel späteren Jahrhunderten anzutreffen.

Das Bürgerrecht wurde, wenn der Kaiser abwesend war, vom Stadtpräfecten, später aber von den Häuptern der römischen Gemeinde erteilt, welche zuerst als Consuln und Herzoge, dann als Patricier, endlich als Senatoren die ewige Stadt regierten.

Gerade in der Grabinschrift eines dieser Signoren Roms, des Crescentius de Theodora, der im Jahre 984 starb, findet sich neben andern Ehrentiteln auch dieser des civis romanus:

Corpore hic recubat Crescentius inclitus ecce,
Eximius *civis romanus* dux quoque magnus.

---

[1] Qualiter romanus fieri debet — — Imperator e contra: ut amplificetur numerus Romanorum: illum quem vos hodie renunciastis romanae legis jubemus ....

Dies Prädicat hat hier offenbar nichts mit dem römischen Recht zu thun. Es beweist vielmehr, daß sich im 10. Jahrhundert, in Folge des immer heftiger werdenden Kampfs des römischen Volks gegen Päpste und Kaiser, das municipale Bewußtsein so sehr gekräftigt hatte, daß die Zeit kommen mußte, wo sich die Stadtgemeinde als freie Republik einrichtete und vom alten Capitol wieder Besitz nahm.

Nachdem dies im September 1143 geschehen war, begann die römische Bürgerschaft, wie andere Communen Italiens, allmälich moderne Formen anzunehmen. Auch für die Privilegien des Bürgerrechts wurde ohne Frage eine gesetzmäßige Formel eingeführt. Aber die Urkunden fehlen, so daß wir keine Beispiele der Erteilung desselben an Fremde in Rom und anderswo in Italien schon aus jenem Jahrhundert anzuführen haben.

Der Wert des Bürgerrechts wuchs mit der politischen Macht des römischen Volks, welches die Päpste und die Kaiser zur Anerkennung seiner republikanischen Selbständigkeit nötigte. Die Römer, welche den Ketzer Arnold von Brescia in ihre Stadt aufnahmen und gegen die päpstliche Curie mutig verteidigten, waren von der Unantastbarkeit ihrer Privilegien so sehr überzeugt, daß sie dem Papst die Befugniß bestritten, römische Bürger zu excommuniciren und das Interdict auf die ewige Stadt zu legen. Sie selbst beanspruchten das ihnen von Alters her zustehende Recht, den Kaiser zu proclamiren, indem sie behaupteten, daß der designirte Cäsar nur durch die Stimme ihres Parlaments und durch ihre Acclamation das Diadem

Constantins erlange, und daß er als Kaiser zu gleicher Zeit zum römischen Bürger ernannt werde.

Auf Grund dieser Ansprüche traten die Gesandten des römischen Volks im Jahre 1155 zu Sutri vor den mächtigen Friedrich Barbarossa, den schon acclamirten, aber noch nicht gekrönten Imperator, und richteten an ihn im Namen der Stadt diese stolzen Worte: „Erst warst du mein Gast, jetzt habe ich dich zu meinem Bürger gemacht."

Die deutschen Könige betrachteten sich, sobald sie im S. Peter die Kaiserkrone empfangen hatten, als wirkliche römische Bürger. Daher gab später Friedrich II. seinem Briefe an die Gemeinde Rom aus Treviso vom 20. April 1239 die Aufschrift: „Dem Senator der Stadt und seinen Mitrömern."[1] Die Ansicht dieses großen Hohenstaufen war von dem Urteile Dante's nicht verschieden, welcher in seiner „Monarchie" behauptete, daß gemäß der antiken Reichsidee die Nationalität des Kaisers gleichgültig sei, da dieser, welchem Volke er auch angehöre, durch die Kraft seiner Krone zum legitimen Römer werde.

Haben sich auch die Päpste, wenn sie als Nicht-Römer Fremde in der Stadt waren, in derselben Weise wie die Kaiser als römische Bürger betrachtet? Es ist möglich, daß sich der Besitz des Bürgerrechts für sie aus ihrem obersten geistlichen Amt in Rom ergab, aber ich kann das nicht durch Urkunden erweisen.

Solange die Römer die Freiheit ihrer Gemeinde behaupteten, bestritten sie den Päpsten alle solche Ansprüche, welche ihre Rechte gefährden konnten. Sie hielten die-

---

[1] Senatori Urbis et suis conromanis.

selben von jeder Einmischung in die bürgerlichen Angelegenheiten der Stadt fern und verwarfen stets die Ansicht, daß die Würde des Papstes schon an sich die Civilgewalt über Rom in sich schließe. Seit Nicolaus III. stellte sich der Gebrauch fest, dem Papste durch Autorität des römischen Volks die städtische Gewalt nur auf Lebenszeit zu übertragen, und ihn mit derselben nicht als Bischof, sondern nur als Privatperson zu bekleiden. In dieser Form wurde den Päpsten französischen Ursprungs, während des sogenannten Exils in Avignon, vom römischen Volk die Senatorwürde auf Lebenszeit verliehen, mit der Befugniß sie auf andere Personen zu übertragen. Die „fremden" Päpste befanden sich demnach ungefähr in der Lage der „fremden" Senatoren (Senatores forenses). Und nicht einmal diese, die wirklichen mit den höchsten Ehren umgebenen Häupter der Gemeinde Roms, wurden deshalb als römische Bürger angesehen; nur wenige belohnte man mit dem Bürgerrecht, wenn sie sich um die Stadt wolverdient gemacht hatten und von ihrem Amte abtraten, um in ihre Heimat zurückzukehren.

Die Geistlichkeit im Allgemeinen blieb zu jeder Zeit von den Rechten der Bürgerschaft ausgeschlossen. Nicht einmal die fremden Cardinäle waren römische Bürger, obwol sie den Titel ihrer Würde von den Parochien Roms trugen und in der Stadt ihren Sitz hatten. Wir werden sehen, daß solche Cardinäle sich mit einem Bittgesuch an die Gemeinde wenden mußten, wenn sie das Bürgerrecht zu erhalten wünschten.

II.

Ich will jetzt einige Beispiele der ältesten römischen Bürgerbriefe geben. Leider ist keiner davon älter als das 14. Jahrhundert.

Die lange Reihe der zu römischen Bürgern gemachten Fremden eröffnet für uns Francesco Petrarca.

Am 8. April 1341 erließen die Senatoren Urso Graf von Anguillara und Jordan Orsini das bekannte Decret, durch welches dem Dichter zugleich mit der Laurea das römische Bürgerrecht erteilt wurde. Es heißt darin: „Außerdem erklären wir denselben Franciscus Petrarca wegen seiner ausgezeichneten Gaben des Genies und seiner anerkannten Liebe zu dieser unserer Stadt und Republik, wovon der allgemeine Ruf wie seine Handlungen und Schriften Zeugniß geben, zum civis romanus, und wir schmücken ihn mit dem Namen und den alten wie neuen Privilegien der Bürger. Ueber alles dies im Ganzen und Einzelnen ist, dem Gebrauch gemäß, das Römische Volk feierlich befragt worden, und da Niemand Widerspruch erhob, hat dasselbe durch Acclamation alles genehmigt.“ [1]

Der Bürgerbrief Petrarca's war nicht auf ein besonderes Pergament geschrieben; seine Proclamation zum civis romanus beschließt vielmehr in jenem Diplom die scholastische Untersuchung über die wahre Mission des

[1] Civem romanum facimus, pronunciamus, decernimus, declaramus. Ipsum et veteribus et novis civium privilegiis ac nomine decorantes.

Dichters. Seine feierliche Dichterkrönung auf dem Capitol erklärt es auch, warum der römische Senat die Ernennung Petrarca's zum Bürger jenem Act selbst untergeordnet oder doch nur angefügt hat. Manche Kritiker haben die Echtheit des berühmten Diploms angezweifelt, allein ich stimme durchaus dem Urteil des Attilio Hortis bei, welcher die von dem Dichter bei seiner Krönungsfeier gehaltene Rede zum ersten Mal veröffentlicht hat.[1] Da sich die hier ausgesprochenen Ideen beinahe wörtlich im Diplom wiederfinden, so glaube ich, daß dieses von demselben Senator Urso verfaßt worden ist, welcher ein Mann hoher Bildung und der persönliche Freund des Poeten war.

Seither war Petrarca befugt, alle activen Rechte des wirklichen Stadtbürgers zu beanspruchen, also im öffentlichen Parlament Sitz und Stimme zu haben, zu Gemeindeämtern gewählt zu werden, überhaupt alle Privilegien zu genießen, die im Statut der römischen Gemeinde den Bürgern zuerkannt sind.

Das älteste Statutenbuch Roms enthält die bekannten Artikel De civium romanorum immunitate, die vielleicht schon im 12. Jahrhundert festgestellt worden sind. Darin wird gesagt, daß die römischen Bürger, wenn sie im Stadtgebiet und in Tivoli, einer Domäne Roms, Grundstücke besaßen, auch von allen Zöllen befreit seien; daß sie ihre Producte abgabenfrei in die Stadt bringen, und Waaren aus dem ganzen städtischen District von Montalto bis Terracina ziehen dürften.

---

[1] Attilio Hortis. Scritti inediti di F. Petrarca, Trieste 1874.

Das Gesetz verbot außerdem, einen römischen Bürger wegen Vergehen, die er innerhalb der Stadt oder in ihrem Gebiet begangen hatte, vor einen anderen Gerichtshof als den des Senats zu stellen. Keine Gemeinde, kein im städtischen District wohnhafter Baron durfte, auch wenn er das merum et mixtum imperium und die potestas gladii besaß, einen römischen Bürger bestrafen, wenn derselbe innerhalb des Gebietes seiner Gerichtsbarkeit straffällig geworden war. Es war ihm nur erlaubt ihn zu ergreifen und an den Hof des Senators zu schicken.

In der Lebensgeschichte Petrarca's steht auf mancher glanzvollen Seite verzeichnet, wie er seine Pflichten als römischer Bürger erfüllt hat. Mit Enthusiasmus begrüßte er in Cola di Rienzo den echten Sohn Roms, der von seinen eigenen Ideen begeistert das große Werk unternahm, die ewige Stadt wieder zum Haupt der Welt zu erheben. Es ist merkwürdig, daß der Tribun, sobald er die Republik auf dem Capitol wieder hergestellt hatte, dem römischen Bürgerrecht den antiken weltbürgerlichen Begriff zurückgab. Sowol er als Petrarca, die schwärmerischen Bewunderer des Altertums, waren davon überzeugt, daß das römische Volk noch immer im unbestreitbaren Besitze seines Rechts auf die Weltherrschaft geblieben sei. Daher war es nur eine Handlung logischer Richtigkeit, wenn Cola di Rienzo bei der Feier des Einheitsfestes Italiens den italienischen Städten das römische Bürgerrecht erteilte. „Wir erklären alle Städte und Völker des ganzen heiligen Italiens für frei, und verleihen ihnen im Ganzen und Einzelnen das römische Bürgerrecht, und das Privilegium der römischen Freiheit.“

So decretirte der Tribun in seiner Proclamation am 1. August 1347.

Außer dem Diplom für Petrarca besitzen wir keinen römischen Bürgerbrief des 14. Jahrhunderts. Es haben sich nur solche erhalten, die von anderen italienischen Städten in jener Zeit erteilt worden sind. So machte die Gemeinde Perugia im Jahre 1378 Andrea Capponi zu ihrem Bürger.[1] Ein Jahr früher verlieh sie dem Simone Ranieri Peruzzi, einem der Otto Santi, und allen andern Mitgliedern dieser florentinischen Körperschaft das Bürgerrecht.[2]

In demselben Jahre 1377 erteilte die Stadt Florenz ihr Bürgerrecht dem Sinibaldo Ordelaffi und seinen Neffen. Außerdem erhielt dasselbe der berühmte Bandencapitän Giovanni Acuto (Hawkwood).

Wir besitzen Ehrenbriefe der römischen Stadtgemeinde vom 30. Mai, 30. November 1363, und vom 28. April 1367; die Sieben Reformatoren der Republik empfehlen darin den Florentinern die Exsenatoren Roms Rosso de' Ricci von Florenz, Guelfo de Pulgiensibus von Prato, und Bindo dei Bardi.[3]

---

[1] Diese Urkunde hat Adamo Rossi herausgegeben, bei Gelegenheit der Erteilung des Perugtiner Bürgerrechts an Gino Capponi.

[2] Das Original-Pergament befindet sich im Florentiner Diplomatar, und ist abgedruckt in La guerra dei Fiorentini con papa Gregorio XI detta la guerra degli Otto Santi, Memoria compilata sui documenti dell' Archivio fiorentino da Alessandro Gherardi, Firenze 1868, p. 217.

[3] Diese Briefe bewahrt das Florentiner Staatsarchiv.

Daß die römische Gemeinde jene Männer auch mit dem Bürgerrecht belohnt habe, ist in den Briefen nicht gesagt. Verdiente Exsenatoren erhielten dasselbe wol schon seit dem 14. Jahrhundert. Aber erst aus dem folgenden habe ich dafür ein Beispiel, nämlich den Bürgerbrief des Ambrosius Mirabilia vom Jahre 1493 dieses Wortlautes:

„Antonius de Porcariis, Petrus de Matthutiis, apostolischer Scriptor und Abbreviator, und Evangelista de Capreolis, Conservatoren der Kammer der Erlauchten Stadt, dem ausgezeichneten und edlen Mann, dem Herrn Ambrosius Mirabilia Ritter von Mailand, ihrem eben erst abgetretenen Senator Gruß zuvor. Indem Senat und Volk Roms mit achtsamer Vorsicht die Eigenschaften der Personen erwägen und dessen eingedenk sind, daß jedes Gemeinwesen beständig an Kraft zunimmt, welches durch den Rat edler Männer gefördert und durch ihre Werke geziert wird: so haben dieselben zu ihrer Gewohnheit gemacht, von überall her unbescholtene und tugendhafte Männer herbeizuziehen, diese ihren Verdiensten gemäß zu hegen und auch mit dem ewig ruhmvollen Titel des römischen Namens auszuzeichnen; damit dieselben, mit so hoher Ehre geschmückt, fortan mit großem Sinn und freier That der römischen Republik in allem dienstbar seien, was zu ihrer Förderung beitragen kann. So ist es geschehen, daß die Stadt Rom nicht minder von Edeln als von Plebejern erfüllt ward, und in der Vollkommenheit ihrer Macht und ihres Ruhmes zum Haupt der Welt sich erhoben hat. So ist sie vor allen andern Städten mit allem versehen worden, was zu ihrem und

ihrer Männer ewigem Ruhme erforderlich war. Auch wir sind willens, diesem heiligen und herrlichen Gebrauch unserer Vorfahren nach Kräften zu folgen. Deshalb erwägend, daß die Republik glücklich ist, die mit solchen Zierden geschmückt ist, haben wir den Blick unserer Achtung mit Recht auf dich gerichtet, der du einer so großen Ehre durchaus würdig, allen Bürgern besonders angenehm und um unsere Republik wol verdient bist; der du von mehrern ruhmvollen Aemtern in Italien hellen Glanz empfangen, endlich die höchste Würde des heiligen römischen Senats erlangt, und diese durch drei Semester mit Klugheit und Gerechtigkeit und der Liebe aller so trefflich geführt hast, daß du nicht nur der Empfehlung, sondern auch des reichsten Lohnes würdig erkannt worden bist. Damit du nun auch in Zukunft dem römischen Gemeinwesen förderlich seiest, erklären wir durch dies Gegenwärtige, in Kraft unseres Amts und durch die allgemeine Zustimmung der Väter und des Volks, was dir zum Glücke gereichen möge, daß wir zum Zeugniß deiner guten und löblichen Verwaltung der Republik und zu einiger Belohnung deiner großen Tugenden dich zum rechtmäßigen Bürger und Edeln Roms ernennen und aufnehmen, und dich der glücklichen Zahl und Genossenschaft der andern echten römischen Bürger und Patricier mit Freude beigesellen, und dich mit dem Banner des ruhmvollen römischen Volks beschenken. Niemals sollst du demnach abweichen von der heiligen Religion Christi, von den heiligen Gesetzen der Päpste, von unsern und unserer Vorfahren ehrwürdigen Satzungen. Welcher Freiheiten, Immunitäten, Privilegien, Prärogativen, Jurisdictionen,

Exemptionen und Ehren immer die römischen Bürger überall in der Welt genießen, deren sollst auch du teilhaft sein zugleich mit deinen in gerader Linie von dir abgestammten oder noch abstammenden Kindern. Sie sollen zu den Comitien, den Fasces und den Würden zugelassen werden. Sie sollen die Aemter der römischen Bürger bekleiden dürfen. Sie sollen die Rechte des römischen Volks so weit ihre Autorität reicht, verteidigen, notleidenden rechtschaffenen Bürgern Helfer sein, nach Kräften vom römischen Volk jedes Unrecht abwehren, die Republik lieben und hoch halten. Den Fremden und Feinden sollen sie das Joch auflegen, den Bundesgenossen und Freunden die Treue halten; den Bürgern Frieden schaffen.[1]

„Niemand also, sei er Bürger oder Bundesgenosse oder Freund, soll diesem unsern Bürgerbriefe zuwiderhandeln, niemand ihm widersprechen, niemand Abbruch thun. Wer dem entgegenhandelt, der soll als unser Feind, als Gegner der Bürger und Frevler am Gesetz betrachtet sein. So hat der Senat und das römische Volk erkannt, gebilligt und gut geheißen. In Zeugniß dessen haben wir die gegenwärtige Urkunde durch unsern Schreiber Hieronymus de Vallatis ausfertigen und dieselbe mit dem Abdruck Unseres Insiegels versehen lassen. Gegeben zu Rom in Unserm Palast des Capitols, im Jahre nach der Geburt

---

[1] Externis et inimicis jugum. sociis et amicis fidem. pacem civibus procuranto. Wunderliche Anklänge an das XII-Tafeln-Gesetz, wo nach der Rechtsanschauung des Altertums der Fremde dem Feinde gleichgestellt wird.

des Herrn 1493, im ersten Jahre Unsers Herrn des Papstes Alexander VI. durch göttliche Providenz, in der elften Indiction, am 15. des Monats April.

Hieronymus de Vallatis, Secretär.“[1]

Der Bürgerbrief Mirabilia's bietet zugleich ein Beispiel der Aufnahme eines Fremden in den römischen Patriciat dar. Der Exsenator erhielt sogar das Recht, das Wappen des römischen Volks in sein eigenes aufzunehmen, d. h. die weltberühmten Initialen S. P. Q. R. Denn so, glaube ich, sind die Worte zu verstehen: incliti R. P. vexillo condonamus.

Daß die Formel jenes Diploms schon seit langer Zeit im Gebrauch war, zeigt ein Bürgerbrief vom Jahre 1426 für einen Mann aus Rieti, welcher Grundbesitzer in Rom war. Nachdem er in die Hände des Senators und der Conservatoren den Treueid geschworen hatte, wurde ihm die Urkunde eingehändigt. Es kommen darin dieselben Redensarten vor, aber dem neuen Bürger wird zugleich ein schöner Glückwunsch und eine ernste Mahnung mitgegeben:

„Lebe demnach unter Gottes Schutz glücklich als wahrer Bürger dieser erlauchten Stadt, die der Ratschluß des Himmels zum Haupt der Welt gemacht hat, und welche zu behüten die Sorge des heiligen römischen Senats und Volkes ist, dessen Zahl durch göttliche Gnade gemehrt wird. Denn dies ist für dich das höchste Glück, daß du der römischen Freiheit teilhaftig geworden bist; so bemühe dich fortan, dem römischen Namen auch durch

[1] Das Diplom befindet sich im Staatsarchiv Bolognas.

römische Tugend Ehre zu machen, und hege und liebe die Stadt selbst immerdar als deine Herrin und Mutter, welche dich mit der Milch ihres Reichtums ernährt."[1]

Dieser Bürgerbrief ist übrigens nicht der älteste, der sich erhalten hat, sondern seltsamer Weise ist das ein Diplom zu Gunsten eines römischen Juden, vom 30. November 1405. Der Glückliche war Elyas Sabbas, ein berühmter Arzt. Die medicinische Wissenschaft und Praxis blieb im Mittelalter wesentlich das Eigentum der Juden und auch am päpstlichen Hofe hatten jüdische Leibärzte nicht mindern Einfluß als jüdische Bankiers. Elyas selbst war um das Bürgerrecht eingekommen, und erhielt dasselbe in der weitesten Ausdehnung, ohne daß er seinen mosaischen Glauben abzuschwören brauchte. Die Thatsache, daß achtbare Hebräer römische Bürger werden konnten, und dadurch die Fähigkeit erlangten, Gemeindeämter zu bekleiden, beweist gerade für Rom einen hohen Grad von Duldsamkeit. Vielleicht genossen die Juden diese nirgends in der Welt mehr als dort. Freilich mußte das Bürgerrecht des Juden erst vom Papst bestätigt werden. Das Breve, worin Innocenz VII. dies that, ist uns erhalten, und in ihm ist auch der merkwürdige Bürgerbrief selbst wörtlich aufgenommen.[2] Er beginnt so:

---

[1] Littera Civilitatis, vom 31. October 1426, aus einer vaticanischen Handschrift, mir von Herrn Vincenzo Forcella mitgeteilt.

[2] Abgedruckt von Theiner, Codex Diplom. Dominii Temporalis S. Sedis vol. III. 147.

„Im Namen Gottes, Amen. Wir Franciscus de Panciaticis Ritter von Pistoja und der Rechte Doctor, Erlauchter Senator der Stadt Rom, und wir, die Reformatoren der Stadt und Administratoren in Frieden und Krieg des römischen Volks, dem gelehrten Manne, dem Magister Elyas Sabbas, dem Juden, dem Arzt und Physikus und der Medicin Doctor, Gruß und Gunst zuvor. Obwol die Treulosigkeit der Juden, welche der Schöpfer der Welt erschaffen hat, zu verwerfen und die Hartnäckigkeit ihres Unglaubens niederzutreten ist, so ist doch in gewisser Weise ihre Erhaltung den Christen nützlich und notwendig, namentlich solcher, welche, in der Arzneikunst gut unterrichtet, kranken Christen zur Wiedererlangung der früheren Gesundheit sich hilfreich erweisen. Weil nun du, wie uns die Erfahrung gelehrt hat, sowol zuvor, als noch immer nicht nur unsere Bürger, sondern auch viele Fremde, die, an verschiedenen Krankheiten leidend, deine Hilfe angerufen haben, durch deine ruhmvoll bewährte Arzneikunst geheilt hast, so ernennen wir dich, erwägend wie notwendig und heilsam dein Leben als Hersteller der Gesundheit der Römer und anderer sein könne, zum römischen Bürger.“ ...

Elyas hatte zuvor auf die hebräischen Schriften den Treueid geleistet; er erhielt fortan alle Rechte und Freiheiten des Römers. Er und seine Familie durften die jüdischen Abzeichen ablegen, und selbst Waffen zu tragen war ihnen erlaubt. Außerdem wurde dem Arzt ein jährliches Einkommen von 20 Golddukaten zugewiesen, zahlbar aus den Summen, die seine Glaubensgenossen in Rom

für die Volksspiele auf der Navona und dem Monte Testaccio an die städtische Kammer zu entrichten hatten.

III.

Geschichtlich merkwürdig ist der Bürgerbrief für den schrecklichen Patriarchen Giovanni Vitelleschi. Dieser Cornetaner stand damals auf dem Gipfel seiner Macht. Nachdem er die Bandenführer und die Landbarone vernichtet und Palestrina, die starke Festung der Colonna, erobert hatte, war er im Triumph in Rom eingezogen und hier als Dictator vom Volk jubelnd aufgenommen. Seine grausame Strenge hatte der Stadt die Fülle des Marktes und die Sicherheit des Verkehrs zurückgegeben. Deshalb überhäuften ihn die vor ihm zitternden Römer mit dankbaren Ehren.

Durch öffentliches Decret wurde ihm eine Reiterstatue auf dem Capitol zuerkannt, welche die Inschrift tragen sollte: dem Johann Vitelleschi, dem Patriarchen Alexandrias, dem dritten Vater der Stadt Rom seit Romulus. Sodann sollten alle Cornetaner zu römischen Bürgern erklärt werden: ein ganz ungewöhnlicher Act, dessen weite Ausdehnung in den Gebräuchen Roms nur an den Proclamationen Cola's di Rienzo seines gleichen hatte.

Das Decret wurde am 12. September 1436 vom Rat erlassen, der aus den 3 Conservatoren, den 13 Regionen-Capitänen und 56 Abgeordneten des Volks bestand.[1]

---

[1] Das Original befindet sich im städtischen Archiv Cornetos, und ist von Petrini in seiner Geschichte Palestrina's herausgegeben.

Da aber der gewaltige Mann nach weniger als vier Jahren seine blutiges Ende fand, so konnte der Beschluß nicht ganz ausgeführt werden. Die Gemeinde Corneto scheint ihr römisches Bürgerrecht nicht reclamirt zu haben, nur die Erben Vitelleschi's forderten es zurück. Denn im Archiv des Capitols findet sich ein Erlaß des Stadtrats vom 10. März 1520: „über die Bestätigung des römischen Bürgerrechts, welche die Erben des Patriarchen Vitelleschi von Corneto verlangen, da ihm dasselbe als dem Befreier Roms von den Invasionen des Prospero Colonna und seiner Genossen vor Zeiten verliehen worden sei." Am 24. März bestimmte der Rat: „Wenn die vorgeblichen Erben und Nachkommen des Patriarchen Vitelleschi, welcher ehemals zum römischen Bürger ernannt worden war, nachgewiesen haben, daß sie wirklich von ihm abstammen, und Güter in Rom besitzen, so soll ihnen das Bürgerrecht bestätigt werden."[1]

Aus dem 15. Jahrhundert fand ich nur noch einen Bürgerbrief vor, erlassen am 11. März 1456 für einen Luca dello Giudice vom Castell Lionessa. Seine Formel ist die bekannte: S. P. Q. R. providentia circumspecta.

Das 16. Jahrhundert ist in den Bürgerregistern durch viele geschichtliche Namen vertreten, welche die damalige Kulturbewegung Roms, sowie die politische und kirchliche Richtung des Papsttums abspiegeln, während die Selbstständigkeit der Stadtgemeinde erloschen war.

Der erste Bürgerbrief in dieser Reihe ist vom 11. Mai 1508, zu Gunsten des apostolischen Scriptors Girolamo

[1] Arch. Cap. Cred. I. T. 15. p. 56.

Pucci aus einer bekannten florentiner Familie. Er ist Original auf schmucklosem Pergament, mit dem Gemeindesiegel in rotem Wachs versehen. Auch hier gleicht die Formel mit wenigen Abweichungen der herkömmlichen.

Der Bürgerbrief Pucci's ist übrigens der einzige, den ich aus der Epoche Julius' II. vorgefunden habe, wo so viele Fremde in Rom durch Glück, Verdienst und Talent emporkamen.

Ebenso sparsam ist die Zahl der Bürgerbriefe aus der Zeit Leo's X., in welcher die Stadt eine wahre Ueberschwemmung von Fremden erlitt, die als Abenteurer unter den Bacchanalen des mediceischen Hofes ihr Leben genossen, oder ihre Dienste dem verschwenderischen Papste widmeten. Seine Nepoten ausgenommen, finden sich in den Bürgerregistern nur wenige andere Privilegirte. Die Päpste aber sorgten dafür, daß ihre Verwandten in das Album der Bürger eingetragen wurden, weil sie dadurch die Berechtigung der römischen Benifizien erlangten, von denen, alten Satzungen Roms gemäß, Fremde ausgeschlossen blieben. Die Zulassung solcher Nepoten zu den Bürgerrechten war freilich noch im 16. Jahrhundert eine vom Municipium erteilte Gunst, und erst die Constitution Urbem Romam Benedicts XIV. vom Jahre 1746 gebot, die Familien der Päpste ohne weiteres in die Reihe des römischen Adels aufzunehmen.[1]

Am 13. September 1513 erhielten Julian und

[1] ut familiae romanorum pontificum ... civium nobilium romanorum ordini, nullis requisitis probationibus, quamprimum adscribantur.

Lorenzo Medici das Bürgerrecht zugleich mit dem Range römischer Patricier. Man feierte diese Auszeichnung auf dem Capitol mit glänzenden Festen, welche Augenzeugen beschrieben haben.

Ich finde ferner verzeichnet, daß am 31. Juli 1515 der Madonna Maddalena de'Medici, der Schwester des Papstes, und ihrem Gemal Francesco Cibò das Bürgerrecht verliehen worden ist.

Sodann folgt das Privilegium für Blosius Palladius. Dieser namhafte Dichter und Redner wurde wegen seiner Abkunft aus einer kleinen Familie in der Sabina von manchen Römern verspottet, die auf Provincialen mit antiker Verachtung herabsahen, und deshalb war er beim Stadtrat um die Bestätigung seines Bürgerrechts eingekommen. Er erhielt dieselbe durch folgenden merkwürdigen Beschluß:

„Marius de Peruschis ... Dem edeln Manne Blosius Palladius, dem apostolischen Schildträger und Scriptor des Archivs der römischen Curie, unserm Mitbürger Gruß zuvor. Obwol Du durch Abkunft und Wohnort wahrer und nicht erdichteter römischer Bürger bist und für solchen gehalten wirst, und ehedem zum Reformator des römischen Gymnasium öffentlich erwählt worden bist, welches Amt nur römischen Bürgern zu teil wird; obwol seither Du und dein Vater fast 40 Jahre lang in Rom gewohnt haben, so vernehmen wir doch, daß einige unter uns unter dem Vorwande, deine Vorfahren seien Sabiner gewesen, und nicht bedenkend, wie sehr die Beschimpfung des sabinischen Namens auch auf Uns selbst zurückfällt, dich bisweilen aus Hohn Sabiner nennen, als

ob sie selbst von großen Geschlechtern abstammten oder es schmachvoll sei Sabiner zu sein, während doch die Unserigen darüber lachen, da sie jene und dich sehr wol kennen. Wir also, sorgsam erwägend, daß der Ursprung deiner Vorfahren aus den Sabinern, weitgefehlt dir schädlich zu sein, dir vielmehr förderlich ist, da von keinem andern Stamme unsere Stadt vor Alters stärker gemehrt worden ist, und von Romulus die Römer und Sabiner mit dem einen Namen der Quiriten benannt worden sind, und da Rom Könige und Fürsten und einen zahllosen Adel aus den Sabinern gehabt hat; ferner bewogen durch deine vielen Tugenden, der du als trefflicher Orator und Dichter giltst, öffentlich und privatim der Stadt und ihren Bürgern nützlich bist, so wie der Curie und dem Hofe wert, alle mit Treue und Wolwollen umfassest, und das Wesen des römischen Namens auch durch Tugenden und Talente erfüllest, wünschen Wir uns mit Recht zu solchem Bürger Glück, und um der Verleumdung den Mund zu schließen, erklären und bestätigen Wir hiemit aus unserem Antrieb und Erkenntniß und durch öffentlichen Beschluß unseres Rates, daß du ein wahrer und nicht erdichteter römischer Bürger gewesen seist und es noch bist und sein wirst, und Wir erkennen demnach durch dieses mit Freude, daß du und deine Nachkommen aller Privilegien, Immunitäten und Ehren der echten römischen Bürger genießen sollen und dürfen. Zu Zeugniß dessen . . .

Gegeben am 13. December 1516.

Hieronymus de Vallatis
Secretär."

Nach der schrecklichen Plünderung Roms durch die Söldner Karls V. versuchte Blosius vergebens jener römischen Akademie, welche Pomponius Lätus gegründet hatte, neues Leben einzuflößen. Pomponius selbst, der sich so große Verdienste um Rom erworben hatte, ist im Bürgerregister nicht verzeichnet; doch besaß er ohne Zweifel das Bürgerrecht, wie viele andere Mitglieder seiner Akademie. Dies von dem freigebigen Municipium zu erlangen, konnte keinem der vielen Künstler, Dichter und Gelehrten zu schwer sein.

Am 5. August 1517 erhielt ein berühmtes Mitglied jener Akademie das Bürgerrecht, Giammatteo Giberti von Palermo, der Günstling des Cardinals Julius Medici, und dann sein Staatssecretär, als er Papst Clemens VII. geworden war. Die seltenen Eigenschaften Giberti's sind so wol bekannt, wie seine großen Irrtümer als Staatsmann, welche den unseligen Papst endlich in die Katastrophe des Jahres 1527 hineinzogen. Giberti war noch sehr jung, als er das Bürgerrecht erhielt, aber bereits als Dichter in der Akademie namhaft. Sein Privilegium ist nach der bemerkten Formel S. P. Q. R. providentia circumspecta verfaßt.

Am 20. Mai 1518 ist der Bürgerbrief für Francesco Pallavicini von Genua verzeichnet.

Sodann steht in einem Protocoll des 9. April 1519 Folgendes: „Bittgesuch des Cristoforo Longoli an den Rat, ihm das Privilegium des römischen Bürgers zuzuschicken, welches ihm früher zuerkannt gewesen ist, und ablehnender Beschluß dies zu thun, ehe man weiß was er gegen Rom geschrieben hat ..."

Dieser Erlaß bezieht sich auf den Proceß, welcher wegen des crimen laesae majestatis populi romani gegen einen der ausgezeichnetsten Humanisten des 16. Jahrhunderts erhoben war: ein seltsamer Proceß, der von jenem Geist der mediceischen Zeit Zeugniß gibt, wo der römische Classicismus in allen Richtungen des öffentlichen und privaten Lebens eine künstliche Wiedergeburt erhalten hatte.

Es ist der Mühe wert, die beiden Verteidigungsreden des großen Ciceronianers zu lesen.[1] Er selbst erzählt darin seine Schicksale, und die Ursachen jenes Processes.

Longueil war ein Belgier aus Mecheln, studirte in Paris, und begleitete später den Erzherzog Philipp von Oesterreich nach Spanien. Als dieser starb, ging er zu Philipps jungem Sohne Karl, welcher eben erst, so sagt er in seiner Rede, mit unerhörtem und gleichsam göttlichem Glücke den Tron des Reiches seiner Vorfahren bestiegen hatte. Hierauf kehrte er nach Paris zurück, wo er ein hohes Amt bei der Kammer der Justiz und andere Ehren erlangte. Endlich trieb ihn unwiderstehliche Sehnsucht nach Rom, „um dort einige Jahre hindurch mit dem Volke zu leben, welches durch seine Sprache, seinen Mut und seinen Arm alle Völker überwunden hat, wie das die Denkmäler aller Nationen beweisen".

---

[1] Christophori Longolii civis R. perduellionis rei prioris diei defensio, et posterioris diei defensio. In den Opp. Long. Bernard. Junta, Florenz 1524, und Lugduni ap. Seb. Gryphium 1542. Er hat diese Reden nicht selbst gehalten.

Hier studirte er zwei Jahre lang. Sodann im Begriffe die ewige Stadt zu verlassen, schrieb er fünf Reden De Italiae et Urbis laudibus. Sein Gastfreund Mariano Castellani erlangte deshalb für ihn das Bürgerrecht. Allein es traten gegen den Fremdling Neider auf, eine frühere Schrift Longueils (de laudibus Francorum) in der Hand, worin er diese unruhige und ehrgeizige Nation gepriesen hatte, welche damals dem Papst Leo verhaßt und in Folge der Verträge desselben mit dem neuerwählten Kaiser Karl V. in Rom nicht beliebt war. Jene Anschuldigungen aber hatten die Wirkung, daß dem angefeindeten Longueil das Bürgerrecht abgesprochen wurde.

Solche Entziehungen auf Grund von Vergehen gegen das römische Volk waren nicht selten. So finde ich in den Registern, daß am 5. November 1525 einem Manne das Privilegium genommen wurde, weil er gegen Rom undankbar gewesen war. So wurde noch im Jahre 1565 der Graf Hippolyt Sassi von Reggio mit demselben Verlust bestraft als Erfinder des dem römischen Volke schädlichen Monopols der Mühlen. Man stellte den Delinquenten sogar in effigie auf dem Capitol und in ganz Rom dar, die Füße aufwärts, eine Mühle am Halse.[1]

Der unglückliche Ciceronianer hätte leicht ein ähnliches Schicksal erlitten, wenn er nicht die Falschheit seiner Beschuldigungen erweisen konnte. Er gestand zwar, daß er vor elf Jahren zu Limousin jene scholastische und jugendliche Lobschrift auf die Franzosen verfaßt habe, aber er beteuerte, niemals gegen das römische Volk gefehlt zu haben.

[1] Cred. I. T. 22, p. 161.

Er wies endlich nach, daß er im Hause Giberti's nicht weniger als fünf Reden zum Lobe der Römer gehalten habe, unter dem Beifall der gelehrtesten Männer und zum Aerger seiner Neider.

In seiner zweiten Rede führte er noch andere den Geist der Zeit bezeichnende Verteidigungsgründe auf. Da der römische Senat getadelt worden war, weil er das Bürgerrecht „einem unedeln und der lateinischen Wissenschaft unkundigen Gallier" verliehen hatte, so versicherte Longueil, daß seine Vaterstadt ehemals das römische Municipium Maclinum gewesen und jetzt eine edle Gemeinde Germaniens sei, „daher er selbst für einen Deutschen gelten müsse, wenn man anders dem Geographen Plinius und Augustus Cäsar Glauben schenken wolle". Aber auch wenn er Gallier wäre, so gebe es kein Gesetz, welches verbiete, einen solchen zum römischen Bürger zu machen. Cäsar habe vielen dieser Nation nicht nur das Bürgerrecht, sondern den Rittergrad verliehen, und der Kaiser Claudius eines Tages Gallier zu Senatoren vorgeschlagen. Ueberhaupt sei es nach dem römischen Gesetz gestattet, jeden Fremdling zum Bürger zu ernennen.

In Bezug auf seine niedrige Herkunft verwies er auf die gleiche des Tullus Hostilius, des Cato, Fabricius, Cincinnatus und Marius, und selbst Constantins und anderer Cäsaren. Er erinnerte an seine in Frankreich erlangten Ehren, wie das dortige Bürgerrecht und die Mitgliedschaft der pariser Universität. Leo X. habe ihn sogar zum Pfalzgrafen ernannt. Auch der Deutsche Johann Goritz, der Liebling aller Akademiker Roms, sei zwar von Stamm Germane, aber durch Recht und Tugend Römer.

Zuletzt bezeichnete Longueil als die wahre Ursache der Anklagen seiner Feinde den Neid der Literaten und deren Verdacht, daß die Völker jenseits der Alpen sich verschworen hätten, die Italiener aus dem ihnen gehörenden Primat in den Wissenschaften zu verdrängen. Deshalb habe man ausgesprengt, daß er von Erasmus und Budeus nach Rom geschickt worden sei, um aus den dortigen Bibliotheken alle Schätze des Wissens auszuziehen und heimlich mit sich fortzunehmen.

Der seltsame, uns heute erheiternde, aber damals ganz ernste Proceß wurde auf dem Capitol in Gegenwart Leo's X. und der literarischen Aristokratie Roms so feierlich verhandelt, als galt es einen Staatsact aus der Zeit des Cicero. Der Angeklagte erschien nicht in Person, da er es doch für klug gehalten hatte, die Stadt zu verlassen. Aber er ging als Sieger hervor, weil ihn seine berühmten Freunde Bembo und Sadoleto verteidigten. Der Papst, sein wärmster Gönner, bestätigte ihm das Bürgerrecht. Allein Longueil kehrte nicht mehr nach Rom zurück; er starb kaum 33 Jahre alt, 1522 zu Padua.

Am 30. September 1520 erhielt das Bürgerrecht der Graf Lascaris, Sohn des Königs von Cypern. Es war, wie ich glaube, der berühmte Philologe Gianandrea zubenannt Rhyndakus, welchen Leo X. nach Rom berufen hatte, um die griechische Schule, das Gymnasium Caballini Montis, einzurichten.

21. December 1520. Enna de Grassis, Simone Tornabuoni, Domenico Ami von Bologna. Der Bildhauer Ami ein Schüler Sansovino's, machte die Marmorstatue

Leo's X. auf dem Capitol, wo sie bis auf unsere Zeit unter anderen Ehrenbildsäulen in der Aula des Conservatorenpalastes aufgestellt war. Heute steht sie in der Kirche Ara Coeli. Sie wurde am Fest der Palilien, den 23. April 1521 feierlich enthüllt, und trug wol dem Bildhauer die Ehre des Bürgerrechts ein. Die Höflinge des Papstes erhoben den mittelmäßigen Künstler als zweiten Phidias zu den Sternen, doch ist sein Werk so vulgär, daß es dem Zeitalter Sansovino's und Michelangelo's zur Unehre gereicht.

IV.

Mit Leo X. ging jene Sonne unter, die über Rom den Glanz der schönen Künste ausgestrahlt und ganze Schwärme von Höflingen, von Literaten und Künstlern vergoldet hatte. Welche Finsterniß jetzt auf die ewige Stadt niedersank, deuten schon die Namen einiger Fremdlinge an, die am 29. December 1522 zu römischen Bürgern ernannt wurden: der Datar Monsignor Wilhelm Enkefort, Johann Vinkler, Pierre Marot von Besançon, Kämmerer des Papstes, Theodorich sein Secretär. Dazu kam am 18. Mai 1523 Georg Vontelberg, Hausmeister Enkeforts. So sehr hatten sich die Zeiten seit Longueil verändert. Mit dem römischen Bürgerrecht wurden jetzt Menschen ohne Verdienst und Namen ausgezeichnet, von Flandern hergekommene Kämmerer eines Papstes, welcher selbst als „Barbar" von den Römern mißachtet wurde.

Hadrian VI., der letzte Papst nicht lateinischer Ab=

kunft, wurde am 30. August 1522 gekrönt. Daß so bald darauf seine Höflinge das Bürgerrecht erhielten, zeigt zum mindesten, wie groß der päpstliche Einfluß auf die Beschlüsse des Municipiums geworden war; denn die Proclamation jener Fremden zu Bürgern Roms war sicherlich eher das Werk des Papstes als des Gemeinderats, dem es doch widerstehen mußte, unbekannte Diener Hadrians in die Bürgerschaft aufzunehmen, Menschen, die von den Wundern der ewigen Stadt keinen Begriff hatten und denen das römische Volk nicht nur völlig fremd, sondern wahrscheinlich auch tief verhaßt war. Uebrigens war Enkefort ein tüchtiger Mann; er wurde bald Cardinal, und keinem andern hat Hadrian den Purpur verliehen. Er starb in Rom, wo sein Grabmal noch in der Anima zu sehen ist.

8. Juni 1523. Der Bischof von Carpentras und Girolamo Aleandro. Der erste war der gefeierte Modenese Sadoleto, eine wahrhaft ausgezeichnete Persönlichkeit in der damals tief verderbten, aber geistreichen Gesellschaft Roms. Nach der Erhebung Hadrians hatte er die Stadt verlassen und sich auf seinen Bischofsitz Carpentras zurückgezogen, und deshalb war seine Ernennung zum römischen Bürger vielleicht ein Zeugniß der Sympathie von seiten seiner Freunde, die ihn mit sehnsüchtigem Verlangen zurückriefen. Als nun Hadrian VI. am 14. September 1523 gestorben, und Clemens VII. sein Nachfolger geworden war, kehrte Sadoleto wirklich nach Rom zurück, wohin ihn der neue Papst als seinen Secretär berufen hatte. Wenige Jahre später warnte ihn sein guter Stern, die Stadt wiederum zu verlassen und

noch einmal nach Carpentras zu gehen, am Vorabend der schrecklichen Katastrophe des Mai 1527.

Mit Sadoleto hatte Girolamo Aleandro das Bürgerrecht erhalten, ein Trevisaner aus Motta, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Unter Leo X. war er Bibliothekar der Vaticana, dann sein Nuntius in Deutschland, wo er von den Männern der Wissenschaft geliebt und geachtet worden war, bis er der erbitterte Feind der Reformen Luthers wurde. Im Jahre 1538 wurde er Cardinal durch die Gunst Pauls III.

Jene beiden Gelehrten waren erst durch die Gemeinschaft ihrer humanistischen Studien Freunde gewesen, doch seit 1523 hatten sich ihre Ueberzeugungen getrennt. Sadoleto, der in anmutigen Versen die wiederaufgefundene Gruppe des Laokoon besungen hatte, der geistreiche Verfasser des Tractats de laudibus philosophiae, der sinnreiche Erklärer der Paulinischen Briefe, der Freund des Erasmus, der milde Beurteiler der Ketzereien Melanchthons, dieser treffliche Mann bildet einen starken Gegensatz zu Aleander, dem Urheber des Wormser Edicts, dem fanatischen Sendlinge des Papsttums, dessen wirksamstes Werkzeug zur Unterdrückung der deutschen Reform er gewesen ist. Beide stellen zwei Zeitalter Roms dar, die sich berühren, um sich dann für immer zu scheiden: jenes der freien Entwickelung aller Künste und Wissenschaften, welches jetzt unter den Horizont hinabstieg, und das andere welches drohend emporstieg, die Epoche der Gegenreformation und des Jesuitismus.

23. September 1524. Filippo Strozzi und Paolo Giovio.

Strozzi hatte sich schon im Beginn der Regierung Leo's X. nach Rom begeben, da er als Gemal der Donna Clarice, der Schwester Lorenzo's von Urbino, mit den Medici verschwägert war. Der reiche und mächtige Mann besaß so viel Einfluß in Rom wie in Florenz, besonders unter Clemens VII., der ihn in sein Unglück mit hineinzog, nur daß Strozzi noch in der letzten Stunde dem Verderben entrinnen konnte. Die ferneren Schicksale des unglücklichen Mannes sind bekannt genug. Aber nicht ihnen, sondern seinem großartigen Palast in Florenz, dessen Plan er von Benedetto de Majano schon im Jahre 1489 entwerfen ließ, verdankt er die Unsterblichkeit.

Der Geschichtschreiber Paul Jovius ist im Bürgerregister noch als magister fisicus bezeichnet, und in der That war er damals Arzt. Er kam nach Rom im Jahre 1516, und gewann hier die Gunst Leo's X. Seine Schrift „De piscibus romanis" wurde im Jahre 1524 gedruckt.

14. März 1525. Georgius Sauromannus, vom Hause der Grafen Saurma, welches noch in Schlesien fortbesteht. Viele deutsche Humanisten lebten damals in Rom, wo der Mittelpunkt ihres Verkehrs das Haus des alten Goritz war. Ihre lateinischen Gedichte sind in den Coryciana, dem bekannten ersten Musenalmanach, gesammelt. Saurma starb jung zu Rom im Jahre 1527.

10. December 1537. Ein glänzender Tag in den Fasten des Capitols, denn da ist Michelangelo römischer Bürger geworden. Ich kann somit seine Lebensgeschichte um ein Datum bereichern. Der Wortlaut des Protocolls ist dieser: „Zuletzt teilte der erste Conservator

mit, daß folgende Herren uns dringend ersucht haben, sie mit den herkömmlichen Privilegien zu römischen Bürgern zu machen: Alessandro Menizolo, der Bildhauer Michelangelo, Ambrosius Gumppenberg, Fabio Vigil und sein Sohn Valerio aus Spoleto, Johann Baptista Bernardi aus Lucca, Justinian Finetti und sein Bruder aus Macerata, Icher, ein Deutscher aus Acquapendente, und Angelo Castalio mit seinem Bruder. Hierauf wurde bestimmt: wer da will, daß alle die Vorgenannten das Bürgerrecht erhalten, der lege die Bohne in die weiße, wer dawider ist, in die schwarze Büchse. Die Abstimmung ergab, 49 Bohnen dafür, drei dagegen." [1]

So erschien Michelangelo in einer Schaar von Candidaten des Bürgerrechts, unter denen ihm nur Gumppenberg und der Dichter Vigil bekannt sein mochten. Die Stimmen scheinen summarisch abgegeben worden zu sein, und sie waren nicht einmal einig. Oder darf man glauben, daß für Michelangelo persönlich drei schwarze Kugeln abgegeben worden sind? Es handelte sich übrigens nicht um einen freiwilligen Act von Seiten des Municipiums, sondern der große Künstler war selbst um das Bürgerrecht eingekommen, und so hatte dasselbe ohne Zweifel vor ihm und aus ähnlichen Gründen auch Rafael begehrt.

Es ist auffallend, daß Michelangelo erst so spät Bürger in Rom wurde, da er doch seit seiner ersten Ankunft im Jahre 1496 schon lange Zeit dort gelebt hatte, wenn auch mit manchen Unterbrechungen seines Aufenthalts. Auch hatte er die Stadt bereits mit einigen seiner Werke

[1] Cred. I. T. 15, p. 48.

geziert, von denen das erste die Gruppe der Pietà war. Er hatte die Fresken in der Sistina gemalt, die Marmorfigur Christi in der Minerva aufgestellt und seit 1533 das große Gemälde des Jüngsten Gerichts begonnen. Außerdem war er von Paul III. zum ersten Architekten, Bildhauer und Maler des apostolischen Palastes ernannt und in die vaticanische Familie aufgenommen worden. Vielleicht geschah es aus Rücksicht auf seine jetzt gesicherte Stellung und weil er ein Haus in der Stadt besaß, daß er in herkömmlicher Weise um das Bürgerrecht beim Magistrat einkam. Seinen Bürgerbrief habe ich weder im Original noch in einer Copie vorgefunden.

Unter seinen Gefährten war Fabio Vigil als lateinischer Dichter berühmt, und Gumppenberg ein in Rom angesehener Mann.

26. Juni 1538. Johann Polart, der erste Franzose, welchen ich unter den römischen Bürgern verzeichnet gefunden habe. Vor ihm hatten einige Spanier das Bürgerrecht erhalten.

6. März 1540. Der Cardinal Contarini, Mario Bandini, Bernardino di Pescia.

Der Venetianer Gasparo Contarini war im Jahre 1535 Cardinal geworden, ein hochherziger und edler Mann aus jener Gruppe der freisinnigen Cardinäle Reginald Pole, Morone und Sadoleto, welche in ihre religiöse Ueberzeugung einen Reflex der reformatorischen Lehren Luthers aufgenommen hatten. Sein Bemühen, die Schäden der Kirche zu heilen und diese mit der Reform zu versöhnen, blieb fruchtlos. Contarini starb im Jahre 1542,

als Legat in Bologna. Vergebens habe ich seinen Freund Bembo unter den römischen Bürgern gesucht.

22. September 1542. Der Ritter Taxo, aus der Familie der Tassi, von welcher einige Mitglieder schon zur Zeit Alexanders VI. in päpstlichen Diensten standen. Entweder war dieser Mann Giovanni Jacopo Tasso, einer der glänzendsten Cavaliere seiner Zeit, wie ihn Sarassi (Vita di Torquato Tasso) nennt, oder sein Bruder Cristoforo, Ritter von S. Jago, der in Rom lebte und mit Bembo und den Farnesi befreundet war.

22. November 1542. M. Molza, Claudio Tolomei. Der Modenese Francesco Maria Molza ist als vorzüglicher lateinischer Dichter seiner Zeit bekannt. Er starb in Rom im Jahre 1548. Seinen Freund Claudio Tolomei aus Siena, den Erläuterer des Vitruv, rechnet Tiraboschi zu den verdientesten Autoren in italienischer Sprache, die sein Jahrhundert aufzuweisen hatte.

Am 4. März 1544. Fabrizio Varano, Bischof von Camerino, der Verfasser der Collectanea de Urbe Romana.

20. März 1546. Dies ist der Ehrentag Tizians. Erster Conservator war damals Latino Giovenale, und dieser machte im Gemeinderate folgenden Vorschlag: „Ich habe noch einige Fremde anzumelden, welche das dringende Gesuch gestellt haben, sie zu römischen Bürgern zu ernennen. Sie mögen ihre Namen vernehmen und dann darüber abstimmen, ob dieselben einer so großen Ehre würdig sind.

„Domenico di Summa, Familiar und Hausmeister des Cardinals von Sermoneta, Hercules, Nepot des

Cardinals von Sadoleto, Johann Baptista von Brescia, Familiar Unseres Herrn (des Papstes), Philippo Bravo, Familiar Unseres Herrn, Julio von Velletri, Kämmerer des Cardinals Crescentio, Stephano, Sänger des Papstes, Hippolito Ritter von Lopo, Giacomantonio di Conte, Bartholomeo Merlotto, Francesco Theodino und sein Bruder, Damiano Politiano, Titiano Venetiano, Bernardino Conelio von Gubbio.

„Nach Senatsbeschluß sind alle Vorgenannten mit dem römischen Bürgerrecht und den herkömmlichen Privilegien beschenkt worden.“[1]

Tizian war vor 1545 nicht in Rom gewesen, und hatte die Stadt mit keinem seiner glänzenden Werke geschmückt. Nur wenige Jahre zuvor war er zu Paul III. und seinen Nepoten in Beziehung getreten. Im Jahre 1542 hatte er in Venedig das Porträt des Ranuccio Farnese gemalt und dann vom Papst die Aufforderung erhalten zu ihm zu kommen, in derselben Zeit als dieser mit dem Kaiser Karl V. zusammentreffen sollte. Deshalb begab sich Tizian im April 1543 nach Ferrara, und er folgte hierauf dem Papst nach Busseto und Bologna. Hier malte er ihn und seinen Sohn Pierluigi. Jeder kennt sein herrliches Bildniß Pauls III. im Museum zu Neapel. Jener „wie ein Fuchs verschlagene“ Papst, der frühere Genosse der Leidenschaften Alexanders VI. Borgia, ist in diesem Porträt so lebensvoll dargestellt, wie nur immer Leo X. in dem Bilde Rafaels.

Tizian malte damals auch den Cardinal Alessandro

[1] Cred. I. T. 18, p. 25.

Farnese, den Sohn Pierluigi's, und es war eben dieser allmächtige Mann, welcher den Künstler, den gefeierten Günstling Karls V., in den Dienst seines eigenen Hauses zu ziehen suchte, damit der größte Porträtmaler des Jahrhunderts ihm und den andern Farnese die künstlerische Unsterblichkeit verleihe. Endlich machte sich Tizian im October 1545 nach Rom auf, mit einem höchst ehrenvollen Geleite, welches ihm der Herzog Guidobaldo von Urbino gab. Er fand in der Stadt den glänzendsten Empfang. Während ihm der Papst im Belvedere des Vatican Wohnung gab, stellte ihm der Cardinal die Maler Sebastiano da Piombo und Vasari als Führer durch die Museen Roms zur Verfügung. Bembo begrüßte seinen Landsmann mit Enthusiasmus, und auch der ernste Michelangelo kam in das Belvedere, ihn zu besuchen.

Die Familie der Farnese war damals in jene ehrgeizigen Pläne und Ränke tief versenkt, durch welche sich der brutale Sohn des Papstes im August 1545 mit einem kühnen Staatsstreich zum Herrn Parmas gemacht hatte, was ein dem Kaiser persönlich angethaner Schimpf war. Zugleich drohte in Deutschland der Krieg gegen die Protestanten auszubrechen, und hier trat im December des genannten Jahres das Trientiner Concil zusammen.

Während seines Aufenthaltes in Rom bis zum Juni 1546 war Tizian damit beschäftigt, die Porträts einiger Mitglieder der Familie Farnese zu malen, des Papstes, Pierluigi's, des Cardinals, und der Margarete d'Austria, der natürlichen Tochter Karls V. und Gemalin desselben Herzogs Octavio, welchem der eigene Vater den

Tron Parmas geraubt hatte. Er malte auch für Octavio das farbenprächtige Gemälde der Danae (im Museum Neapels). Von den Bildern, welche er in Rom ausführte, haben Crowe und Cavalcaselle in ihrem zu London gedruckten Werke „Titian, his life and times" ausführlich gesprochen, und diesem verdanke ich die Nachrichten über die Ankunft und den Aufenthalt des Künstlers in der ewigen Stadt. Nur das Datum seiner Ernennung zum römischen Bürger, im März 1546, kurz bevor er Rom verließ, habe ich hinzufügen können.

Obwol man glauben darf, daß Tizian das Bürgerrecht als besondere Auszeichnung und auf den Wunsch des Papstes oder des Cardinalnepoten erhalten hatte, so ist doch im Protocoll nichts davon zu lesen. Im Gegenteil scheint auch über ihn zugleich mit andern Candidaten abgestimmt worden zu sein, wie über Michelangelo.

Am 26. December 1546 erhielt noch ein Günstling Pauls III. das Bürgerrecht, Guglielmo della Porta, ein hervorragender Bildhauer und Architekt. Er ist derselbe, welcher für jenen Papst das prachtvolle Grabmonument machte, eins der schönsten unter allen anderen im St. Peter. In diesem Werk erreichte die Bildhauerkunst, ehe sie in Ueberladung und Manierirtheit fiel, noch einmal die Stufe der Stilvollendung, welche sie dem Einfluß des Genius Michelangelo's verdankte.

Es ist auffallend, daß sich in den Bürger-Registern so wenige Namen der vielen Künstler finden, die Rom mit ihren Werken schmückten. Das kann nur durch die Lückenhaftigkeit der Aufzeichnungen erklärt werden; denn nicht einmal Rafael habe ich dort vorgefunden. Und

wie sollte man glauben, daß weder Bramante, noch die beiden Sangallo, noch Baldassar Peruzzi und Vignola das Bürgerrecht begehrt und erhalten hatten?

V.

8. Mai 1549. Der Fürst Aranto Comneno von Macedonia.

24. März 1550. Der Cardinal Karl von Guise. Dieser berühmte Name zeigt an, daß nach dem Tode Pauls III., des letzten Papstes aus dem Zeitalter der Renaissance, eine neue Strömung der Geister in Bewegung gekommen war, jene der gewaltsamen Reaction unter dem Banner des Jesuitismus. Guise, Erzbischof von Rheims, war der Sohn des Claude, des ersten Herzogs von Lothringen, und hieß deshalb der Cardinal von Lothringen. Im Jahre 1547 hatte er den Purpur erhalten: ein Jahr später kam er als Gesandter Heinrichs II. nach Rom, wo er sich bemühte, Paul den III. auf die Seite Frankreichs hinüberzuziehen, da derselbe wegen der Ermordung seines Sohnes Pierluigi gegen den Kaiser aufgebracht war. Guise, obwol eitel, ränkevoll und von maßlosem Ehrgeiz, besaß hervorragende Eigenschaften: er war wissenschaftlich gebildet und ein vorzüglicher Redner; als solcher zeigte er sich in dem berühmten Gespräch zu Poissy mit Theodor Beza. Im Jahre 1562 nahm er am Trientiner Concil teil und ging ein Jahr darauf nach Rom, nachdem sein unglücklicher Bruder Franz, der Herzog von Guise, bei der Belagerung der Stadt Orleans ermordet worden war. Der Cardinal von Lothringen,

der große Feind der Huguenotten, starb zu Avignon im Jahre 1574.

15. Mai 1551. Der hochgeehrte Giovanni Alberto di Lucretio von Deutschland. Dies ist der bekannte Gegner Gumppenbergs. Sein Familienname war Widmanstadt, der andere „Lucretius" ist nur akademische Erfindung. Er war ein Schwabe von dunkler Herkunft, in Nellingen bei Ulm im Jahre 1506 geboren. Nachdem er in Tübingen unter dem damals berühmten Rechtslehrer Jakob Jonas studirt hatte, kam er noch jung nach Italien, fast zu derselben Zeit wie Gumppenberg: in Turin hörte er den greisen Dattilo, welcher noch Lehrer des Pico von Mirandola gewesen war. Dann ging er nach Rom, wo er Familiar des Cardinals Egidius von Viterbo wurde, und dieser große Orientalist unterrichtete ihn in der griechischen und hebräischen Sprache.

Widmanstadt befand sich im Jahre 1529 im Gefolge Karls V. in Bologna, als er den hochbetagten Teseo Ambrogio kennen lernte, der ihn die syrische Sprache lehrte. Wie manche seiner Zeitgenossen, wußte er praktische Thätigkeit mit der Liebe zu den Studien zu vereinigen; er hielt in den Hörsälen Turins und Neapels als Professor Vorlesungen, und diente doch dem Kaiser als Soldat im florentiner Kriege, und auch am neapolitanischen Feldzuge nahm er teil unter Garcia Manriquez.

Als er sich hierauf im Jahre 1532 zu Neapel aufhielt, nahm er bei dem gelehrten spanischen Juden Don José ben Fochai Unterricht im Talmud. Er war auch Schüler des Philosophen Agostino Niso, und des Johannes Laskaris in Rom. Hier lebte er lange Zeit im Dienst

20*

des deutschen Cardinals Schomberg, und des Papstes Clemens VII. Nach dessen Tode kehrte er in sein Vaterland zurück, ging aber im Jahre 1539 wieder nach Rom, als diplomatischer Agent der Herzoge von Baiern. Es war in dieser Zeit, daß sich Widmanstadt mit Gumppenberg tödlich verfeindete.

Auch im Jahre 1541 befand er sich in vertrauten Beziehungen zu Paul III., der ihn zum Domherrn St. Peters machte, um sich von ihm bei Gelegenheit das griechische Evangelium vorsingen zu lassen.

Im Jahre 1551, wo er das römische Bürgerrecht erlangte, muß er in der Stadt gewesen sein. Er stand damals im Dienste des Kaisers, der ihm die Würde eines Ritters des Reiches verliehen hatte. Darauf machte ihn bald nach dem Friedensschluß zu Passau der römische König Ferdinand zum Kanzler von Nieder-Oesterreich. Widmanstadt hatte sich mit Genehmigung des Papstes vermälen dürfen; als seine Gattin gestorben war, wurde er der Welt überdrüßig, er nahm wieder das geistliche Gewand und starb als Canonicus zu Presburg vor 1558.

Was diesen Mann besonders merkwürdig macht, ist das nicht geringe Verdienst, der erste Förderer der Studien syrischer und arabischer Sprache in Deutschland gewesen zu sein. Von seinen Schriften wurden noch bei seinem Leben gedruckt: Mahometis Abdallae filii Theologia dialogo explicata (1543), die Prima elementa syriacae linguae, und die Ausgabe des Neuen Testaments in syrischer Sprache, auf Kosten des Königs Ferdinand (1555).

Andere Schriften sind Manuscripte geblieben und be-

finden sich in den Bibliotheken Münchens und Wiens, darunter eine syrische Grammatik, ein Glossar derselben Sprache, eine arabische Grammatik, die lateinische Uebersetzung des Koran, und ein Bruchstück seiner Selbstbiographie. Er hatte auch persisch, russisch und armenisch gelernt.

Als unermüdlicher Reisender und Sammler kam er in Besitz vieler Bücher und Handschriften. In Rom sammelte er Papstbullen in mehren Bänden, welche heute die Münchner Bibliothek bewahrt. In Spanien erwarb er neben zahlreichen seltenen Drucken auch die erste in Europa bekannte arabische Grammatik, die Arte para ligermente saber la lengua araviga von Pedro di Alcala, Granada 1505 in 4°.

Unter seinen hebräischen Handschriften befinden sich einige Uebersetzungen classischer und arabischer Aerzte und Philosophen, wie des Aristoteles, Galenus, Averroes und Avicenna. Außerdem hatte er kostbare Ausgaben des Aristoteles, Hesiod und Homer, des Hippokrates, Heliodor und anderer Autoren gesammelt, und aus der Bibliothek des Lattanzio Tolommeo die vier Evangelisten in syrischer Uebersetzung an sich gebracht. Im Jahre 1533 schenkte ihm Clemens VII. die griechische Handschrift des Alexander Aphrodisiacus De sensu et sensibili.

Bei dem Erwerb solcher Schätze war er von seinen Freunden in Rom bereitwillig unterstützt worden, von Egidius, von Marcellus Cervinus, welcher später Papst wurde, von Schomberg, von Salviati und andern kenntnißreichen Männern. Wahrscheinlich ist es Egidius gewesen, der ihm den Codex Ravennas gab, jene unschätz=

bare ägyptische Papyrushandschrift, welche zu den Kleinodien der großen Münchner Bibliothek gehört.

Widmanstadt verkaufte am Ende seines Lebens seine Büchersammlung dem Herzog Johann Albert von Baiern. Sie bestand aus mehr als 330 Handschriften in verschiedenen Sprachen, und aus 500 seltenen Drucken. So sind diese Schätze in den Besitz der Bibliothek in München gekommen. Diese Bücher und Handschriften tragen meist die eigenhändige Bezeichnung ihres alten Eigentümers: Jo. Alberti Widmanstadii cognom. Lucretii Svevi.[1]

18. December 1553. Tarusio de Tarusiis von Montepulciano, Senator Roms.

18. März 1555. Diomede Caraffa.

8. November 1555. Der Cardinal Caraffa, Antonio Caraffa, Graf von Montorio.

Diese römischen Bürger sind die Nepoten Pauls IV., und es ist die Zeit der Inquisition. Welche unglückliche Nepoten, und unselige römische Bürger! Kaum vergehen vier Jahre und der Papst Pius IV. stellt sie unter Proceß; auch der römische Gemeinderat beeilt sich sie zu verurteilen, denn am 1. September 1559 fällt er den Beschluß, daß dem Giovanni und Antonio Caraffa das Bürgerrecht zu entziehen, und nur den Cardinälen derselben Familie zu lassen sei, aus Achtung vor ihrem

[1] G. E. Waldau, Albert von Widmanstadt, Kanzler von Oesterreich und großer Orientalist, Gotha 1796. Ueber seine Bibliothek hat G. Steigenberger eine Abhandlung geschrieben: Akad. d. Wissenschaften in München, 1784. Man sehe auch die Baier. Blätter für Geschichte, Statistik, Literatur u. Kunst, Jahrgang 1832.

Range.[1] Es waren dies der Cardinal Carlo, welcher dann am 4. März 1561 in der Engelsburg erwürgt wurde, Diomede, dem wahrscheinlich die erlittene Angst und Qual im Jahre 1560 den Tod zuzog, und Alfonso, der 1565 jung zu Neapel starb.

24. Januar 1560 der Cardinal Otto Truchseß von Augsburg.

24. Mai 1560. Wilhelm, Bruder des Cardinals und alle anderen Barone seines Hauses.

Der genannte Cardinal gehörte zu der großen Familie der Herren von Waldburg, die schon seit den Hohenstaufen wiederholt mit dem Amt des kaiserlichen Seneschals bekleidet wurde, bis Karl V. dasselbe in ihr erblich machte. Otto Truchseß hatte in Bologna studirt und hier mit seinem Lehrer Ugo Buoncompagni, dem späteren Papst Gregor XIII., Freundschaft geschlossen. In Rom wurde er Kämmerer Pauls III., sodann im Jahre 1543 Bischof von Augsburg, und 1544 Cardinal. Als er im Jahre 1560 auf sein eigenes Gesuch vom römischen Municipium für sich und seine Nepoten das Bürgerrecht erhielt, erwarb er sich um die öffentlichen Zierden Roms dadurch ein Verdienst, daß er seine Titelkirche, die S. Sabina, wieder herstellte. In Deutschland war Truchseß einer der mächtigsten Kirchenfürsten, der eifrigste Gegner der Protestanten, Förderer der Jesuiten und Gönner jenes Fanatikers Peter Canisius, welcher durch seine verderbliche Wirksamkeit in Deutschland die Elemente für den Dreißigjährigen Krieg vorbereiten half.

---

[1] Cred. I. T. VI, p. 36.

Truchseß gründete die Jesuitenakademie in Dillingen und ein Collegium desselben Ordens in Augsburg. Er kam öfters nach Rom. Hier legte er den Grundstein zum großartigen Bau der Jesuitenkirche, deren Plan sein Freund, der Cardinal Farnese, im Jahre 1568 von Vignola hatte entwerfen lassen. Er starb in Rom im Jahre 1573. Das ihn betreffende Ratsprotocoll lautet: „Nachdem die Consuln Pyrrhus Tharus, Pamphilius Pamphilii und Johann Baptista Cicchinus dem Senat wegen des an den Erlauchten Cardinal Otto Truchseß zu erteilenden Bürgerrechts Vortrag gehalten, haben Senat und Volk folgenden Beschluß gefaßt.

„Da in der Stadt Rom nach altem Herkommen immer diejenigen mit Freude aufgenommen worden sind, welche durch Adel und Tugend unserer Republik förderlich waren und das noch sein können, so haben auch Wir geglaubt, diesem rühmlichen Beispiel unserer Vorfahren treu zu bleiben. Weil nun Otto Truchseß Baron in Waldburg, des H. Röm. Reichs erblicher Dapifer, Bischof von Augsburg, Presbyter Cardinal von S. Sabina, und weil sein Bruder Wilhelm und alle Barone Truchseß in Waldburg durch den Glanz ihrer Familie wie durch eigene Würde und Trefflichkeit in hohem Maße verdienen, der römischen Bürgerschaft fortan beigesellt zu werden, so hat es dem Senat und Volk gefallen, den um Rom sehr verdienten Otto Truchseß, seinen Bruder Wilhelm und alle Truchseß Barone in Waldburg sammt ihren Kindern und Nachkommen in die römische Bürgerschaft aufzunehmen, sodaß dieselben aller der Ehren teilhaftig sind, die von den als römische Bürger Geborenen oder dazu rechtskräftig Ge-

machten genossen werden. Damit erklären der Senat und das Volk Roms, daß sie jenen mit dem Bürgerrecht weniger ein Geschenk machen, als eine Pflicht gegen sie erfüllen, weniger ihnen eine Gunst erweisen, als solche selbst von ihnen empfangen, und daß sie ihnen zu großem Dank verpflichtet sind, weil dieselben durch die Annahme der bürgerlichen Würde der Stadt eine hohe Zierde und Ehre verleihen. Diesen Beschluß haben die genannten Consuln dem Schreiber des Römischen Senats und Volks niederzuschreiben aufgetragen. Im Jahr von der Gründung der Welt CXLCCC X, nach Christi Geburt MDLX, an den IX Kalenden des Februar.

„Mit beigefügtem Siegel aus vergoldetem gediegenem Silber, auf dessen einer Seite das Wappen S. P. Q. R., auf der anderen die über Waffen sitzende Roma sich befinden.

Julius Horologius Scriba
S. P. Q. R.“

Man wird aus diesen überschwänglichen Schmeicheleien erkennen, daß der alte Bürgerstolz und das Unabhängigkeitsgefühl der Römer in jener Zeit erloschen war.

11. Juni 1560. Der Cardinal von Trient und seine Nepoten. Dies ist Cristoforo Madruzzi, der Freund des Truchseß, des Alessandro Farnese, des Stanislao Osio, des Ugo Buoncompagni, welche alle seine Studiengenossen auf der Universität Bologna waren. Madruzzi hatte unter Paul III. im Jahre 1542 den Cardinalspurpur erhalten. Er kam zum ersten Mal nach Rom 1545, und kehrte sodann mehrmals dorthin zurück als Gesandter

des Kaisers. In seiner eigenen bischöflichen Kirche zu Trient nahm das berühmte Concil seinen Sitz. Der Cardinal starb zu Tivoli im Jahre 1578. Er war wie Truchseß einer der größten Kirchenfürsten seiner Zeit. Tizian machte sein Bildniß in Augsburg zu derselben Zeit, als er das berühmte Bild Karls V. malte, welches diesen Kaiser in Waffen darstellt, sitzend auf dem Schlachtroß von Mühlberg. Cavalcaselle bemerkt, daß sich das Porträt Madruzzi's im Hause Salvadori zu Trient befindet. Jene beiden römischen Bürger, Truchseß und Madruzzi, vergegenwärtigen uns die merkwürdige Epoche des Trientiner Concils.

12. October 1560. Carlo Sigonio. Diesem Modenesen, dem verdienten Reformator der Wissenschaft römischer Geschichte, wurde das Bürgerrecht ausdrücklich als Belohnung für einige seiner kleineren Schriften erteilt. Zwar hatte er bereits seine gelehrte Arbeit über die Fasti Consulares (Venedig 1556 und Basel 1559) veröffentlicht, aber seine Hauptwerke, die Historiae de Regno Italiae und de occidentali imperio erschienen erst nach 1560. Der römische Gemeinderat schlug für Sigonius auch einen Lehrstul in Rom vor, doch diesen erhielt er nicht hier, sondern im Jahre 1563 in Bologna.

Der Ratsbeschluß lautet:

„Die in den Wissenschaften ausgezeichneten Männer sind würdig, von Allen geachtet und gefördert zu sein, zumal von denjenigen, welchen sie Gutes erwiesen, und deren Andenken sie mit rühmlicher Mühe verewigt haben. Das sagen Wir Euern Herrlichkeiten, weil Carolus Sigonius, ein hervorragender Gelehrter, seine Liebe zu dieser

erlauchten Stadt durch ein unserm Herrn Pius IV ge-weihtes Werk erwiesen hat, worin er das alte Recht der römischen Bürger behandelt hat. Gegenwärtig hat er noch eine andere Schrift über das antike Recht Italiens verfaßt und dem Römischen Senat und Volk gewidmet. Auf Grund seiner fortgesetzten Ergebenheit gegen diese unsere Vaterstadt haben wir es für unsere Amtspflicht erachtet, denselben Ihnen zu einer Auszeichnung zu em-pfehlen, die seinen Tugenden und seiner Ergebenheit an-gemessen und dieses Volkes würdig sei.

„Auf diesen Vorschlag wurde Carolus Sigonius unter lebhaftem Zuruf mit dem römischen Bürgerrecht und den damit verbundenen Privilegien beschenkt. Außerdem ward beschlossen, daß die Erlauchten Herren Conservatoren und der Prior zugleich mit vier anderen Abgeordneten an seine Heiligkeit das Gesuch richten sollen, den vorgenannten Herrn Carolus als öffentlichen Professor in Rom mit an-gemessenem Gehalte anzustellen."

2. December 1560. Einige Grafen Arco, unter ihnen Prospero, der kaiserliche Botschafter beim heiligen Stul.

2. December 1560. Pirro Ligorio. Dieser edle Neapolitaner, ein trefflicher Architekt und Maler, aber als Antiquar ein gewissenloser Fälscher, hatte im Auf-trage Pius' IV. in dem genannten Jahre sein vorzüglich-stes Bauwerk begonnen, nämlich die schöne Villa Pia in den vaticanischen Gärten. Unter der Regierung Pius' V. stand ihm als Architekt der Fabbrica des S. Peter Vignola zur Seite.

30. December 1560. Alessandro Crivelli, Se-nator Roms.

11. Juli 1561. Der Botschafter Portugals, dessen Namen nicht bezeichnet ist. Er erhielt das Bürgerrecht in Folge seines Bittgesuchs.

26. September 1561. Paolo Manuzio. Dieser dritte Sohn des großen Aldus war Director der Tipografia Pio-Manutiana in Rom. Er machte sich um die Wissenschaft besonders verdient durch seine kostbaren Ausgaben griechischer und lateinischer Classiker, namentlich Cicero's. Er starb 1574 in Venedig, wo er die Druckerei seines Vaters übernommen hatte.

26. September 1562. Monsignor de Lille, Botschafter Frankreichs. Seither wurde das römische Bürgerrecht zu einer Decoration herabgewürdigt, indem dasselbe ohne weiteres fremde Gesandte erhielten, wenn es der Papst begehrte.

1562. Gonzaga von Mantua. Cibó von Massa.

7. Juni 1563. Der Cardinal Carlo Borromeo. Der große Heilige war damals erst 22 Jahre alt, aber schon 1560 hatte er von Pius IV., seinem mütterlichen Oheim, die Würde des Cardinals und das Bistum Mailand erhalten.

13. März 1567. Biagio Bassotti, Senator Roms, welcher für sich und seine Söhne um das Bürgerrecht nachgesucht hatte.

VI.

13. März 1581. Michel de Montaigne. In den Registern des Capitols fand ich Montaigne nicht aufgezeichnet; aber er selbst spricht von seinem Bürger-

brief im zweiten Bande seines Reise-Journals, und noch ausführlicher im neunten Capitel des 3. Buches seiner Essais; und hier hat er auch den Wortlaut des Diploms wiedergegeben.

Während der Religions- und Bürgerkrieg durch Frankreich tobte, hatte Montaigne in der Einsamkeit seines väterlichen Schlosses in Périgord seine Essais geschrieben, die zu Bordò im Jahre 1580 im Druck erschienen. Er ging sodann auf Reisen, nach Deutschland, der Schweiz und Italien, und befand sich in Rom im März 1581.

Montaigne selbst hat eingestanden, daß ihn Eitelkeit trieb, nach der Würde des römischen Bürgers zu streben. Da er keinen Titel des Verdienstes um die Stadt besaß, so erreichte er seinen Zweck durch einflußreiche Freunde und den Willen des Papstes Gregor XIII., nachdem er selbst das herkömmliche Bittgesuch an den Gemeinderat gerichtet hatte.

„Ich bemühte mich", so schreibt er, „und setzte alle meine fünf Sinne in Bewegung, um den Titel des civis romanus zu erlangen, sei es auch nur aus Rücksicht auf seine alte Ehrwürdigkeit und die religiöse Erinnerung an seine ehemalige Bedeutung. Die Sache hatte ihre Schwierigkeit, doch überwand ich diese, ohne mich irgend einer Gunst anderer, auch nicht der eines einzigen Franzosen zu bedienen. Die Autorität des Papstes allein wurde dazu verwendet, und zwar durch Vermittlung seines Majordomus Philipp Masotti, welcher aus besonderer Freundschaft zu mir sich für mich bemühte. An den 3. Iden des März 1581 wurde der Bürgerbrief ausgefertigt und mir am 5. April rechtskräftig über-

liefert, in derselben Form und mit denselben wolgewogenen Worten, die man für Herrn Jacomo Buonconpagni, den Herzog von Sora, des Papstes Sohn, gebraucht hat. Dies ist ein leerer Titel; allein ich empfand ein großes Vergnügen, ihn zu erlangen."

Der geistreiche Montaigne bediente sich seines eigenen Beispiels, um die Eitelkeit der Menschen zu verspotten, und so sagte er in einem seiner Essais: „Unter den nichtigen Ehrenbezeigungen gibt es keine, welche meiner eiteln Laune so wolgefiel als der authentische Bürgerbrief Roms, der mir bei meinem letzten Aufenthalte dort ausgehändigt wurde, eine pomphafte Bulle mit Siegeln und in goldenen Lettern, mit aller graziösen Liberalität erlassen." Zum Schluß ruft er aus: „Da ich sonst nirgend Bürger bin, so freut es mich gar sehr, dies von der edelsten aller Städte zu sein, welche es gegeben hat und jemals geben wird."

Das Diplom Montaigne's, in lateinischer Sprache, wurde vom römischen Senat decretirt, als Orazio Massimi, Marzio Ceci und Alessandro Muti Conservatoren waren. Es trägt das Datum: anno ab urbe condita CXϽCCCXXXI post chr. nat. MDLXXXI. 3. Id. Martii. Die Formel weicht etwas von der gewöhnlichen ab. Da Montaigne Edelmann war, wurde er auch zum Patricier Roms ernannt.

10. Mai 1585. „Ihre Excellenzen, die Herren Mantius Xurinosuque Masiu Jonokuri, Sohn des Königs, vom Erlauchten Könige Franz von Bungo als Gesandter an Se. Heiligkeit geschickt, und Michael Ilmonosuque Novocazu. In Wahrheit, dem ehrenwerten Gemeinderat und

dem Scriba Senatus ist es nicht leicht geworden, so furchtbar barbarische Namen auszusprechen und niederzuschreiben. Aber sie konnten das mit Geduld zu Stande bringen. Denn hatte nicht Gregor XIII. in der weiten Welt 23 Jesuitencollegien gestiftet, um die Jugend in den verschiedensten Sprachen unterrichten zu lassen? Gab es nicht in Rom selbst das germanische, britische und römische Collegium, und die der Neophyten, Griechen und Maroniten? Hatte nicht der gelehrte Papst die Congregatio de Propaganda fide eingerichtet, den großen Bau des Collegium Romanum begonnen und das berühmte Seminar mit einer wahren Flut von Reden in nicht weniger als 25 menschlichen Sprachen eingeweiht?

Die feierliche Absendung der vier edeln Japaner nach Rom war die Wirkung der Mission der Jesuiten, welche kühn in die verschlossenen Länder Tonkin und Japan eingedrungen waren. Die Gesandten hatten damals die Taufe empfangen, wie ihre Fürsten, die Könige von Bungo, der Arimer und Amariner. Nachdem sie drei Jahre zu ihrer Reise gebraucht, zogen sie von der Villa Julia vor der Porta del Popolo festlich in die Stadt ein, am 23. März 1585. Sie überreichten dem Papst im öffentlichen Consistorium ihre in japanischer Sprache geschriebenen Beglaubigungsbriefe, welche ein in diesem Idiom wol bewanderter Jesuit auf der Stelle übersetzte. Der Papst weinte vor Rührung, und dies war die letzte Freude seines Lebens; denn 18 Tage darauf starb er. Ohne Zweifel hatte er für die Japaner das Bürgerrecht verlangt.

Als diese Fremdlinge von den äußersten Grenzen

Asiens zu cives romani erklärt wurden, konnte niemand voraussehen, daß 300 Jahre später unter andern Botschaftern fremder Mächte in Rom auch Gesandte Japans ihren Platz einnehmen würden, nicht mehr von Jesuiten begleitet, noch beim Papst beglaubigt, sondern beim Könige Italiens, und zwar echte heidnische Japaner, die trotzdem am Hofe und in der vornehmsten Gesellschaft Roms mit denselben Ehren empfangen wurden, wie die Botschafter Spaniens, Oesterreichs und Frankreichs. Die japanischen Gesandten aber haben ihre Creditive dem Könige Italiens in demselben Palast des Quirinal überreicht, dessen Bau jener Papst Gregor XIII. im Jahre 1574 begonnen hatte.

Die Copie des Bürgerbriefs für die Japaner befindet sich nicht im Archiv des Capitols; aber das Original wird noch in Jeddo gezeigt, wo es in den Besitz des Grafen Fé d' Ostini, des italienischen Gesandten am Hofe des Micado, gekommen ist. So versicherte mir ein Landsmann, welcher dasselbe dort gesehen hatte.

Am Ende des 16. Jahrhunderts würde ich noch Torquato Tasso als römischen Bürger aufzuweisen haben, wenn nicht den unglücklichen Dichter der Tod um seine feierliche Krönung auf dem Capitol gebracht hätte; denn diese hatte ihm das römische Municipium zuerkannt.

Ich bemerke zum Schluß, daß jeder römische Bürger Candidaten des Bürgerrechts vorschlagen durfte, nur mußten sich diese mit einem Bittgesuch an den Gemeinderat wenden, den nicht häufigen Fall der Erteilung des Bürgerrechts honoris causa ausgenommen. Durch Decret vom 11. Mai 1548 wurde festgestellt: daß vier gentiluomini

im Rat sich über die Eigenschaften der Vorgeschlagenen unterrichten und darüber an das geheime Consilium Mitteilung machen sollten.

Die Geistlichen blieben fortdauernd aus der Bürgerschaft ausgeschlossen. Ein Decret vom 8. Februar 1574 bestimmte: „Daß zu römischen Bürgern nur solche ernannt werden können, welche anwesend sind und auf dem Capitol erscheinen, die im geheimen Consilium durch Deputirte und von zwei Dritteln des Rats anerkannt und in einem zweiten geheimen oder öffentlichen Consilium als Bürger aufgenommen sind. Nur erlauchte und berühmte Männer können auch abwesend zum Bürgerrechte zugelassen werden, in keinem Falle aber sind Geistliche zuzulassen."

Es war Regel, daß der neue Bürger sich in Person zum Gemeinderat begab, und wir bemerkten, daß er in älteren Zeiten in die Hände der Conservatoren den Treueid ablegen mußte. Sodann dankte er öffentlich dem römischen Volk; eine schöne und würdevolle Sitte, weil diese Feierlichkeit in der Seele des neuen Bürgers einen tiefen Eindruck zurücklassen mußte. In jener Sitzung vom 8. Februar 1574 wurde ausdrücklich verordnet: daß der Senatsschreiber nicht einmal Edelleuten den Bürgerbrief zuschicken dürfe, wenn sie nicht zuvor im öffentlichen Rate sich dargestellt hatten, zum Zweck des Gehorsams und des Dankes. (Ad effectum obedientiae et gratiae referendae.) Daher findet sich in den Registern jener Zeit bisweilen verzeichnet, daß Neubürger ihren Dank abgestattet haben. (Comparuit Joannes Henriquez civis alias creatus et Populo publice gratias egit.)

Die Bürgerbriefe, deren Form im Mittelalter so

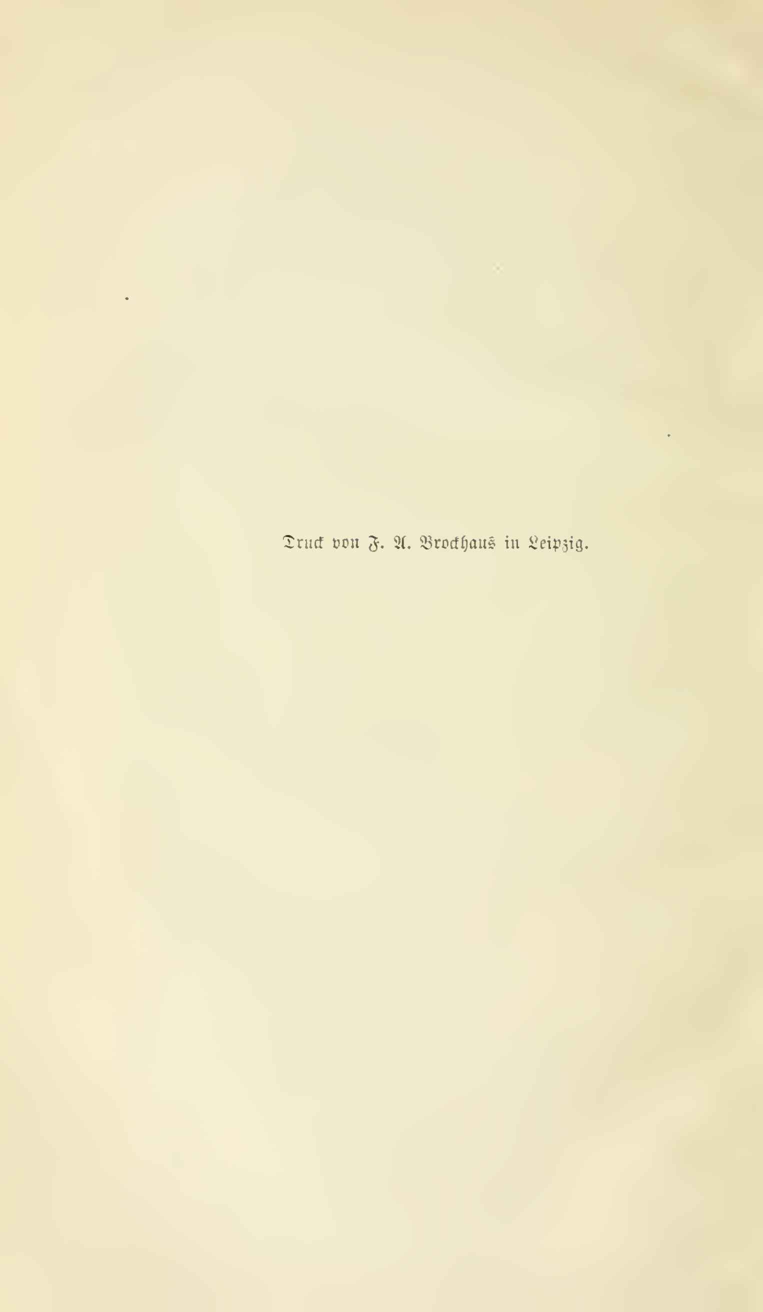
würdevoll und feierlich gewesen war, wurden noch bis 1871 in lateinischer Sprache geschrieben. Eine Notiz, die ich dem Archiv des Capitols entnehme, sagt Folgendes: „Die Bürgerdiplome, welche die Erlauchten Conservatoren Roms erteilen, haben drei Grade. Der erste wird titulirten Personen und Patriciern gegeben, und zwar aus Rücksicht auf die Ehre des römischen Volks, in einem Libretto aus vergoldetem Pergament auf einem Blatt von carmoisinrotem Corduan mit Goldarabesken; darauf sind die Wappen des Römischen Volks und der betreffenden Person angebracht, sowie auch im Libretto selbst auf allen Blättern des Diploms. Die Fronte hat Goldbuchstaben in antiker runder Schrift; das Privilegium selbst ist in formatello ausgeschrieben, mit dem Siegel des Volks aus rotem Wachs, welches an einer rot-goldenen Schnur hängt mit gleichem Quast, und in einer ciselirten silbernen Kapsel liegt. Das Libretto ist mit Bändern von Carmoisinbrocat geziert. Mit diesem Diplom erlangt der zum Bürger gemachte Fremde von Adel den Rang des römischen Patriciers. Die Kosten für dasselbe betragen gewöhnlich 35 Scudi.

„Der zweite Grad ist für Adelige ohne Titel, und wird ebenfalls in einem Libretto erteilt, welches aber weniger kostbar und ohne Goldschmuck ist. Die Kosten dafür betragen etwa 25 Scudi. Der damit Beschenkte erhält den Rang eines römischen Nobile.

„Das Diplom dritten Grades wird auf Pergament geschrieben, im Wert von 6 Scudi. Wer dies erlangt, erhält alle Privilegien der römischen Bürger, also das Recht auf geistliche Benefizien in Rom, auf den Eintritt

in Seminare, und anderes. Alle drei Grade werden für die Person, ihre Kinder und Nachkommen in infinitum erteilt, und dazu bedarf es eines von ihrer Stadt oder ihrer Heimat ausgestellten Zeugnisses über ihre Herkunft, Geburt, Titel, Adel und Bürgerrecht, wie über ihren moralischen Charakter."

Erst im Jahre 1746 wurde eine neue Formel der vom römischen Municipium an Neubürger zu erteilenden litterae civilitatis festgestellt. Dies geschah durch die am 4. Januar erlassene Constitution Urbem Romanam Benedicts XIV.



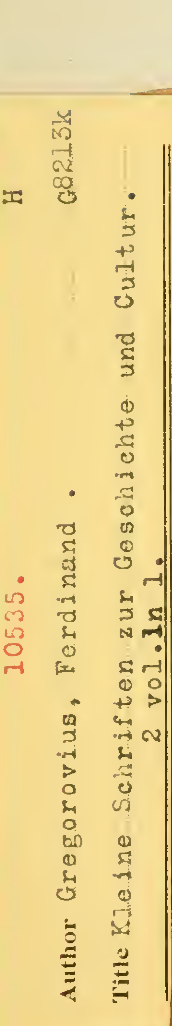
Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.










10535.
H
Author Gregorovius, Ferdinand .
G8213k
Title Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur.
2 vol.In 1.

